H. Ullrich

Deutsche Musteraufsätze

Ein stilistisch-theoretisches Lesebuch für die Mittel- und Oberstufe höherer Schulen

Leipzig und Berlin
Verlag von B. G. Teubner

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Drei Bücher für die Jugend von Dr. K. Kraepelin:

Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim.

Naturstudien im Hause.

Plaudereien in der Dämmerstunde.

2. Aufl. In Leinwand geb. M. 3.20.

Es ist eine Perle unter den Jugendschriften belehrenden Inhalts geworden und sollte in keiner Jugendbibliothek fehlen. Wir wünschen den Plaudereien des Dr. Erhardt mit seinen fröhlichen Jungen die weiteste Verbreitung, zumal sie sich auch [illegible] in einem so schmucken Gewande [illegible] (Hamburger Correspondent 10. September 1901.)

Naturstudien im Garten.

Plaudereien am Sonntag Nachmittag.

In Leinwand geb. M. 3.60.

Daß die gewählte Form des Dialoges in der von Kraepelin gegebenen Ausführung sehr wohl geeignet ist, für Knaben eine [illegible] Lektüre zu bilden, kann der [illegible] der des [illegible] einen Band der Naturstudien wiederholt als Prämie gegeben hat [illegible] Diese Naturstudien eignen sich vortrefflich in Geschenken seitens der Schule, bei [illegible] Vorschlag der Biologe wegen der meist zu hohen Kosten wirklich brauchbarer Werke leicht in Verlegenheit gerät. (Naturwissenschaft XIII, S. 15.)

Naturstudien in Wald und Feld.

Spaziergangs-Plaudereien.

In Leinwand geb. M. 3.60.

Die Naturstudien in Wald und Feld reihen sich den früheren Bänden ebenbürtig an und besitzen gleichfalls einen selbständigen Charakter. Es wird keine beschreibende Naturgeschichte getrieben, sondern wir werden vielmehr in den Geist der Natur, in die Gesetze des Werdens und Vergehens und in die kunstvolle Bedeutung einzelner Lebewesen und ganzer Gemeinschaften eingeführt, wobei auch nicht unterlassen wird, hin und wieder auf die [illegible] Seite der Naturfreude hinzuweisen. (Pädagogische Reform 18. Dezember 1901.)

Streifzüge durch Wald und Flur.

Eine Anleitung zur Beobachtung der heimischen Natur in Monatsbildern. Für Haus und Schule bearbeitet von Oberlehrer Bernhard Landsberg. Dritte Auflage. Mit 84 Illustrationen nach Originalzeichnungen von Frau H. Landsberg. 1900. In Originalleinwandband M. 5.

[illegible]

[illegible]

UNIVERSITY OF
[illegible] LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

Heimatklänge aus deutschen Gauen.

Für jung und alt ausgewählt von **Oscar Dähnhardt.** Mit Buchschmuck von Robert Engels. I Aus Marsch und Heide. Niederdeutsche Gedichte und Erzählungen. II Aus Rebenflur und Waldesgrund. Mitteldeutsche Gedichte und Erzählungen. III Aus Hochland und Schneegebirg. Oberdeutsche Gedichte und Erzählungen. In künstlerischem Umschlag geheftet je *M.* 2 —, gebunden je *M.* 2 60.

Denn diese drei Bände stellen, wie sie nun vorliegen, eine Übersicht über die deutsche Mundartdichtung aller Gaue dar wie wir sie in solcher Art bisher noch nicht gehabt haben eine inhaltlich charakteristische Auswahl, die sich darbietet als ein gutes Stück deutscher Volkskunde eine solche aus der die Jugend Freude an der Mundart lernen, aus der der Erwachsene Belehrung für die Eigenart der verschiedenen Stämme und Provinzen des deutschen Vaterlandes gewinnen soll

Leipziger Zeitung, 24. Dezember 1901.

Deutsche Götter- und Heldensagen.

Von Dr. **Adolf Lange,** Direktor des Gymnasiums und der Realschule zu Hofstatt. Nach den besten Quellen für Haus und Schule dargestellt. Mit zwölf Originallithographieen von Robert Engels. Zweite, verbesserte Auflage. gr. 8. In künstlerischem Originalleinenband *M.* 6 —

Den ehrwürdigen Sagen, die in grauer Vorzeit der Geist des deutschen Volkes sich von seinen Göttern und Helden geschaffen hat, wollen Adolf Langes deutsche Götter und Heldensagen neue Freunde unter der deutschen Jugend gewinnen, wie sie ihnen schon Tausende gewonnen haben. In neuer Gestalt, mit 12 prächtigen, mehrfarbigen Originallithographieen des rühmlich bekannten Künstlers Robert Engels, tritt das Buch in neuem Gewande vor seine Leser. Gemütvoll wie das Märchen, dem deutsche Urväter sinnen die Mären von den alten Helden, von Wunder und Wahan, von Donar und Wodan, von Freia Holle und Wuotan. Und mutig und kraftspendend klingt die Sage von den großen Taten und erhebenden Schicksalen unserer Helden. Stoffe und Darstellung sind gleich geeignet, die Jugend zu erfreuen und zu begeistern.

Deutsche Heldensagen.

Dem deutschen Volke und seiner Jugend wiedererzählt von **Karl Heinr. Reck.** Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage, besorgt von Dr. Bruno Busse. I. Band. 1. Teil: Gudrun. 2. Teil: Nibelungen. Mit 7 Originallithographieen von Robert Engels. gr. 8. In geschmackv. Leinenband mit Zeichnung von Robert Engels *M* 3 —

In seiner Heldensage hat das deutsche Volk des Mittelalters sein Denken und Empfinden, sein Lieben und sein Hassen am kürzesten ausgeprägt. Hier offenbart sich der Geist deutscher Vorzeit auch heute am echtesten. Darum darf die deutsche Jugend nie vergessen, wie Siegfried mit dem Drachen stritt, wie der Königin Brunhild mit starker Hand unter der düstere Hagen am Rhein brennen den arglosen Helden erschlug und wie die schöne Kriemhild den Mord des Gatten an den Nibelungen rächte. Hier soll sie die Erzählung an Gudruns aufopfernde Treue, an die listenreiche Klugheit der schiedsrichterlichen Wate, an die Tapferkeit Hagens und seiner Gesellen, der grausen Hexe Hildburg, an Wate und Hildens Sohn Wate und an Dietrichs Heimkehr in dies Buch zu immer neuer Freude und Begeisterung lesen. Darum ist es beklagenswert, daß in vielen Jahrhunderten der Burschen aller Welt des Lesens kundig war, auf den Herrenschulen vorzugsweise die lateinischen Wunderlichkeiten zu kürzen, oder wie sie der saure Spitzbube unter den Lehrern den lateinischen Dorfbuben ohne Zweck

Künstlerischer Wandschmuck

für Schule und Haus

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig und Berlin [illegible] es sich zur Aufgabe gestellt, große ursprüngliche, farbenfrohe Kunst zu billigen Preisen zu bieten. Im G[illegible] zu Reproduktionen, bei denen auch das Beste durch [illegible] oder mechanische [illegible] an künstlerischem Werte [illegible] [illegible] stellen die [illegible] auf [illegible] im Druck erwirkt, [illegible] Einzel[illegible] Werk sind.

Solche Bilder aber sind vor allem auch geeignet, in unserer Jugend das Gefühl für das Schöne zu wecken und zu erziehen, sie durch ihre [illegible] Gegenwart an eine künstlerische Umgebung zu gewöhnen. Sie dürfen [illegible] ganz besonders zur [illegible], wie für die Schule so für das Haus empfohlen werden.

Bisher erschienen u. a. folgende Blätter:

Die mit * bezeichneten [illegible] 0 [illegible].

	i. [illegible] Mk.	[illegible] Pf.		i. Rahmen Mk.	Pf.
R. Bauer, G[illegible]	[illegible]	[illegible]	* [illegible] Kock, Fischerboote. [illegible]	6.	9.
[illegible] Bauer, S[illegible]	[illegible]	[illegible]	* [illegible] Dampfer im [illegible]burger Hafen. Nr. 6	6.	[illegible]
* [illegible]	[illegible]	[illegible]	F. Kallmorgen, Lokomotiven-Werkstätte. (Nr [illegible]	6.–	9.
[illegible]	6.–	[illegible]	A. [illegible] Kaiser Wilhelm I. [illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible] Werk b. Krupp [illegible]	[illegible]	[illegible]	G. Kampmann, Mondaufgang. Nr. 6.	6 –	9.–
E. Du[illegible]	6.	[illegible]	G. Kampmann, Bergland im Schnee. [illegible]	[illegible]	[illegible]
* W. C[illegible] Schwarzw[illegible] Nr. 14.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
* E. [illegible]ttmann, Vulkan [illegible] Stettin. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible] Fingerhut im [illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible] Römische Campagna. Nr. [illegible]	[illegible]	[illegible]
* [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible] Alt Heidelberg. Nr. [illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible] im Schnee. [illegible]	[illegible]	[illegible]	H. v. Volkmann, Die Sonne erwacht. [illegible]	6.	9.
* W. Georgi [illegible]ender Bauer. [illegible]	6.	[illegible]	[illegible] Volkmann, Wogendes Kornfeld. [illegible]	6.	[illegible]
F. [illegible]n, Am We[illegible] [illegible]	[illegible]	[illegible]			
F. Koch, Morgen im Hochgebirge. [illegible]	4	[illegible]			

Kleine Wandbilder für das deutsche Haus

Künstler-Steinzeichnungen

Preis eines jeden Blattes 2 Mark [illegible] Pfennig.

Bildgröße [illegible]0 cm, mit Papierrand 5[illegible] 44 cm.

[illegible]. Lang, [illegible] Stadt [illegible]. — [illegible] von Volkmann, Frühling [illegible]. — [illegible]. Hiese, Einsamer Hof.
[illegible]02. [illegible]markt — [illegible] — [illegible]
[illegible]. [illegible] — [illegible]6. von Volkmann, Abend [illegible] — [illegible]
[illegible] — [illegible]. Du Bois[illegible] im Tempel [illegible]
[illegible]ff. [illegible] — E. [illegible]

Leinwandmappe in 10 Blättern in [illegible] Ausführung zum Preise von Mk. [illegible]
Kartonmappe mit 5 Blättern für Mk. 12.– [illegible] vorzüglich zu Geschenken.

Aus Urteilen der Presse.

[illegible] der neuen ,[illegible] [illegible] : [illegible] ,künstlerischen Wandschmuck' [illegible] B. G. Teubner in Leipzig und [illegible] [illegible]. 5.

Ausführliche illustrierte Kataloge unentgeltlich und postfrei [illegible] der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig.

Deutsche Musteraufsätze.

Ein stilistisch-rhetorisches Lesebuch

für die Mittel- und Oberstufe höherer Schulen

zusammengestellt von

Dr. Hermann Ullrich,
Oberlehrer.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage
in der neuen Rechtschreibung.

Leipzig und Berlin,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1903.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

438.6
D4896
1903

Vorrede.

Das hiermit den Fachgenossen vorgelegte Buch ist aus einem von mir seit langen Jahren gefühlten Bedürfnisse erwachsen. Seine Veröffentlichung wäre aber damit noch nicht gerechtfertigt, hätte ich nicht reichlichen Grund zu der Annahme, daß dieses Bedürfnis auch von anderer Seite empfunden, und wäre ich nicht in der Lage nachzuweisen, daß es auch von einer Reihe gediegener Schulmänner ausgesprochen worden ist.

Von der untersten Stufe des deutschen Unterrichts an bis hinauf zur höchsten sollten sich die vom Schüler geforderten Stilarbeiten anlehnen an Musterstücke, die der Schüler in seinem Lesebuche findet und die vorher genau besprochen und analysiert worden sind. Wenn auf der Elementarstufe, vielleicht auch noch auf der mittleren, fast alle Stücke der Lesebücher die Forderung erfüllen, als unmittelbare Vorbilder zu gelten, so leisten die der höheren Stufe zugewiesenen immer weniger diesen Dienst, weil sie hier ganz anderen Forderungen des Unterrichts entgegen kommen. Hier dienen sie fast ausschließlich dem Zwecke, dem Schüler neue Anschauungen zu vermitteln, zu klaren Begriffen zu verhelfen und das Gefühl für eine schöne und angemessene Darstellung auszubilden. Da die für diese Stufe gewählten Schriftsteller nicht von vornherein für die Schule geschrieben haben, so sind die aus ihnen mitgeteilten Stücke meist aus einem größeren Zusammenhange herausgelöst und entbehren daher vielfach der geschlossenen Abrundung, die wir in erster Reihe von Schülerarbeiten fordern. Ich sehe dabei ganz davon ab, daß gewisse Aufsatzgattungen (Inhaltsangaben, Nacherzählungen von Gedichten, Chrien), die für den Schüler nach den verschiedensten Seiten hin instruktiv sind, sich bei jenen Schriftstellern überhaupt nicht finden, so daß der Schüler bei einer derartigen Aufgabe in seinem Lesebuche vergebens nach einem Muster sucht. Dies empfand ich schon zu einer Zeit, wo ich mit dem deutschen Unterricht noch gar nicht betraut war, als einen Mangel unserer Lesebücher, dem abzuhelfen vielleicht als verdienstlich gelten würde, und fand diese Meinung, je mehr ich die Fachliteratur kennen lernte, durch die Äußerungen einer Reihe trefflicher Schulmänner bestätigt. So äußert sich Bone*): „Hätten wir eine Sammlung von kleinen Aufsätzen in der Weise, wie wir sie von unseren Schülern gemacht wünschen, sie würde eine Epoche im deutschen Unterricht machen. Sie müßte beginnen mit einigen nach festen Regeln gegliederten Beschreibungen und Erzählungen, um dann durch strenge Begriffsentwickelungen, Reflexionen, Charakterschilderungen, kleine philosophische und historische Abhandlungen zu einer schöngebauten, künstlich verschlungenen Rede emporzusteigen. Daß ein solches Werk höchst schwierig ist und das Werk eines einzelnen nicht sein kann und nicht sein darf, versteht sich von selbst."

Der vortreffliche Laas**) kommt zu der gleichen Ansicht wie Bone: „Vor allen theoretischen Erörterungen wird es wie bei den Bemühungen um die Stilentwickelung das Geratenste sein, sich an konkrete Vorbilder zu halten.

*) Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Erster Teil. 52. Aufl. Einleitung S. XVIII.

**) Der deutsche Unterricht. Ein kritisch-organisatorischer Versuch. Berlin 1872. S. 152, 155, 192, 394 ff.

Wir bedürfen für die stilistische wie für die rhetorische Seite des Unterrichts eines tüchtigen Lesebuches, das gut geschriebene und verständig gegliederte Aufsätze enthält, die im wesentlichen als Muster gelten können." Weiter: „Man kommt um die Notwendigkeit eines einsichtsvoll angelegten deutschen Lesebuchs nicht hinweg. Es ist die unumgängliche konkrete Grundlage für alle rhetorischen Unterweisungen." Endlich: „Zu Grunde liegt (ihnen) die Lektüre und Verarbeitung deutscher prosaischer Musterstücke, die in stufenmäßiger Folge ihren Stoffen nach dem sonstigen Gesichtskreis der jedesmaligen Klasse naheliegen, die sich der Form nach für diejenigen Übungen, welche den einzelnen Standpunkten zufallen, zu Vorbildern, sowie für die betreffenden rhetorischen Belehrungen zu Unterlagen eignen. Diese Musterstücke sind enthalten in einem Schullesebuche. Es zerfällt in zwei Hauptteile, eines hat hervorragend stilistische, das zweite logisch-rhetorische Zwecke." — „Die Musteraufsätze brauchten auch nur Skizzen zu sein." Auch Linnig*) wiederholt die Forderung Bones mit dem Zusatze: „Und in der Tat, wer hätte nicht die Erfahrung gemacht, daß das Vorlesen eines guten Aufsatzes vor der Klasse weit größere Wirkungen hervorbringt als eine stundenlange Kritik von Fehlern?" — Und schon vor ihm hatte Cholevius**), über die sogenannten Musterstücke der im Gebrauch befindlichen Lesebücher sich äußernd, gesagt: „Man hat zwar sogenannte Musterstücke aus den Werken Lessings, Herders, Schillers, Goethes und sogar Jean Pauls***) für die Schule zusammengestellt, aber wir geraten immer in Verlegenheit, wenn wir eins derselben mit der bestimmten Beziehung auf ein von der Klasse behandeltes Thema vorlesen wollen. Diese Aufsätze sind meistens viel zu lang, als daß sich der Zusammenhang ihrer Teile übersehen ließe, und dennoch zugleich nur Bruchstücke aus größeren Abhandlungen; die wenigsten aber, was ein sehr erheblicher Übelstand ist, haben eine schulmäßige Form und sind nach derjenigen festen Anordnung entworfen, welche wir von Schülerarbeiten fordern, deren Wert nicht in besonderen Ergebnissen der Forschung, sondern hauptsächlich in der logischen Korrektheit des Verfahrens besteht." Hatte noch K. F. Meyer†) „den Mangel faßlicher Regeln mit bezeichnenden Beipielen für Tertia bis Prima, aus denen die Elemente der Stilistik, der Inventions- und Dispositionslehre für die aufsteigende Reihe der Aufsätze geschöpft werden können", einfach konstatiert und für seine Person nur dem Mangel an faßlichen Regeln in seinem Büchlein in geschickter Weise abgeholfen, so suchte Naumann††) in seinem vielverbreiteten Buche auch dem andern Mangel abzuhelfen durch Vermehrung der Musterbeispiele, „weil vielen Schülern damit ein wesentlicher Dienst geleistet wird", und so fügte Hense†††) dem dritten (Prosa-) Teile seines aus-

*) Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel. Paderborn 1871, Vorrede.

**) Dispositionen und Materialien. Zweites Bändchen. Einleitung.

***) Solche Sammlungen sind die von H. Kletke (deutsche Aufsätze. 1844), Mönnich (Auswahl deutscher Aufsätze und Reden. 1876), O. L. B. Wolff (Hausschatz deutscher Prosa. 1868), D. Sanders (deutsches Stilmusterbuch. 1886), R. Jonas (Musterstücke deutscher Prosa. 1882), P. Cauer (deutsches Lesebuch für Prima. 1887).

†) Aufsatzregeln für die oberen Klassen höherer Schulen. Hannover 1887. Vorrede.

††) Theoretisch-praktische Anleitung z. Abfassung deutscher Aufsätze. Leipzig 1874. Vorrede.

†††) Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Teil 3. Freiburg 1889. Vorrede.

gezeichneten Lesebuches acht aus den verschiedensten Stoffgebieten genommene Musteraufsätze hinzu, (die natürlich nur wenige Aufsatzgattungen vertreten), mit der Begründung: „Da die Aufsätze und Abhandlungen des Lesebuches, aus der Feder gelehrter Männer und bewährter Stilisten geflossen, wohl belehrend und anregend wirken, aber für Schüler nicht gerade als Muster zur Nachahmung bezeichnet werden können, die zu erreichen sie im stande wären, so sind acht Musteraufsätze für Schüler, verschiedenen Stoffgebieten entnommen, hinzugefügt worden."

Nachdem so durch die Stimmen trefflicher Schulmänner meine Bedenken, ob das von mir konstatierte Bedürfnis auch von anderer Seite empfunden würde, zerstreut waren, konnte ich an die Ausführung gehen. Dieser stellten sich aber, wenn eine die verschiedensten Forderungen befriedigende und für die verschiedenen Klassen und mehrere Jahrgänge ausreichende Anzahl von Musterarbeiten zusammengebracht werden sollte, große Schwierigkeiten entgegen. Als Fundort für solche Arbeiten boten sich zunächst die bekannten stilistisch-rhetorischen Handbücher und Dispositionssammlungen, von denen aber gerade die besten von vornherein ausschieden, weil sie nur Dispositionen, keine fertigen Arbeiten enthielten. Indessen fand sich nach und nach, trotz der scharfen Prüfung, der sie unterzogen werden mußten, eine leidliche Anzahl von Arbeiten zusammen, die als Grundstock der Sammlung dienen mochten, aber — von dem Umsetzen in die amtliche Orthographie abgesehen — sich manche Änderungen stilistischer Natur, auch Kürzungen im Inhalt gefallen lassen mußten. Denn wie ich mich für die Auswahl verantwortlich fühle, so möchte und muß ich auch einen Teil der Verantwortung für den Stil der aufgenommenen Stücke tragen, wenn ich auch die für die ausgesprochenen Gedanken nicht durchweg übernehme. Eine nicht unbedeutende Förderung wurde mir schließlich insofern zu teil, als die Fachgenossen immer häufiger aus ihrem Betriebe des deutschen Unterrichts heraus mit solchen Musterstücken an die Öffentlichkeit traten.*) Leider blieben ihre Arbeiten, weil zum größten Teil in Schulprogrammen erschienen, auf den Kreis der betreffenden Schulen beschränkt. Auch sie hielten für nötig, ihr Vorgehen zu rechtfertigen.

„Die Musterstücke aus klassischen Autoren haben gewiß sehr hohen Wert als Gegenstand der Erklärung und Analysierung; sie mögen auch Vorbilder sein für das letzte Streben: als Beispiele, wie der Schüler es hätte machen sollen, als Muster zur unmittelbaren Nachahmung eignen sie sich nicht. So sah ich mich durch das angedeutete Bedürfnis, hie und da unter der Überwindung der Scheu, Eigenes als Muster aufzustellen, veranlaßt, eigene Arbeiten über von den Schülern behandelte Themata zu fertigen. Maßgebend war hierbei, daß sie alle Forderungen, die an den Schüler gestellt wurden, erfüllten und zugleich nicht über seine Begriffe hinausgingen. Es sollte der Schüler wenigstens glauben: ja, so hätte ich es machen müssen und können. — Was so ziemlich in allen Arbeiten ich anstrebte, war erstens Abrundung, zweitens

*) F. Schöntag, Musteraufsätze aus der Schule für die Schule. Programm. Regensburg 1886/87. In Buchform: Regensburg 1887. Zweite Auflage. 1891; W. Vigelius, Aus dem deutschen Unterricht in der Prima: Der Lehreraufsatz als positive Korrektur der Schüleraufsätze. Programm. Frankfurt a/O. 1881; A. Hartert, Schulaufsätze, ein Beitrag zum deutschen Unterricht in den oberen Klassen. Programm. Gütersloh 1889; Bahnsch, deutsche Musteraufsätze für die Prima. Programm. Danzig 1892. A. Jonas, deutsche Aufsätze für die Mittelklassen höherer Schulen. Berlin 1895 8. A. Jonas, deutsche Aufsätze für die Oberklassen höherer Schulen. Berlin 1896. 8.

Beschränkung auf das Thema, drittens streng logischer Gang im einzelnen wie im ganzen, viertens sprachrichtige, der Sache angemessene, das Verständnis möglichst offenlegende Ausdrucksweise. Bald ging ich einen Schritt weiter. Ich benützte die Besprechung eines solchen Aufsatzes, um auf einen ähnlichen vorzubereiten. In der Auswahl, die ich biete, finden sich mehrfach Parallelthemata, Themata, die in Form und Inhalt gleichartig sind oder wenigstens wichtige Berührungspunkte haben. Ich brauche nicht zu fürchten, daß man einen geistlosen Mechanismus in einer solchen Übung finden wird; sollten aber geistlose Schüler sich eine Schablone aus der gegebenen Form machen, so halte ich das für ein geringeres Übel, als die gänzliche Form- und Planlosigkeit, mit der man immer zu kämpfen hat. Überdies boten mir eben diese Aufsätze selbst die Möglichkeit, einem Haften an einer einmal angelernten Form entgegenzuarbeiten." (Schöntag) — „Musteraufsätze? der Name mag, trotz des näher bestimmenden Zusatzes, manchem Leser ein wenig stolz klingen. Er bezeichnet aber in der Praxis des Unterichts nur eine Leistung, die wir jedem Lehrer des Deutschen, wofern er seiner Aufgabe gewachsen ist, zutrauen dürfen. Es hat nur nicht jeder Neigung und Muße, solche — immerhin zeitraubenden — Arbeiten anzufertigen. Daß sie den Schülern etwas nützen können, darf ich wohl annehmen. Beispiele wirken mehr als abstrakte Regeln. Wo finden wir nun in unserer Literatur Beispiele von solchen Arbeiten, wie wir sie gerade von unseren Schülern verlangen? Die Prosaschriften unserer großen Denker und Dichter sind gewiß eine herrliche Schule der Denkkraft und des Sprachgefühls; aber sie sind zu groß angelegt und verfolgen zu hohe Ziele, als daß sie gerade für die engbegrenzten und bescheidenen Aufgaben, die unseren Schülern gestellt werden müssen, die entsprechende Anleitung geben könnten. Mehr dienen diesen praktischen Zwecken schon die stilistisch-rhetorischen Lehrbücher, wie z. B. die Musterstücke deutscher Prosa von Richard Jonas. Aber auch hier finden wir bei genauer Prüfung eher Meister- als Musterstücke. Gehaltvolle Abhandlungen, gewiß, reiche Fundgruben der Geistesbildung, aber ihre Vorzüge sind oft zu eigenartig, als daß unsere Schüler sie in ihren praktischen Stilübungen nachmachen könnten. Neuheit und Ursprünglichkeit der Gedanken verleihen einem Aufsatze, der für durchgebildete und ausgereifte Leser geschrieben ist, ohne Zweifel den größten Wert. Ein Aufsatz, der für unsertige und werdende Stilisten lehrhaft sein soll, steckt sich ein bescheideneres Ziel Hier soll mehr die Form als der Inhalt die Aufmerksamkeit des Lesers beschäftigen." (Bahnsch.)

Aus den letzteren fünf Veröffentlichungen bereicherte sich meine Sammlung auf erfreuliche Weise. Aber immer noch fehlten für gewisse Gattungen, die nicht unvertreten bleiben durften, entsprechende Muster. Als sich trotz eifrigen Suchens in der mir zum großen Teil bekannten Fachliteratur schlechterdings nichts oder nichts mir passend Scheinendes finden wollte, war ich gezwungen, auf meine eigene Unterrichtspraxis zurückzugreifen. Dies wolle man im Auge behalten, wenn man unter den mitgeteilten Stücken auch ein kleines Dutzend vom Herausgeber gezeichnete antrifft. So gelang es schließlich, in einer längeren Reihe von Jahren — der Plan meines Buches ist mehr als zehn Jahre alt — eine stattliche Reihe von Arbeiten zusammenzubringen, die wohl alle an höheren Schulen vorkommenden Aufsatzgattungen vertreten und hoffentlich auch allen Anforderungen, die man an Musterarbeiten für Schüler stellen muß, gerecht werden. Bei der Zusammenstellung derselben galt es, den verschiedensten pädagogischen Forderungen zu entsprechen. Nicht nur mußte jedes Stück nach der logischen und stilistischen Seite die Kritik passieren können, die Stücke in ihrer Gesamtheit sollten auch möglichst die verschiedenen

Gedankenkreiſe widerſpiegeln, in denen ſich unſere Schüler bewegen, es mußten daher die verſchiedenen Seiten der Natur und des Menſchenlebens, die verſchiedenen Perioden ſeiner Geſchichte wenigſtens andeutungsweiſe zu ihrem Rechte kommen, die Stoffe mußten geeignet ſein, auch wo eine Arbeit keine Verwendung als Muſterſtück fand, dem ſonſtigen Unterricht zur Belebung oder Förderung, zur Stütze, zur Ergänzung zu dienen; es iſt endlich darauf Bedacht genommen worden, an einem und demſelben Thema die Verſchiedenheit der Behandlung zu zeigen. So gibt Nr. 16. die Schilderung des Lebens und Treibens auf dem Bollwerk zu Königsberg, Nr. 47. die Begriffsbeſtimmung eines Bollwerkes. So erhält der Schüler in Nr. 36. die theophraſtiſche Charakterſchilderung eines Müßiggängers, in Nr. 48. die Begriffsbeſtimmung des Müßiggangs und in Nr. 80. eine Unterſuchung über die Urſachen des Müßiggangs. Dieſe teils im Weſen meiner Arbeit liegenden, teils ſelbſtgeſtellten Forderungen erſchwerten natürlich die Gewinnung einer genügenden Anzahl von Muſterſtücken ganz erheblich. Und ich bin darauf gefaßt, daß bei der Vielheit der in Betracht kommenden Stoffe und bei der faſt noch größeren Mannigfaltigkeit der perſönlichen Neigungen mein Buch viele Wünſche unbefriedigt laſſen wird. Ich ſelbſt vermiſſe noch gewiſſe Arten von Themen darin, die in muſtergültiger Bearbeitung zu beſchaffen mir für jetzt nicht möglich geweſen iſt. Gern hätte ich ferner, entſprechend meiner Anſchauung von der Nützlichkeit einer beſonnenen Wiederaufnahme der ſeit langer Zeit vornehm beiſeite geſchobenen Sprach- und Denkübungen, die auf Vollanſtalten in einer philoſophiſchen Propädeutik zu gipfeln hätten, ein reichliches Material zu ſolchen logiſch-rhetoriſchen Übungen meiner Sammlung eingefügt, war aber einer beifälligen Aufnahme desſelben durchaus nicht ſicher, ſo daß die Abſicht zunächſt fallen gelaſſen wurde.

Ich bin nicht der Meinung Bones (ſ. o.), daß eine ſolche Sammlung von Muſteraufſätzen, wenn in die Hände der Schüler gelegt, im deutſchen Unterrichte Epoche machen werde — dazu bedürfte es erſt noch der Erfüllung einer ganzen Reihe von anderen Vorausſetzungen —, wohl aber verſpreche ich mir von ihr, ſo unvollkommen auch die meinige in dieſer ihrer erſten Geſtalt ſein oder gefunden werden mag, eine Förderung des deutſchen Aufſatz-Unterrichts, die um ſo bedeutender ſein wird, wenn die Herren Fachgenoſſen ſich dazu verſtehen werden, abgerundete Aufſätze aus ihrer Praxis heraus zur Verfügung zu ſtellen, ſo daß Unvollkommenes meiner Sammlung durch Beſſeres erſetzt werden kann, ſofern eine Neuauflage dazu überhaupt Gelegenheit geben ſollte.

Zum Schluſſe ſpreche ich den Herren Verfaſſern der hier mitgeteilten Muſterarbeiten und den in Betracht kommenden Verlegern, die, meiſtens überaus bereitwilligſt, „im Intereſſe der guten Sache“ die Benutzung ihrer Arbeiten gütigſt geſtatteten, auch an dieſer Stelle meinen verbindlichſten Dank aus. Möge die Art, wie ihre Arbeiten hier Verwendung gefunden haben, in ihnen nicht ein Gefühl der Enttäuſchung und des Bedauerns hervorrufen. Damit empfehle ich meine Sammlung der Sachkunde wie der Nachſicht der Fachgenoſſen.

Chemnitz, Dezember 1898.

Dr. Hermann Ullrich.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Früher als ich erwarten durfte, hat die freundliche Teilnahme der Herren Fachkollegen eine zweite Auflage meines Buches nötig gemacht. Darf mir das als Beweis gelten, daß es, wenigstens im allgemeinen, einem Bedürfnis derselben entgegengekommen ist, so wage ich zu hoffen, daß es auch als rhetorisches Lesebuch in den Schulen noch eine häufigere Verwendung finden wird als bisher schon, genau mit dem erwarteten Nutzen, geschehen ist.

Die neue Auflage nennt sich eine verbesserte und vermehrte. Die Verbesserungen beziehen sich zunächst auf die Tilgung einer kleinen Reihe stehengebliebener Druckfehler, auf eine peinliche Nachprüfung aller in den Aufsätzen erwähnten Tatsachen, desgleichen der Citate, weiter auf eine nochmalige Durchfeilung des Stils der Arbeiten, eine Umstellung der Nummern und endlich auf die Ausscheidung von vier Aufsätzen, die mir oder anderen nach dieser oder jener Seite nicht genügten; die Vermehrung liegt in der Abrundung der bisherigen Zahl der Arbeiten (88) auf 100, wobei die mittlere Stufe vorzugsweise bedacht worden ist. Für die vier gestrichenen Nummern wurden vier andere eingeschaltet, so daß das Neue 16 Nummern umfaßt.

Selbstverständlich sind seitens der Kritik manche Wünsche ausgesprochen worden, ebenso selbstverständlich bin ich bemüht gewesen, diesen Wünschen zu entsprechen. Das fand aber seine Grenze an der Idee und Anlage des Buches und an meinen pädagogischen Überzeugungen. Wenn z. B. die Hinzufügung einer Reihe von Aufsätzen für die Unterstufe gewünscht worden ist, so konnte ich darin nicht willfahren, weil durch die auf der Unterstufe ausnahmslos vorhandenen Lesebücher für Aufsatzmuster reichlich gesorgt ist. Wenn von einer andern Seite das Fehlen einer Theorie des Aufsatzes bemängelt wurde, so kann ich dem ebensowenig beistimmen, denn solcher theoretischen Werke gibt es, für Lehrer und Schüler, zur Genüge und ganz vortreffliche. Die Idee meines Buches ist eben, daß, was der Schüler von Theorie wissen muß, von ihm unter Anleitung des Lehrers aus den Musterarbeiten gewonnen werden soll. Aus diesem Grunde habe ich auch einen dritten Wunsch unberücksichtigt lassen müssen, nämlich den, wenigstens bei einigen Arbeiten die Disposition am Rande anzugeben. Wohl aber habe ich, wo es möglich war, durch Sperrdruck die Auffindung der Dispositionsglieder für den Schüler erleichtert.

Noch ein paar Worte seien zu den von mir selbst beigesteuerten Arbeiten gestattet. Nach dem Vorgange anderer hätte ich sie als Schülerarbeiten bezeichnen können. Es sind nämlich tatsächlich Arbeiten von besseren Schülern, die ich nach Möglichkeit abzurunden versucht habe, die aber mit Rücksicht auf

die Wahl des Themas und mit Rücksicht auf die Vorbesprechung doch nur in beschränktestem Maße das geistige Eigentum der Schüler sind, so daß ich durch Unterzeichnung meines Namens dem Sachverhalt besser zu entsprechen glaubte. Das soeben Gesagte gilt indessen nicht von den jetzigen Nummern 50, 52, 54. Diese sind von mir allein ausgearbeitet und nach der Rückgabe der Schülerarbeiten von mir als Muster vorgelesen worden, wie es hätte gemacht werden sollen.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß auch der neuen Auflage die sachkundige Teilnahme der Herren Fachkollegen nicht fehlen möge.

Brandenburg a/H., Oktober 1902.

Dr. Hermann Ullrich.

Inhaltsverzeichnis.

(Die mit einem * bezeichneten Nummern sind neu.)

		Seite
Vorrede zur ersten und zur zweiten Auflage		III
*1. Tod Gustav Adolfs. (Geschichtliche Erzählung)	O. Böhm	1
2. Die Schlacht bei Leuthen	Joh. Wilh. von Archenholz	2
*3. Die Schlacht auf den katalaunischen Feldern	H. Ullrich	5
*4. Karl der Große. (Charaktererzählung)	H. Ullrich	7
5. Rudolf von Habsburg. (Charaktererzählung)	Chr. F. Falkmann	10
6. Hans Euler. (Erzählung nach Joh. Gabr. Seidls Gedicht)	H. Ullrich	13
7. Der Reiter und der Bodensee. (Erzählung nach G. Schwabs Gedicht)	H. Ullrich	14
8. Die Geschichte vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen. (Erzählung nach Goethes Ballade)	Ernst Laas	16
9. Die historische Grundlage von Uhlands „Ernst von Schwaben".	H. Weismann	18
10. Die Vorfabel von Lessings „Minna von Barnhelm".	E. Niemeyer	24
11. Der Blinde und der Lahme. (Eine dramatische Scene nach Gellerts Gedicht)	H. Ullrich	29
12. Die Tabakspfeife. (Eine dramatische Scene nach Pfeffels Gedicht.)	H. Ullrich	30
*13. Die Linde. (Beschreibung)	H. Ullrich	31
14. Die mittelalterlichen Burgen	J. Lippert	34
15. Die Schauplätze der Handlung in Schillers „Tell".	H. Ullrich	40
16. Beschreibung eines Glockengusses	G. Tschache	44
*17. Kaiser Ottos III. Besuch in der Gruft Karls des Großen. (Bildbeschreibung)	A. Edel	46
18. Sonnenaufgang im Frühling. (Schilderung)	W. Sommer	48
19. Der anbrechende Abend im Walde. (Schilderung)	G. Tschache	49
20. Der Herbst. (Schilderung)	Chr. F. Falkmann	50
21. Der Tag eines Jägers. (Schilderung)	Chr. F. Falkmann	52
*22. Der Nadelwald zur Sommerszeit. (Schilderung)	A. Edel	53
23. Ein Morgengang am Bohlenwerk zu Königsberg	A. W. Grube	56
24. Schilderung des Wallensteinschen Heeres nach „Wallensteins Lager" von Schiller	G. Tschache	59
*25. Charakteristik des 17. Jahrhunderts	Chr. F. Falkmann	61
*26. Der Zustand des deutschen Reiches in Goethes „Götz von Berlichingen".	H. Ullrich	64
27. Auf spanischem Boden. (Nach Schillers „Don Karlos")	F. Bahnsch	68
28. Siegfried. (Eine Charakteristik)	J. Hense	73
29. Hagen von Tronje in den „Nibelungen"	L. Uhland	76
30. Rüdiger von Bechlaren in den „Nibelungen"	L. Uhland	80
31. Wate. (Eine Charakteristik nach dem Gudrunliede)	A. Hartert	82
32. Tailleser. (Nach Uhlands Ballade)	A. Hartert	86
33. Charakteristik des Cid. (Nach Herders „Cid")	H. Vockerodt	88
34. Der Ritter in Schillers „Der Kampf mit dem Drachen". (Charakteristik)	G. Tschache	92
*35. Gertrud. (Nach Schillers „Tell")	H. Ullrich	94

		Seite
36.	Der regelmäßige Müßiggänger oder der Mann ohne Laster und ohne Tugend . . . . . Chr. F. Gellert	96
37.	Gang der Handlung in Schillers „Tell“ . . . . L. Bellermann	97
38.	Die Anfangsscene in Schillers „Tell“ . . . . . H. Ullrich	99
39.	Die Fabel und Ökonomie von Schillers „Maria Stuart“ . . . . L. Bellermann	101
40.	Inhalt des Gudrunliedes . . . . . D. Sanders	108
*41.	Die Geburtstagsfeier. (Nach Voß' Luise. 2. Gesang) H. Ullrich	110
42.	Inhaltsangabe des 1. Gesanges von Goethes „Hermann und Dorothea“ a. H. Ullrich. b. V. Hehn.	113
43.	„Wallensteins Lager“ von Schiller. (Inhaltsangabe) L. Rudolph	117
44.	„Das Gewitter.“ (Inhaltsangabe von G. Schwabs Gedicht) W. Dietlein	119
45.	„Der Eislauf.“ Ode von Klopstock. (Ein Kommentar) . F. Beck	120
46.	„Die Frühlingsfeier.“ Hymne von Klopstock. (Ein Kommentar) F. Beck.	123
47.	„Dauer im Wechsel.“ (Erklärung eines Gedichtes von Goethe) L. Cholevius	126
48.	Hand und Maschine. (Vergleichung) . . . . . F. Schöntag	132
49.	Pflug und Schwert. (Vergleichung mit besonderer Berücksichtigung ihres Wertes für die Gesittung der Menschheit) . . F. Schöntag	134
50.	Der Wald ein Tempel. (Vergleichung) . . . . . H. Ullrich	136
51.	Wandervögel und Reisende . . . . . A. Jonas	138
52.	Wüste und Meer . . . . . H. Ullrich	140
53.	Das Leben eine Reise . . . . . J. Fr. Schröder	143
54.	Knabe, Jüngling, Mann, Greis. (Eine Unterscheidung der vier Lebensalter) . . . . . H. Ullrich	150
55.	Der Schild des Achilles bei Homer und „Das Lied von der Glocke“ von Schiller . . . . . H. Bockerabt	153
56.	Heinrich I. und Alfred der Große. (Eine geschichtliche Parallele) V. Werneke	158
*57.	Alexander der Große und Karl XII. von Schweden. (Eine geschichtliche Parallele) . . . . . Chr. F. Falkmann	161
58.	Einige Pläne zu Begriffsbestimmungen . . . . . W. Sommer	163
59.	Das Bollwerk. (Begriffsbestimmung) . . . . . O. Vogel	166
60.	Der Müßiggang. (Begriffsbestimmung) . . . . . W. Sommer	167
61.	Ehrsucht. (Begriffsbestimmung) . . . . . V. Werneke	168
*62.	Was verstehen wir unter „Nation“? . . . . . F. Schultz	170
63.	Der Wert des Goldes und der Wert des Menschen . . A. Jonas	174
64.	Was ist Mitleid? Was ist Furcht? . . . . . A. Jonas	177
65.	Kannst du lesen? . . . . . A. Hartert	179
66.	Über Wesen und Gesetze des poetischen Gemäldes . . A. Hartert	182
67.	Unterscheiden synonymer Ausdrücke . . . . . W. Sommer	187
68.	Erklärungen (Paraphrasen) von Sprichwörtern. (Wer an den Weg baut, hat viele Meister. — Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. — Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden). . . . W. Sommer	189
69.	Man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist . A. Jonas	190
*70.	Es ist nicht alles Gold, was glänzt . . . . . A. Jonas	191
71.	Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. (Chrie) J. Fr. Schröder	192
*72.	„Effugit mortem, quisquis contemserit, timidissimum quemque consequitur.“ (Curtius.) (Chrie) . . . . . Chr. F. Falkmann	194

Seite

73. „Ein and'res Antlitz, eh' sie geschehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte Tat." (Schiller) (Chrie) . . .
B. Werneke 196
74. Die Wichtigkeit der Wälder . . . . . B. Werneke 199
75. Das Leben eine Schule. . . . . W. Vigelius 204
*76. Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze. A. Edel 209
77. „Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dem Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben." (Rückert) H. Bockerabt 213
78. „Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet." (Schiller) . . .
H. Bockerabt 216
79. Wie treffend Goethe in „Hermann und Dorothea" die Personen durch ihre Umgebung zu charakterisieren weiß . . . . . W. Vigelius 219
80. Welche Weltanschauung wird in den Chorliedern der „Braut von Messina" ausgesprochen? . . . . . A. Hartert 224
81. Wie gelangt man am sichersten zum Wohlstande? . . . . F. Beck 228
82. Von den Ursachen des Müßiggangs . . . . . W. Sommer 230
83. Daß Lessing nicht minder als Friedrich der Große zur Wiedererweckung des nationalen Sinnes beigetragen habe. W. Vigelius 231
84. „Der Mensch ist nicht geboren frei zu sein." (Goethe) F. Bahnsch 237
85. Mit welchem Rechte darf der Goethesche Egmont als Märtyrer der niederländischen Freiheit angesehen werden? . . . . F. Schöntag 242
86. Inwiefern bedarf der Dichter des Helden und der Held des Dichters?
J. Hense 245
87. Warum ist die Bescheidenheit besonders der Jugend zu empfehlen?
W. Sommer 249
88. Not entwickelt Kraft . . . . . F. Beck 251
89. „Zwei Augen hat die Seel': eins schauet in die Zeit,
Das and're richtet sich hin in die Ewigkeit." (Angelus Silesius.)
A. Hartert 254
90. Der tragische Konflikt in Sophokles' Trauerspiel „Antigone" . .
F. Bahnsch 258
*91. „Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er; doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an." (Schiller.)
A. Edel 263
92. Labor non onus, sed beneficium . . . . . F. Schöntag 265
93. Das Geld . . . . . F. Beck 269
94. „Im Leben ist vergessen nicht die letzte Tugend." (Platen) K. Menge 272
95. „Entzwei und gebiete! tüchtig Wort;
Verein' und leite! bess'rer Hort." (Goethe) . . . . . F. Bahnsch 277
96. „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an! —
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft." (Schiller) A. Hartert 282
97. Der Gebirgsbach. (Ein Gespräch) . . . . . B. Werneke 286
98. Gedanken am Neujahrsabend. (Eine Betrachtung) . . . F. Beck 290
99. Der gestirnte Himmel. (Eine Betrachtung) . . . . . F. Beck 293
100. Über die religiöse Weihe, welche Jugendfreundschaften besitzen sollten.
(Eine Rede) . . . . . F. Beck 294

Quellen der Aufsätze 298

*1. Tod Gustav Adolfs.

(Geschichtliche Erzählung.)

Als im dreißigjährigen Kriege die Protestanten ihres Glaubens wegen gegen die Katholiken zu Felde ziehen mußten, fanden sie eine unerwartete Hilfe in dem Schwedenkönige Gustav Adolf. Dieser erschien im Jahre 1630 mit einem Heere in Norddeutschland und begann sofort den Kampf gegen die Kaiserlichen. Diese befehligte damals der größte Kriegsheld seiner Zeit, Albrecht von Wallenstein, der mit seinen wilden Heeren schon so manche Schlacht gewonnen hatte und der Schrecken der Protestanten war. Gustav Adolf drang nach und nach weiter nach dem Süden vor, wo Wallenstein stand, und errang mit seinen tapferen Schweden und den mit ihm verbündeten deutschen Truppen mehrere Siege. Da tat der Tod seinem Siegeslaufe einen plötzlichen Einhalt.

Im Herbste des Jahres 1632 stand er in der Nähe von Naumburg und wollte eben die Winterquartiere beziehen, als er erfuhr, daß Wallenstein, der bei Leipzig stand, seine Truppen geteilt hätte. Sofort brach er gegen ihn auf und erreichte ihn bei der kleinen Stadt Lützen, zwischen Weißenfels und Leipzig. Hier kam es am 16. November zu einer mörderischen Schlacht. Um neun Uhr des Morgens begann der Kampf. Mehrere Male hatte Gustav Adolf seine Schweden selbst ins Feuer geführt, verschiedene Heerhaufen der Kaiserlichen waren schon zersprengt, da machten diese einen stürmischen Reiterangriff gegen den rechten Flügel der Schweden und warfen ihn zurück. Sofort eilte Gustav Adolf an der Spitze eines Reiterregiments den Seinen zu Hilfe, kam aber wegen seiner Kurzsichtigkeit den feindlichen Truppen zu nahe und erhielt mehrere Schüsse, von denen der eine seinen Rücken durchbohrte. Sterbend sank er vom Pferde und wurde von der kaiserlichen Reiterei überritten.

Als sich die Kunde vom Tode ihres Königs unter den Schweden verbreitete, da erfaßte sie wilde Verzweiflung. Mit Todesverachtung stürmten sie vor und warfen die Kaiserlichen in wilde Flucht. Elf Stunden hatte der ganze Kampf gedauert.

Am Morgen des nächsten Tages fand man endlich unter einem Haufen von Leichen den blutigen, verstümmelten Körper Gustav Adolfs. Er wurde nach Naumburg gebracht, hier in einen kupfernen Sarg gelegt und später nach Stockholm übergeführt. In allen protestantischen Ländern aber hat sich die Achtung und Liebe für den Heldenkönig, die er schon bei Lebzeiten besaß, noch bis auf den heutigen Tag erhalten. O. Böhm.

2. Die Schlacht bei Leuthen.

Es war am 5. Dezember (1757), als bei dem Dorfe Leuthen eine Schlacht, die größte des Jahrhunderts, geliefert wurde. Alles war bei beiden Heeren verschieden. Die von Friedrich angeführten Preußen waren 33 000, die Österreicher unter Karl von Lothringen 90 000 Mann stark. Die letzteren voll Vertrauen auf ihre gewaltige Macht, auf ihr kolossales Bündnis und den Besitz des schon halb eroberten Schlesiens; die ersteren aber voll Zuversicht auf ihre taktischen Künste und auf ihren großen Anführer. Bei der einen Armee, durch die Magazine in Breslau und die ungehinderten Zufuhren aus Böhmen unterstützt, herrschte Überfluß; bei der anderen war Mangel an vielen Bedürfnissen. Die eine hatte lange Ruhe genossen, die andre hingegen war von angestrengten Märschen in der rauhen Witterung abgemattet. Die Österreicher waren an diesem denkwürdigen Tage nur mit gewöhnlichem Kriegsmut ausgerüstet, die Preußen bis zur Begeisterung gestimmt.

So trafen beide Heere aufeinander in einer meilenlangen Ebene, die Friedrich nicht besser hätte wünschen können. Die Österreicher, die jetzt zum erstenmal das freie Feld zu einer Schlacht gewählt hatten, standen in unübersehbaren, ungeheuren Linien und konnten kaum ihren Sinnen trauen, als sie die kleine Armee der Preußen zum Angriff anrücken sahen. Nun aber zeigte sich das große Genie Friedrichs. Er wählte die schiefe Schlachtordnung, die den Griechen so manchen Sieg verschaffte und vermittelst welcher Epaminondas die bis dahin unbezwingbaren Spartaner überwand: eine Stellung, die zu den Meisterwerken der Kriegskunst gehört und auf dem Grundsatz beruht, einen großen Teil der feindlichen Truppen in Untätigkeit zu erhalten, sie in Verlegenheit zu setzen, mehr Soldaten auf den Hauptpunkt des Angriffes zu bringen als der Feind und dadurch gleichsam den Sieg zu erzwingen. Friedrich machte verstellte Bewegungen gegen den rechten Flügel des Feindes, während seine Absicht auf den linken gerichtet war. Er befahl einem Teil der Linie, ein besonderes Manöver zu machen, welches man zwar bei anderen Truppen

nachgeahmt hat, das aber bis auf den heutigen Tag nur von den Preußen mit der erforderlichen Ordnung und Geschwindigkeit ausgeführt werden konnte. Die Art dieser Evolution ist, eine Linie in viele Haufen zu teilen, diese Haufen dicht aufeinander zu schieben und so die gedrängte Menschenmasse sich bewegen zu lassen. Friedrich erfand diese Stellungsart; sie war durch ihre geschlossenen Glieder, durch ihre Tiefe und durch die Art der Truppenbewegung, die nur auf großen Flächen geschehen kann, der Macedonischen Phalanx nicht unähnlich, die in sechzehn Gliedern marschierte und stritt, viele Menschenalter lang für unüberwindlich gehalten wurde, bis das Schwert der römischen Legionen sie vertilgte und von ihr nichs als der Name übrig blieb. Dieser so gestellte Soldatenkörper nimmt verhältnismäßig nur einen sehr geringen Raum ein und zeigt in der Ferne wegen der vermischten Uniformen und Fahnen einen höchst unordentlichen aufeinandergehäuften Menschenklumpen. Allein es bedarf nur eines Winkes des Heerführers, so entwickelt sich dieser lebendige Knäuel in der größten Ordnung und in einer Schnelligkeit, die einem reißenden Strome ähnlich ist.

So griff Friedrich den linken Flügel der Österreicher an, und zwar zu eben der Zeit, wo die mit den preußischen Evolutionen unbekannten kaiserlichen Feldherren die Bewegungen der Preußen für einen Rückzug ansahen, daher auch Daun zum Prinzen von Lothringen sagte: „sie marschieren fort; wir wollen sie abziehen lassen.“ Mehrere Regimenter trugen sicherheitsvoll ihr kleines Feldgeräte, ihre Brotsäcke, ja selbst die mit ihren Habseligkeiten angefüllten Torniſter hinter die Front und legten sie in Haufen zusammen, um sich, nach ihrer Meinung, auf einige Stunden von einer unnützen Last zu befreien. Die Täuschung aber verschwand bald, und man sah mit Schrecken die kunstvolle Annäherung der Preußen, die beide feindliche Flügel zugleich bedrohten. Lucheſi, der auf dem rechten Flügel die kaiserliche Kavallerie kommandierte, uneingedenk seiner Prahlereien im Kriegsrat, verlor den Mut; er glaubte, daß hier der Hauptangriff geschehen würde, und bat dringend um Unterstützung. Daun wollte diese nicht vor der Zeit erteilen, und erst als Lucheſi sich von aller Verantwortung bei einem unglücklichen Ausgang der Schlacht lossagte, wurde ihm ein großer Teil Kavallerie vom linken Flügel in vollem Trabe zu Hilfe gesandt, und Daun selbst eilte mit dem Reservekorps dahin. Nadasdi, der erfahrenste Feldherr des Heeres, der den linken Flügel kommandierte, war bald überzeugt, daß sein Flügel das Ziel des preußischen Angriffs und daß die Bewegungen gegen den rechten nur militärische Fechterkünste wären. Mehr als zehn hintereinander abgeschickte Offiziere mußten dem Prinzen Karl die augenscheinliche Gefahr

melden. Karl befand sich in der größten Verlegenheit, da die Berichte von zwei seiner vornehmsten Feldherren einander gerade entgegengesetzt waren. Er entschied jedoch für Lucheſi, der bald seinen Tod auf dem Schlachtfelde fand, und Nadasdi wurde erst gehört, da es zu spät war.

Indessen geschah der Angriff der Preußen mit solcher Kriegswut, daß alles auf dem linken Flügel über den Haufen geworfen wurde. Frische Regimenter kamen den geworfenen zu Hilfe, allein man ließ sie nicht einmal sich formieren; kaum zeigten sie sich, so wurden sie auch zurückgeschlagen. Ein österreichisches Regiment fiel aufs andere, die Linie wurde auseinandergesprengt, und die Unordnung war unaussprechlich. Die kaiserlichen Küraſſiere stellten sich in Schlachtordnung, allein eine preußische Hauptbatterie brachte sie bald auseinander, worauf die preußische Kavallerie auf sie fiel und sie gänzlich aus dem Felde schlug. Viele Tausende von den kaiserlichen Truppen konnten zu keinem Schuß kommen, sie mußten mit dem Strom fort. Der stärkste Widerstand geschah in dem Dorf Leuthen, das mit vielen kaiserlichen Truppen und Artillerie besetzt war. Hierzu kamen große Haufen Flüchtlinge, die alle Häuser, alle Gärten und alle Winkel des Orts anfüllten und sich verzweifelt wehrten. Endlich aber mußten sie doch weichen. So schrecklich aber auch die Unordnung bei der geschlagenen Armee war, so versuchten dennoch ihre besten Truppen, noch einmal unter Begünstigung des Terrains standzuhalten; allein die preußische Artillerie schlug sie bald in die Flucht, und die preußische Kavallerie, die auf allen Flügeln einhieb, machte immer Gefangene zu Tausenden. Das Dragonerregiment von Baireuth nahm auf einmal zwei ganze Infanterieregimenter mit allen Offizieren, Fahnen und Kanonen gefangen. Die österreichische Infanterie machte noch einen letzten Versuch, sich auf einer Anhöhe zu formieren; allein der preußische General Wedell griff sie in der Flanke und im Rücken zugleich an, und nun hatte alle Verteidigung ein Ende. Nur die einbrechende Nacht und die guten Anstalten Nadasdis, der den Rückzug des linken Flügels deckte und die Preußen abhielt, sich, ehe es dunkel wurde, der Brücken über das Schweidnitzer Wasser zu bemächtigen, rettete den Rest des Heeres vom gänzlichen Untergange. Bei Kollin war es nicht Kriegskunst noch Tapferkeit, sondern die eisenspeienden Maschinen, auf unzugangbare Höhen gestellt, die großenteils das Schicksal des Tages bestimmten; bei Leuthen aber entschied Taktik und Tapferkeit allein den Sieg. Man machte auf dem Schlachtfelde 21 500 Gefangene, worunter 307 Offiziere waren, und eroberte 134 Kanonen nebst 59 Fahnen. Von den Österreichern waren 6500 tot oder verwundet, und 6000 Deserteure gingen nach der Schlacht zu den Siegern über. Der preußische Verlust war 2660 Tote und Ver-

wundete. — Die unmittelbare Folge dieſer Schlacht war die Belagerung von Breslau, das, von der geſchlagenen Armee ſtark beſetzt, jetzt ſeinem Schickſale überlaſſen wurde. Man errichtete hier Galgen für diejenigen, die von Übergabe ſprechen würden; allein dieſer überſpannte Mut verlor ſich bald; denn in vierzehn Tagen ging auch dieſe Stadt über, da die Preußen ſchon alle Anſtalten zum Sturm gemacht hatten, und die Beſatzung von dreizehn Generalen, 700 Offizieren und 18 000 Mann mußte das Gewehr ſtrecken. Hier wurde ein anſehnliches Magazin und, außer der zur Feſtung gehörigen preußiſchen Artillerie, noch 81 in die Stadt gebrachte öſterreichiſche Kanonen und Mörſer, ferner eine Menge Proviantwagen, 1024 Proviantpferde und eine Kriegskaſſe von 144 000 Gulden erbeutet. Die Generale Ziethen und Fouqué, die die Feinde bis nach Böhmen verfolgten, hatten außerdem noch 2000 Gefangene gemacht und über 3000 Wagen erbeutet, ſo daß die Öſterreicher in dem ſo kurzen Zeitraum von zwei Wochen an 60 000 Mann verloren und die Reſte ihrer kurz zuvor ungeheuren Armee nur ein Korps Flüchtlinge darſtellten, die ohne Kanonen, Fahnen und Bagage, von Mangel gedrückt und von Kälte erſtarrt, über die böhmiſchen Gebirge nach Hauſe zogen. Als man ſie hier ſammelte, fand man nur 17 000 Mann. Joh. Wilh. von Archenholz.

*3. Die Schlacht auf den katalauniſchen Feldern.

Eine der bedeutendſten Schlachten des frühen Mittelalters iſt zweifellos die im Jahre 451 den Hunnen gelieferte Schlacht auf den katalauniſchen Feldern. Sie bezeichnet einen Wendepunkt in der Geſchichte Europas inſofern, als die Hunnen zwar nicht völlig geſchlagen, aber doch ihr weiteres Vordringen nach Weſten gehemmt und der drohende Untergang der europäiſchen Kultur verhütet wurde. Als ein ſolcher Wendepunkt iſt ſie denn auch von W. von Kaulbach zum Gegenſtand eines ſeiner ſechs gewaltigen Wandbilder im Treppenhauſe des neuen Muſeums in Berlin gemacht worden.

Die Hunnen, ein mongoliſches Nomadenvolk aus den Steppen Aſiens, hatten bekanntlich im Jahre 375 durch ihren Einbruch in Europa den Anſtoß zu jener gewaltigen Völkerverſchiebung gegeben, die die Geſchichte als Völkerwanderung bezeichnet. Sie hatten ſich ſeitdem immer weiter ausgebreitet und richteten um die Mitte des vierten Jahrhunderts unter ihrem König Attila ihr Augenmerk nunmehr auch auf die römiſchen Provinzen, beſonders Italien und Gallien. Unter dem Vorwande, ſich wegen der Verweigerung der Nichte des weſtrömiſchen Kaiſers Honorius zu rächen, zog Attila in den Jahren 450 und 451 durch Öſterreich, Bayern und Burgund nach Gallien,

und hier zunächst gegen das feste Orléans. Sein Heer zählte über eine halbe Million Streiter und bestand außer den Hunnen auch aus den unterworfenen und zur Heeresfolge gezwungenen Völkerschaften der Ostgoten, Gepiden, Heruler und Burgundionen. Die drohende furchtbare Gefahr bewirkte, daß sich alles, was sich an Bewohnern in Gallien befand, einmütig zum Widerstande gegen die Eindringlinge zusammenscharte. Das waren zunächst die Römer unter Aëtius, dem Statthalter des kleinen Gebietes, das Rom noch in Gallien besaß, dann die Westgoten, die den größten Teil jenes Landes innehatten, unter ihrem König Theodorich, und vereinzelte Heerhaufen der Burgundionen, Sachsen und Franken.

Die Hunnen entflammte neben der natürlichen Wildheit ihrer Rasse die wilde Gier nach den Schätzen der von ihnen überfallenen Länder, die Römer und Westgoten das Bewußtsein, daß es ihr Leben, ihre Freiheit, den Bestand ihrer Staaten galt.

Attila erwartete seine Gegner in der ungeheuren, für die Entfaltung seiner Reiterscharen so günstigen Ebene bei Châlons-sur-Marne, welche damals „die katalaunischen Felder" hieß. Attila selbst mit seinen Hunnen stand im Mitteltreffen der Schlachtordnung, die germanischen und keltischen Hilfsvölker auf beiden Flügeln. Auf Seite der Gegner stand im Zentrum ein unzuverlässiger Alanenführer mit seinen Scharen, auf dem rechten Flügel, also den stammverwandten Ostgoten und Gepiden gegenüber, stand Theodorich mit seinen Westgoten, auf dem linken Flügel Aëtius mit den Römern.

Nachdem die Führer ihre Truppen beiderseits zum Kampfe ermutigt hatten, begann der Hunnenfürst den Angriff. Im Sturm durchbrach er das Mitteltreffen der Feinde, die Alanen, und warf sich dann mit nicht geringerer Wut auf die Westgoten. Theodorich empfing, als er an den Reihen seiner Krieger entlang ritt, von dem Speere eines Ostgoten die Todeswunde, sein Leichnam wurde von den Hufen der eigenen Reiterei zertreten. Da eilte sein tapferer Sohn Thorismund herbei, stellte die durch den Tod des Führers gestörte Ordnung wieder her und stürzte sich mit Ungestüm auf das entblößte Mitteltreffen der Hunnen und rächte den Tod seines Vaters durch einen Sieg über die Feinde. So war Attila, der selbst heldenmütig gekämpft hatte, gezwungen, am Abend den Kampfplatz den Feinden zu überlassen. Aber er zog sich nicht völlig zurück, sondern trotzte hinter seiner festen Wagenburg den weiteren Angriffen Thorismunds und des römischen Statthalters. Schließlich rettete doch nur Thorismunds Sturz vom Pferde Attila vor vielleicht völligem Untergang. Jener Umstand, sowie die Einflüsterungen des Aëtius, welcher fürchtete, daß nach völliger Besiegung der Hunnen die Westgoten auch

seiner eigenen Herrschaft in Gallien ein Ende machen würden, bewogen die Westgoten zur Rückkehr nach ihrer Hauptstadt.

Mehr als 160 000 Leichen, der Mehrzahl nach Hunnen, bedeckten die weite Ebene. Die Erbitterung der Kämpfer auf beiden Seiten war so groß gewesen, daß sich später die Sage bildete, die Geister der Erschlagenen hätten nachts den Kampf in der Luft fortgesetzt.

Geschwächt durch den großen Verlust und in der Meinung, daß noch das ganze feindliche Heer ihm gegenüberliege, kehrte Attila mit seinen Hunnen über den Rhein nach Pannonien zurück. — Die Völkerschlacht auf der Ebene von Châlons hatte Attilas Macht und Eroberungslust keineswegs gebrochen, wie seine Raubzüge nach Italien in den nächsten Jahren bewiesen, aber ihn doch abgeschreckt, seine Macht abermals gegen vereinte Völkerschaften zu wenden. Als er nun plötzlich im Jahre 453 starb, zerfiel das gewaltige Hunnenreich ebenso schnell, wie es entstanden war, und bedrohte seitdem die westeuropäische Kultur nur noch vorübergehend. H. Ullrich.

*4. Karl der Große.

(Charaktererzählung.)

Karl der Große ist einer der bedeutendsten Männer, die in der Weltgeschichte aufgetreten sind. Er wird sowohl hinsichtlich seiner Persönlichkeit wie hinsichtlich seiner Taten nur von sehr wenigen Herrschern erreicht oder übertroffen.

Er gehört zur Familie der Karolinger, die ursprünglich nur Hausmeier der fränkischen Könige merovingischen Geschlechts waren, sich aber nach und nach von bloßen Verwaltern der königlichen Domänen und des königlichen Haushaltes zur Stellung eines Anführers des Heerbannes, dann zu der des obersten Ministers und zuletzt zur Herrscherwürde selbst emporgeschwungen hatten. Karls Vater, Pippin der Kleine oder der Kurze, hatte sich zuerst mit Genehmigung des Papstes den Titel „König der Franken" beigelegt. Karl selbst regierte erst in Gemeinschaft mit seinem Bruder, erst nach dessen Tode wurde er Alleinherrscher.

Karl verfolgte sein Leben lang zwei Ziele: erstens das, neben Franken ganz Germanien unter sein Scepter zu bringen, und zweitens das, alle unterworfenen Völkerschaften zu Christen zu machen.

So erklärt sich sein beinahe dreißig Jahre dauernder Kampf gegen die Sachsen, die allein sich unter seine Herrschaft noch nicht gebeugt hatten und noch dem Heidentume anhingen. Mit Widukinds Unterwerfung und Taufe waren diese Kriege im wesentlichen beendet, und es folgten nur noch vereinzelte Aufstände. — Weiter führte Karl

Krieg mit den Langobarden, weil deren König Deſiderius die Anſprüche der beiden Neffen Karls auf den fränkiſchen Thron begünſtigt und unterſtützt hatte. Mit der Einnahme von Pavia, der Hauptſtadt des Langobardenreichs, und der Einverleibung dieſes letztern in das fränkiſche endigte dieſer Krieg. Sodann führte Karl mehrere Kriege zum Zwecke der Sicherung der Reichsgrenzen. So kämpfte er gegen die Mauren in Spanien, beſiegte die Avaren in Ungarn, die Slaven zwiſchen Elbe und Oder und endlich die Dänen, und legte zur beſſeren Sicherung ſeiner Eroberungen die ſorbiſche, die däniſche, die böhmiſche und die karantaniſche Mark an. Endlich hatte er zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft einen Krieg gegen Taſſilo, den Herzog von Bayern, zu führen, der, mit den Avaren verbündet, verſuchte, ſich von Karl unabhängig zu machen. Auch hier blieb Karl Sieger, Taſſilo wurde in ein Kloſter verbannt, und Bayern zur fränkiſchen Provinz gemacht. Am Schluſſe ſeiner Regierung hatte Karls Reich eine gewaltige Ausdehnung. Es erſtreckte ſich von der Eider im Norden bis zum Garigliano im Süden, und vom Atlantiſchen Ozean im Weſten bis zur Raab im Südoſten und zur Elbe im Nordoſten.

Die Verfaſſung von Karls Reich war die einer abſoluten Monarchie. Der Reichstag, das „Maifeld" genannt, hatte nur eine beratende Stimme. Die letzte Entſcheidung lag immer in Karls Hand, der jedoch ſelten unterließ, ſich bei dem Staatsrate, der aus Beamten und ſonſtigen Vertrauensperſonen beſtand, Rats zu erholen. — Schon von alter Zeit her war den Franken die Einrichtung des Lehnsweſens eigentümlich, welches darin beſtand, daß ein Herrſcher ſeine Großen dadurch an ſeine Perſon feſſelte, daß er ihnen Land zum Lehen gab. Dieſes Lehnsweſen nun wurde von Karl noch weiter ausgebildet, inſofern als er auch ſeine Beamten für ihre Dienſte mit Lehen begabte. — Das Heerweſen war ſo geſtaltet, daß die Lehnsleute des Königs mit einer nach der Größe ihres Lehens beſtimmten Anzahl von Dienſtmannen in den Krieg zogen. Ebenſo mußten die freien Männer mit beſtimmtem Grundbeſitze die Waffen ergreifen. Da die Krieger ſelbſt für Lebensmittel, für ihre Waffen und für die Reiſe nach dem Sammelplatze aufzukommen hatten, ſo galt der Kriegsdienſt als eine äußerſt drückende Laſt.

Zur Erleichterung der Verwaltung war das ganze Reich in Gaue geteilt. Die Hauptbeamten in der Verwaltung des Reiches waren die Gau-, die Send- und die Markgrafen. Zur Unterſtützung des Königs gab es ſodann noch einen Erzkaplan und einen Erzkanzler.

Die Finanzen des Staates waren gut geordnet. Die Einnahmen beſtanden aus den Erträgniſſen der Domänen, der Zölle und der Bergwerke. Im Vergleich mit ihnen waren die Ausgaben ſehr gering,

da der königliche Haushalt überaus einfach eingerichtet war, da ferner die Beamten als Lohn für ihre Dienste mit Lehen abgefunden wurden und da endlich der Kriegsdienst den Staat nichts kostete.

Die Gesetze, die die einzelnen Stämme bei ihrer Einverleibung in das Frankenreich gehabt hatten, wurden ihnen durch Karls Staatsklugheit nicht nur gelassen, sondern Karl ließ sie sogar aufzeichnen. So kennen wir die Gesetzgebung der Franken, der Sachsen und der Langobarden. Außerdem entstand eine allgemeine Reichsgesetzgebung durch die Beschlüsse der Reichstage.

Karl war außerordentlich um die Hebung des Ackerbaues bemüht. Nicht nur galten seine eigenen Domänen als Musterwirtschaften, sondern er gab auch eingehende Verordnungen zur Verbesserung des Feld-, Wiesen- und Gartenbaues, der Waldpflege, der Viehzucht, insbesondere der Aufzucht der Pferde und der Bienen.

Für Handel und Gewerbe sorgte er erstens durch die Aufhebung von Zollstätten, die der Adel eigenmächtig eingerichtet hatte, weiter durch Ausrottung der Räuber und Wegelagerer und endlich durch die Förderung der Binnenschiffahrt, zu welchem Zwecke er zum Beispiel Rhein und Donau durch einen Kanal zu verbinden bemüht war, was aber mißlang. Durch die Besiegung der Avaren wurde die Donaustraße bis nach Byzanz für den Handel frei. Um berühmte Kirchen herum bildeten sich Märkte, aus denen oft wieder Städte entstanden. Solche entwickelten sich auch in der Nähe und im Schutze kaiserlicher Pfalzen.

Karls Bemühungen, die Bildung seiner Untertanen zu fördern, waren höchst rühmlich. Zu diesem Zwecke gründete er zahlreiche Schulen, meistens in den Klöstern, aber auch an seinem Hofe. In diesem Streben nach Bildung war er zugleich selbst seinen Untertanen ein ausgezeichnetes Muster. Er hatte keine sorgfältige Erziehung genossen, holte aber das Versäumte nach, indem er noch als Erwachsener Lesen und Schreiben lernte. Auch beherrschte er die lateinische und verstand die griechische Sprache. An seinem Hofe gründete er eine gelehrte Gesellschaft, deren Zusammenkünften er regelmäßig beiwohnte. Obwohl in der Kirche und am Hofe gewöhnlich Lateinisch gesprochen wurde, vernachlässigte er doch die deutsche Sprache nicht, sondern förderte sie vielmehr auf alle mögliche Weise. So ließ er z. B. die deutschen Heldenlieder sammeln, die freilich unter seinem Nachfolger wieder verloren gingen, gab den Monaten deutsche Namen und soll sogar an einer deutschen Grammatik gearbeitet haben. Die damals bekannten Wissenschaften wurden durch die von ihm berufenen Gelehrten eifrig gepflegt. Die Kunst förderte er durch die Erbauung von Palästen und Kirchen, besonders in Aachen und in seinen Residenzen Ingelheim und Nymwegen.

Karl war von ſtattlicher Geſtalt mit klaren blauen Augen und kühngebildeter Naſe. Seine Zeitgenoſſen rühmen ſeine außerordentliche Körperkraft. Bis ins Greiſenalter wußte er ſich ſeine Geſundheit zu bewahren; noch in hohem Alter war er im Stande, nach ſeiner Regententätigkeit noch an der Jagd teilzunehmen. Karl war klug, ſcharfblickend, beſonnen, energiſch, wie es die Umſtände gerade erheiſchten. Güte zeigte er gegen alle, die es verdienten, Zorn nur gegen die, die ihm Anlaß dazu gegeben hatten. Das Blutbad an der Aller, wo nach wiederholten Empörungen 4500 Sachſen hingerichtet wurden, bezeugt nicht etwa ſeine Grauſamkeit, ſondern war offenbar eine politiſche Notwendigkeit. In ſeinem Staate ſorgte er für das Größte wie für das Kleinſte, nichts entging ſeinem prüfenden Blick, der in das Innere der Perſonen und Dinge zu dringen ſchien.

Karl war mehrmals verheiratet und hatte eine ganze Reihe Kinder, von denen ihm aber gerade ſeine Lieblingsſöhne, auf die er ſeine ganze Hoffnung geſetzt hatte, durch den Tod entriſſen wurden, ſo daß der jüngſte, Ludwig, nach ihm den Thron beſtieg. — Mit den meiſten Mitgliedern der oben erwähnten gelehrten Geſellſchaft war er durch Freundſchaft verbunden, ſo mit dem Briten Alkuin, dem Langobarden Paul Warnefried und den Deutſchen Einhard und Angilbert. Einhard iſt es auch, der uns eine Lebensbeſchreibung ſeines Königs und Freundes hinterlaſſen hat.

Das gewaltige Reich Karls hatte keinen Beſtand, da ſeine Einrichtungen auf eine ſo einzige Perſönlichkeit wie Karl zugeſchnitten waren und Karls Nachfolger das gerade Gegenteil von ihm bildete. Schon 843 zerfiel es durch den Vertrag zu Verdun in drei Teile und wurde 870 im Vertrag zu Merſen dauernd in zwei Hälften, eine fränkiſche und eine germaniſche, geſchieden. Während in jener die Karolinger noch bis 987 regierten, ſtarben ſie in der germaniſchen ſchon 911 mit Ludwig dem Kinde aus. H. Ullrich.

5. Rudolf von Habsburg.

(Charaktererzählung.)

Rudolf von Habsburg nimmt unter den deutſchen Königen als tapfrer, einfacher und edler Mann, als Wiederherſteller des Reiches und als Ahnherr des habsburgiſch-öſterreichiſchen Hauſes eine ausgezeichnete Stelle ein. Auch ward ſeine Thronbeſteigung die erſte Veranlaſſung zu der Entſtehung der Schweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft. Er verdient daher, von jedem Freunde der Geſchichte genauer gekannt zu ſein.

Schon in den letzten Zeiten der Hohenſtaufen war große Ver-

wirrung im Reiche eingetreten, welche aus dem Streite dieſer Herrſcher mit den Päpſten entſprang. Als nun aber dieſes Haus aufhörte zu regieren (1254), begann das ſogenannte Zwiſchenreich (Interregnum), worin zwei Ausländer (Richard von Cornwallis und Alphons von Kaſtilien) ſich um die deutſche Krone ſtritten, im Lande ſelbſt aber jeder tat, was ihm gefiel. Endlich wählten die Fürſten, auf Antrieb des Papſtes, wieder einen König in der Perſon des Grafen Rudolf von Habsburg (29. Sept. 1273).

Rudolf hatte ſeine Beſitzungen in demjenigen Teile Deutſchlands, der ſpäterhin die Schweiz genannt wurde; ſeine Stammburg lag auf einem Berge an der linken Seite der Aar, nicht fern von der Stadt Brück (Brugk), die zu ſeinen Beſitzungen gehörte. Er war auch Schirmvogt über Zürich und die ſogenannten Waldſtätten. Im Jahre 1218 am 1. Mai geboren, vom Kaiſer Friedrich II. aus der Taufe gehoben, diente er letzterem, als Jüngling, in ſeinen Kriegen, kam auch mit ihm in den Bann. Dagegen ſchien es der Kirche ſehr verdienſtlich, daß er mit dem böhmiſchen König Ottokar dem Erſten einen Zug gegen die heidniſchen Preußen tat. Eine bedeutende Vergrößerung ſeiner Beſitzungen erhielt er (1264) durch den Tod des Grafen Hartmann von Kiburg, ſeiner Mutter Bruder, mit welchem dies uralte Haus ausſtarb. Seine Wahl zum deutſchen Könige verdankte er dem Umſtande, daß er in dem Rufe männlicher Tapferkeit und ſtrenger Rechtlichkeit ſtand und doch nicht ſo mächtig war, daß er den Reichsfürſten hätte Beſorgnis erwecken können.

Das erſte, was Rudolf tat, war, daß er verſchiedene übermütige Vaſallen zum Gehorſam brachte. Unter dieſen ſtand Ottokar der Zweite, König von Böhmen, obenan. Stolz auf den Beſitz eines weiten Reiches, das von der Oſtſee bis zum adriatiſchen Meere ſich erſtreckte, machte dieſer ſelbſt Anſpruch auf die deutſche Krone und erſchien auf mehrere Vorladungen nicht, ſeinem neuen Lehnsherrn zu huldigen. Da wurde endlich die Acht über ihn ausgeſprochen, und als er, einmal beſiegt und gedemütigt, ſich abermals empörte, ſo zog Rudolf zum zweitenmal gegen ihn, und Ottokar verlor in der Schlacht auf dem Marchfelde (26. Aug. 1278) Krone und Leben. Rudolf ließ dem Sohn des Gefallenen Böhmen, belehnte aber, nach erlangter Einwilligung der Fürſten, ſeine eigenen beiden Söhne, Albrecht und Rudolf, mit den Herzogtümern Öſterreich, Steiermark und Kärnten, welche Ottokar vor kurzem an ſich gebracht hatte: Aus dieſer Hausmacht des Königs hat ſich der öſterreichiſche Staat gebildet.

Außer dieſem Kriege führte König Rudolf noch verſchiedene andere, ſowohl um widerſpenſtige Fürſten und Städte zu züchtigen, als auch um die Grenzen des Reichs zu ſchützen und zu erweitern. Den letztern

Zweck hatte der Kampf mit dem Grafen von Savoyen und dem Freigrafen von Burgund nebst deren Verbündeten. Es gelang ihm darin zwar, sein Ansehen über sie zu befestigen, aber eine Herstellung des ganzen burgundischen Reiches, die er beabsichtigt haben soll, vermochte er nicht zu bewirken.

Weit rühmlicher als diese Kriege verdient aber vielleicht die Beförderung des Landfriedens im Reiche genannt zu werden, die sich Rudolf eifrig angelegen sein ließ und die er, sowohl durch die Zerstörung vieler Raubschlösser und durch die Hinrichtung ihrer Besitzer, als durch strenge Gesetze über diesen Gegenstand, in ziemlichem Grade erreichte.

Zum Kaiser ist Rudolf nicht gekrönt worden, er ist auch nicht nach Italien gezogen, indem er dieses Land mit der Höhle des Löwen verglich, vor der man wohl die Spuren der Hineingehenden, aber nicht der Herauskommenden bemerke. Er ist freilich oft deswegen getadelt worden, als habe er das kaiserliche Ansehen in diesem Lande zu sehr sinken lassen und besonders dem Papste zuviel nachgegeben. Allein Rudolf hatte die üblen Folgen, die ein Streit mit dem Haupte der Christenheit zu haben pflegte, allzu oft erblickt, um nicht hierin weise geworden zu sein. Auch war seine eigene Macht viel zu wenig begründet, als daß er sich in so weit aussehende Unternehmungen hätte einlassen dürfen. Er vermochte ja nicht einmal, die Reichsfürsten zu bewegen, daß sie seinen ältesten Sohn zum Nachfolger wählten.

Als er seine Auflösung herannahen fühlte, wollte er sich nach Speier, der Grabstätte der Kaiser, begeben, starb aber schon unterwegs in dem von ihm selbst gegründeten Germersheim (15. Juli 1291) und ward im Dome zu Speier, neben Philipp von Hohenstaufen, beigesetzt.

Rudolf war groß von Person, schlank gewachsen, hatte eine Adlernase, war blaß von Gesicht und hatte früh das Haupthaar verloren. Er sah gewöhnlich ernsthaft aus, zeigte aber den Anredenden viele Freundlichkeit. Er lebte für gewöhnlich äußerst einfach und kleidete sich auch so. Er trug meistens einen grauen Rock, über welchen Ottokar von Böhmen zwar spottete, vor dem er sich aber in Demut beugen mußte; „und mit der Hand," sagte Johannes Müller, „die zu vierzehn Siegen den Befehlsstab führte, haben ihn die Kriegsleute sein Wams flicken sehen." Er verachtete nicht den Landmann, den Bürger, wie die meisten seines Standes zu jener Zeit taten, sondern schützte sie in ihren Rechten und ehrte sie durch freundschaftlichen Verkehr. Von seiner Achtung vor der Religion und ihren Dienern zeugen manche Beispiele, besonders das von Schiller in der bekannten Ballade erzählte und allerdings in dem Charakter der Zeit gegründete. Leugnen

läßt ſich allerdings nicht, daß Rudolf in ſpäten Jahren durch die Gewohnheit des Herrſchens und des Habens allmählich begann, herrſchſüchtiger und habgieriger zu werden.

Rudolfs Gemahlin war Gertrud oder — wie ſie nach ihrer Krönung genannt wurde — Anna, Gräfin von Froburg und Hohenberg. Als ſie ſtarb (1281), vermählte er ſich, in zweiter Ehe, mit Iſabella von Burgund. Aus der erſten Verbindung waren zehn Kinder da: vier Söhne und ſechs Töchter. Von den Söhnen überlebte den Vater aber nur einer, nämlich Albrecht, der älteſte; die Töchter wurden allerdings alle an regierende Fürſten verheiratet, wie der Prieſter in Schillers Gedicht verkündet. Die zweite Ehe blieb kinderlos.

Von Freunden des Königs wollen wir Friedrich von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, der mit Rudolfs Schweſter verheiratet war, und Heinrich von Ysni, Rudolfs Beichtvater, ſpäter Biſchof von Baſel und zuletzt Erzbiſchof von Mains, anführen.

Dieſes Herrſchers Stamm kam, zwar nicht ſogleich, aber doch ſpäterhin, zu dem dauernden Beſitze der Kaiſerkrone, gelangte, in Karl dem Fünften, zu einem Reiche, in welchem „die Sonne nicht unterging", kämpfte dann lange mit Frankreich um den Vorrang in Europa und ſaß, obgleich der letzte männliche Habsburger 1740 ſtarb, durch Maria Thereſia fortgepflanzt, bis 1806 auf dem deutſchen Kaiſerthrone.

Ch. F. Falkmann.

6. Hans Euler.

(Erzählung nach Joh. Gabr. Seidls gleichnamigem Gedichte.)

Wer hätte nicht ſchon von dem herrlichen Tirolerlande gehört? Hier finden wir himmelhoch aufragende Berge, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt und deren Abhänge meiſt mit prächtigen Wäldern geſchmückt ſind. Dazwiſchen gähnen tiefe Abgründe. Von den Bergen ſtürzen ſich Bäche mit großer Gewalt hinunter in die tiefen Täler. Auf den ſaftig grünen Matten weiden ſchmucke Herden. Endlich in den Tälern wie an den Abhängen empor liegen zerſtreut die beſcheidenen Hütten der Bewohner. Denken wir uns über allem dieſem einen tiefblauen Himmel gebreitet, ſo gewährt dies einen bezaubernden Anblick, und die Bewohner eines ſolchen Landes müſſen von treuer Vaterlandsliebe erfüllt ſein. Und wirklich ſcheint dieſer Geiſt treuer Anhänglichkeit über jedem kleinen Fleck dieſes Landes zu ſchweben.

Dieſes ſchöne Land, das zu Anfang unſeres Jahrhunderts zu Öſterreich gehörte, war 1805 durch den Machtſpruch Napoleons an Bayern gekommen. Dagegen erhoben ſich aber, in treuer Liebe zu

ihrem angeſtammten Herrſcherhauſe, die Tiroler unter Andreas Hofer und gingen aus dieſen Kämpfen zunächſt als Sieger hervor.

In dem Heere der Bayern, das die aufſtändiſchen Tiroler bekämpfen ſollte, befand ſich unter anderen auch ein Brüderpaar, von dem der eine in jenen Kämpfen von einem tapferen Tiroler, namens Hans Euler, erſchlagen wurde.

Mehrere Monate nach erfolgtem Friedensſchluſſe fand ſich an einem ſpäten Abend ein ſchmucker Soldat, an ſeiner Uniform als Bayer kenntlich, in der Hütte Hans Eulers ein. Aufgefordert an der Mahlzeit teilzunehmen, lehnte er dies barſch ab. Nicht um ſeine Gaſtfreundſchaft in Anſpruch zu nehmen, habe er Hans Euler aufgeſucht, ſondern um ſeinen Bruder zu rächen, den Hans Euler erſchlagen habe. Dies zu tun habe er ſeinem ſterbenden Bruder feierlich gelobt. — Hans Euler war weit entfernt, jene Tat zu leugnen, erklärte aber, jenen in gerechtem Kampfe getötet zu haben. Trotzdem wolle er der Herausforderung ſich nicht entziehen, nur müſſe er zur Bedingung machen, daß ihr Kampf nicht zwiſchen den vier Wänden, ſondern in der freien Gottesnatur, im Angeſichte ſeines teuren Vaterlandes, um deſſentwillen damals die Tat geſchehen ſei, ſtattfinde. So ließ er ſich von ſeiner Frau den Säbel von der Wand reichen, den er damals geführt hatte, nahm von ihr, die bitterlich weinte, Abſchied und tröſtete ſie damit, daß, wenn er fallen ſollte, ſeine Landsleute ſich ihrer gewiß annehmen würden. Dann gingen ſie, Hans voran, der Fremde hinterdrein, einen nahen Berg hinan, auf deſſen Spitze ſie anlangten, eben als die Morgenröte den Aufgang der Sonne verkündete. Tief unter ihnen lag die herrliche Alpenlandſchaft im erſten Morgenlichte ausgebreitet. Als nun Hans, tiefe Erregung in der Stimme, auf die Landſchaft hinunterdeutete und erklärte, daß nur für dieſes ſein ſchönes Vaterland die Tat geſchehen ſei, da ſiegte in dem Bayern, der Hanſens Armbewegung gefolgt und ebenfalls in die Bewunderung des herrlichen Stückes Natur verſunken war, der beſſere Menſch: er ließ nicht nur den ſchon zum Streiche erhobenen Arm ſinken, ſondern bat Hans, indem er ſich überwunden erklärte, ſogar um Verzeihung.

H. Ullrich.

7. Der Reiter und der Bodenſee.

(Erzählung nach G. Schwabs Gedicht.)

Der Bodenſee, auch das „Schwäbiſche Meer" genannt, liegt im Südweſten Deutſchlands und wird begrenzt vom Deutſchen Reich, Öſterreich und der Schweiz. Seine Ausdehnung iſt ſo groß, daß man, in Bregenz, dem öſtlichſten Punkte des Sees, ſtehend, die Sonne

nicht hinter den Bergen, ſondern im Waſſer verſchwinden ſieht. Infolge dieſer großen Ausdehnung friert er auch äußerſt ſelten zu. Und doch weiß die Geſchichte von mehreren Jahren zu berichten, wo dies der Fall geweſen iſt, ſo vom Winter des Jahres 1695.

In jenem Winter ritt eines Tages ein Reiter, der entweder von Feinden verfolgt wurde oder eine wichtige Botſchaft zu überbringen hatte, in größter Eile durch eines der Täler, die ſich nach dem See hin öffnen. Schon war der Abend hereingebrochen, und noch war vom See nichts zu ſehen, an deſſen gegenüberliegendes Ufer er noch an demſelben Tage zu gelangen wünſchte. Da ſah er vor ſich eine unermeßliche Ebene liegen. Die menſchlichen Wohnungen verſchwanden mehr und mehr hinter ihm, Bäume und Hügel traten zurück, und während bis dahin ſein Pferd oft an den Dornen und Steinen des Weges geſtrauchelt war, bewegte es ſich in dem unendlichen Schnee wie auf weichem Samt. Kein Laut war ringsumher zu hören außer dem Schrei der Schneegans hoch oben in der Luft und dem Flattern des durch ſein Pferd aufgeſcheuchten Waſſerhuhns.

Als er ſo ein paar Meilen dahingeritten war — der Abend war mittlerweile hereingebrochen —, ſah er in der Ferne Lichter blinken. In dem Nebel tauchten wieder Bäume auf, in der Ferne ſchloſſen wieder Berge den Geſichtskreis ab, und unter den Hufen ſeines Pferdes ſpürte er wieder allerlei Hinderniſſe. Endlich verkündete auch das Gebell von Hunden die Nähe eines Dorfes, und als er ſein Pferd zum letztenmal angeſpornt hatte, gewahrte er Häuſer und am Fenſter eines derſelben ein Mädchen, an das er eifrig die Frage richtete, wie weit er noch bis zum See habe. Verwundert entgegnete ſie ihm, daß der See und die Fähre hinter ihm liege; wäre der See nicht zugefroren, ſo würde ſie behaupten, der Fremde ſei eben erſt dem Kahne entſtiegen. Als nun der Reiter verwirrt erklärte, daß er die weite hinter ihm liegende Ebene hergeritten ſei, da konnte das Mädchen nicht länger zweifeln, daß jener, ohne eine Kenntnis oder auch nur Ahnung von den ihm drohenden Gefahren zu haben, über den zugefrorenen Bodenſee geritten ſei.

In ihrer Verwunderung rief ſie die übrigen Dorfbewohner zuſammen und erzählte ihnen den wunderbaren Vorfall. Daraufhin beeiferten ſich dieſe, den Fremdling, den Gott ſo ſichtbarlich beſchützt hatte, in ihr warmes Gemach und an ihren Tiſch zu laden. Der Reiter aber vernahm von allem dem nichts. Als auch ihm die untrügliche Gewißheit wurde, daß er tatſächlich über den Bodenſee geritten war, da konnte er mit ſeinen Gedanken nicht mehr von den furchtbaren Gefahren loskommen, denen er entgangen war, und dieſe grauſige Vorſtellung bewirkte, daß ſein Blut erſtarrte und er tot vom

Pferde ſank. So fand der, der dem Tode in dem feuchten Wellengrabe ſo glücklich entgangen war, am ſicheren Ufer ein trockenes Grab.

H. Ullrich.

8. Die Geſchichte vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.

(Erzählung nach Goethes Ballade.)

Einſt lebte ein Graf, in dem alles Glück des Lebens ſich vereinigt zu haben ſchien. Reich geſegnet mit vielen Gütern, bewohnte er ein hohes, herrliches Schloß, welches von einem tiefen, düſtern Walde rings umgeben war. Mit unwandelbarer Treue hing er an ſeinem Herrn und König. Da traf ihn das Unglück in ſchwerer Weiſe. Der geliebte König wurde vom Throne geſtoßen und mußte ans dem Lande fliehen. Sein Verhängnis teilten alle, die an ſeiner Sache feſtgehalten hatten. Auch ſein treuer Anhänger, der Graf, wurde von den Feinden hart bedrängt; um nicht in Gefangenſchaft zu geraten, machte er ſich in einer ſtürmiſchen Nacht, tief in einen Mantel gehüllt, durch ein verborgenes Pförtchen davon. Da er ſeine Schätze nicht mit ſich nehmen konnte, vergrub er ſie in der Erde. Nur einen Schatz behielt er, und zwar einen köſtlicheren als alles andere Gut, nämlich ein kleines Töchterlein. Er trug es in ſeinem Mantel, wo es ſanft ſchlief.

Mit dieſem Kinde zog er nun in die weite Welt. Schon früher hatte er die edle Sangeskunſt geübt, dabei freilich nicht geahnt, daß ſie ihm einſt zum Unterhalt ſeines Lebens dienen ſollte. Singend und bettelnd, in dem Mantel ſein Töchterchen tragend, zog er von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Nicht immer bot ſich ihm eine gaſtliche Stätte, oft ſah er ſich genötigt, unter dem grünen Dache der Bäume, auf dem weichen Teppich des Raſens zu übernachten. Immer aber fand ſich jemand, der dem herrlichen Sänger und ſeinem lieblichen Kind eine Gabe reichte. Inzwiſchen war ſein Töchterlein zu einer ſchönen Jungfrau herangewachſen. Der Mantel, der es früher vor Sturm und Regen geſchützt hatte, war längſt von der Jahre Gewalt durchlöchert und entfärbt worden. Aber das zur reizenden Jungfrau erblühte Mädchen bedurfte des Mantels auch nicht mehr. Sie war jetzt des Vaters Troſt und Erquickung; wenn er ſein Auge auf die Holde warf, vergaß er alles Leid. Sie bat jetzt an Stelle des Vaters die Leute um Almoſen, und ihr reichte man es viel lieber.

Einſt ſang der Vater vor einem Fürſten. Als die Tochter zu demſelben hintrat, um eine Gabe zu bitten, gab er ihr nicht das Gewünſchte, ſondern faßte ſie kräftig bei der Hand mit den Worten:

„Dieſe will ich zur Gemahlin oder keine.“ Der Vater gab es gerne zu. Die Verlobung wurde ohne große Feierlichkeiten unter freiem Himmel begangen, und der Prieſter ſegnete das Paar in einer Kapelle ein. Der Abſchied wurde beiden ſchwer; aber eine Freude war es doch für den Vater, daß er wußte, ſeine Tochter ſei jetzt die Gemahlin eines mächtigen Fürſten.

Jahrelang zog nun der Vater allein in der Welt umher. Der Mann wurde allmählich zum Greiſe. Da hörte er, daß ſein geliebter König wieder auf den Thron gekommen ſei, und beſchloß nun, ſeine Burg aufzuſuchen und wieder von ihr Beſitz zu nehmen.

Als er am Tore ſtand und ſang, erregte er die Luſt zweier Kinder. Um ihn ganz nahe zu hören, riefen ſie ihn zu ſich in den Saal hinein. Da waren ſie ganz allein mit dem guten, würdigen Greiſe. Denn die Mutter war in der Kapelle und betete, und der Vater war in den Wald auf die Wolfsjagd gegangen. Die Kinder baten ihn, er möchte ihnen noch ein Lied vorſingen. Was konnte den Alten am heutigen Tage mehr bewegen als ſeine eigene Lebensgeſchichte! Er begann ihnen alſo zu ſingen und zu ſagen von ſeiner Flucht, von ſeinen Wanderungen mit ſeinem holdſeligen Töchterlein, und wie es dann die Gattin eines edlen Fürſten geworden ſei. Die Kinder hörten hellen und freudigen Blicks der Geſchichte zu. Der Alte ward plötzlich tief gerührt und brach voll Wehmut in die Worte aus: „Ach! ſo wie ihr ſeid, habe ich lange Jahre die Tochter vor mir geſehen; ſo habe ich mir die Enkel gedacht.“ Segnend legte er dabei ſeine Hände auf die Häupter der ſtaunenden Kinder. Plötzlich hörte man einen Lärm; der Fürſt war von der Jagd zurückgekehrt und trat, umgeben von einer Schar gewappneter Diener, in den Saal. Die Kinder ſuchten den Alten zu verbergen, aber in der Eile gelingt es nicht. Zornig, einen zerlumpten Bettler in ſolcher Vertraulichkeit bei ſeinen edlen Kindern zu finden, fuhr er den Alten barſch an, nannte ihn einen Verführer und Toren und befahl ſeinen Schergen, ihn zu ergreifen und in das Gefängnis zu werfen. Der Lärm führte auch die Mutter herbei. Mitleidig vereinigt ſie ihre Bitten mit denen der Kinder für den edlen Sängergreis, der würdig und ſtolz im Kreiſe ſtand. Die Diener wagten es nicht, den Befehl des Fürſten auszuführen. Es ſteigert ſich des Fürſten Wut. In den Bitten von Gattin und Kindern ſieht er nichts als Zeichen unwürdiger Teilnahme für den Niedriggebornen, den Bettler. Sie war ſelbſt eine Bettlerin, ſie hat ihm eine Bettlerbrut geboren. Daher das Gefühl, das ſie entehrt! „Sei verflucht mitſamt deinen Kindern!“ ruft er in tobendem Zorn. Jetzt miſchte ſich der Alte, der bis dahin mit herrlichem Blicke, hochaufgerichtet, den Auftritt betrachtet hatte, in den Streit. Zu den

Verstoßenen gewandt, rief er: „Wenn euch der Gatte und Vater flucht, so kommt zu eurem Großvater, der euch wohl beschützen kann. Der rechtmäßige König ist zurückgekehrt, mit ihm auch seine Getreuen. Ich bin der eigentliche Besitzer dieses Schlosses und kann das durch Urkunden, an deren Echtheit niemand zweifeln wird, beweisen." Erschrocken stand der Fürst; denn wenn der Alte die Wahrheit sagte, so hatte er das Schlimmste zu befürchten. Aber der Greis fuhr freundlich fort: „Sei ruhig, mein Sohn! Von meinem milden Regiment hast du nichts zu befürchten. Das eine aber siehst du: Da deine Gemahlin keine Bettlerin ist und deine Kinder keine Bettelkinder, so hast du keine Ursache sie zu verfluchen. Die Fürstin, deine Gemahlin, hat dir fürstliches Blut geschenkt." Die Großmut und Freundlichkeit des edlen, fürstlichen Sängergreises löste alle Zwietracht in Frieden auf; und in Frieden lebten sie beieinander, bis der Tod sie schied.

Ernst Laas.

9. Die historische Grundlage von Uhlands „Ernst von Schwaben".

Die Hauptquelle, aus welcher der Dichter mit großer Treue und feinstem Gefühle geschöpft hat, ist Wipos Leben Konrads II. (Wiponis vita Chuonradi Imperatoris.) Aus einem burgundischen Adelsgeschlechte stammend, hatte sich Wipo eine reiche Bildung erworben und lebte, obgleich dem geistlichen Stande angehörend, als einflußreicher Staatsmann in besonderer Gunst der Kaiserin Gisela an dem Hofe Konrads und seines großen Sohnes, Heinrichs III. Er wurde nach der Wahl und Krönung Konrads vom Kaiser zum Hofkaplan ernannt und wohnte außer in Krankheitsfällen dem kaiserlichen Rate stets bei; er war wahrscheinlich sogar der erste Lehrer Heinrichs, ehe dieser unter die besondere Obhut des Bischofs Bruno von Augsburg und nach dessen Tode des Bischofs Engelbert von Freisingen gestellt wurde. Die klare Einsicht, die Wipo durch seine Stellung am Hofe in die Regierungsangelegenheiten gewann, und der schlichte, von pfäffischem Hochmut wie von höfischer Kriecherei gleich freie Sinn, der seine Schilderung durchweht, geben seiner Berichterstattung den höchsten Wert.

Kaiser Heinrich II. war kurz nach seiner dritten Romfahrt, 52 Jahre alt, am 13. Juli 1024 auf sächsischem Boden, in den Mauern seiner Burg Grona bei Göttingen, gestorben; seine irdische Hülle wurde im Dom zu Bamberg, seiner Lieblingsschöpfung, beigesetzt, in welchem neun Jahre später auch die würdige Kaiserin Kunigunde neben dem Gemahl ihre Ruhestätte fand. Verdankte der Kaiser den auszeichnenden Beinamen „des Heiligen", den er mit seiner Gemahlin teilte, auch

zunächſt und vornehmlich ſeinem Streben, der Kirche Macht und Glanz zu mehren, ſo ſind doch auch ſeine Verdienſte um Sicherung und Erweiterung der Reichsgrenzen und um Stärkung der Königsmacht, ſelbſt der Geiſtlichkeit gegenüber, nicht gering, und durch die meiſt glücklichen Kämpfe in Italien und gegen Polen hat er ſich den Titel eines Wahrers und Mehrers des Reichs ohne den herben Beiſatz eines Eroberers geſichert. Das großartige Schauſpiel der Königswahl ſelbſt legt noch nach ſeinem Tode Zeugnis davon ab, daß er es verſtanden hat, das Bewußtſein von der Einheit der deutſchen Stämme zu wecken und dadurch den Frieden im Innern zu fördern.

Als ſich die Nachricht von ſeinem Tode verbreitete, da lief, nach dem Chroniſten, ein Schauer des Entſetzens durch das Reich. Allgemein war die Beſtürzung, daß die alten Kämpfe von neuem ausbrechen würden. Und um ſo größer war dieſe Gefahr, als keine Vorſorge für die Nachfolge im Reiche getroffen worden war. Die Wahl ſchien ſo frei, wie niemals vorher. Und wie hätte da nicht, in dieſem ruhmliebenden Geſchlecht, jeder Fürſt, der zu ſeiner Macht, ſeinem Reichtum, ſeiner Mannhaftigkeit Vertrauen hegte, nach der deutſchen Krone, der glänzendſten der Chriſtenheit, den Blick erheben ſollen? Welche Kämpfe konnten um dieſen verlockenden Preis entbrennen! Aber ſo groß die Befürchtungen waren, ſie zeigten ſich doch bald als völlig eitel. Das Interregnum verlief in aller Ruhe. Die Kaiſerin, in deren Händen die Reichsinſignien waren, führte unter dem Beirat ihrer Brüder mit der ihr eigenen Beſonnenheit die Reichsgeſchäfte fort und fand bei den Großen um ſo willigern Gehorſam, je mehr ſie ſich bemühte, die Wahl des neuen Königs zu beſchleunigen. Es war nicht anders zu erwarten, als daß überall die Fürſten ſich vereinigten, um die große Frage des Augenblicks zu beraten. Sie taten dies in der verſtändigſten, edelſten Weiſe. Die ſächſiſchen Großen entſagten um der allgemeinen Wohlfahrt willen allen ihren Händeln. Ein Gleiches geſchah in den anderen deutſchen Ländern. Und indem ſo die einzelnen deutſchen Stämme zuerſt unter ſich zuſammentraten und die Nachfolge in der Herrſchaft über das Reich berieten, ſtanden ſie zugleich von der Verfolgung jedes Sonderintereſſes ab: nicht ein Stammeshaupt wollten ſie wählen, ſondern dem Reiche, dem geſamten deutſchen Volk ein Oberhaupt geben. Während Heinrich bei ſeiner Wahl erſt die Anerkennung der einzelnen Stämme hatte gewinnen müſſen, war bei ſeinem Tode die Überzeugung allgemein, daß nur durch die allgemeine Wahl aller Stämme der deutſche Thron beſetzt werden könne, ein vollgültiger Beweis für die ſegensreiche Wirkſamkeit des geſchiedenen Kaiſers. Schon in den erſten Tagen des September verſammelten ſich auf Berufung des Erzbiſchofs von Mainz Fürſten und Mannen auf fränkiſcher

Erde in der Rheinebene bei Mainz. Da der Rhein Gallien von Germanien trennt, verſammelten ſich auf der deutſchen Seite, am rechten Ufer, die Sachſen mit den angrenzenden Slaven, die Oſtfranken, die Bayern und die Schwaben; auf galliſcher Seite aber, am linken Ufer, die jenſeitigen, rheiniſchen, Franken, die Ripuarier (Niederlothringer) und Oberlothringer. Nach langen Beſprechungen wurden aus vielen wenige gewählt und aus den wenigen zuletzt zwei ausgeſondert, bei denen endlich das Zünglein der Wage, von den angeſehenſten Männern mit äußerſter Gewiſſenhaftigkeit gehalten, im Gleichgewicht ruhte. Zwei Konrad waren es, der eine der ältere, der andere der jüngere genannt, beide zu den Edelſten im deutſchen Franken gehörend, von zwei Brüdern abſtammend, alſo Vettern, zwiſchen denen alle Fürſten lange ſchwankten. Und obgleich bei ſorgfältigerer Beratung faſt alle den ältern Konrad wegen ſeiner Tüchtigkeit und Rechtſchaffenheit zu wählen wünſchten, verbarg doch jeder angelegentlich ſeine Geſinnung wegen der Macht des jüngern Konrad, damit nicht etwa der Ehrgeiz die beiden entzweite. Zuletzt aber fügte es die göttliche Vorſehung, daß die beiden ſelbſt ein Übereinkommen trafen, das jeden Zweifel befriedigend löſte: wen von ihnen nämlich der größere Teil des Volkes erhebe, dem ſolle der andere unverzüglich weichen. Infolge dieſer Verabredung neigte ſich im Angeſicht der erwartungsvoll harrenden Menge der ältere Konrad zu ſeinem Verwandten und küßte ihn und gab ſo zu verſtehen, daß ſie ſich beide miteinander friedlich verſtändigt hätten. Nun traten die Fürſten, die dies als ein Zeichen der Eintracht nahmen, zuſammen, und auf Befragen des Volkes, was ihm recht dünke, erhob der Erzbiſchof von Mainz aus der Fülle des Herzens und mit freudiger Stimme den ältern Konrad und erwählte ihn zu ſeinem Herrn und König und zum Lenker und Verteidiger des Vaterlandes. Dieſer Entſcheidung ſtimmten die übrigen Erzbiſchöfe und Geiſtlichen ohne Zaudern bei, der jüngere Konrad aber, nachdem er in kurzer Zwieſprache die Lothringer zur Beiſtimmung zu bewegen verſucht hatte, kehrte augenblicklich zurück und wählte mit freudigſter Bereitwilligkeit ſeinen Vetter zum Herrn und König, dieſer aber ergriff ihn bei der Hand und ließ ihn neben ſich niederſitzen. In dieſem Sinne wählten auch die einzelnen Vertreter der ſämtlichen Stämme, und das Volk jauchzte der Wahl Beifall und verlangte, daß augenblicklich die Krönungsweihe ſtattfinde. Die Kaiſerin Kunigunde endlich reichte glückwünſchend die von ihr verwahrten Reichsinſignien dar und ermutigte den Erwählten zu ſeiner Regierung. Nun begab man ſich in feierlichem Zuge, während die Geiſtlichen Pſalmen und das Volk Freudenlieder anſtimmte, nach Mainz, wo — es war am Tage der Geburt Mariä — die Weihe des Königs vorgenommen wurde.

Die beiden Konrad waren Urenkel der älteſten Tochter Ottos I., Luitgart, und des Herzogs Konrad des Roten von Franken und Lothringen, der in der Schlacht auf dem Lechfelde ſeinen Tod fand. Des älteren Konrad Vater war der fränkiſche Graf Heinrich; ſeine Mutter Adelheid war die Tochter des Grafen Gerhard von Egisheim. Während ſein Vetter, der jüngere Konrad, ein Sohn des Herzogs Konrad von Franken und Kärnten und der Mathilde, einer Tochter des Herzogs Hermann II. von Schwaben, nach dem frühen Tode des Vaters Herzog von Franken wurde, beſaß der ältere Konrad hauptſächlich nur die von ſeinem Großvater Otto ererbten Stammgüter um Speier und in der Haardt. Durch die Vermählung mit Giſela erhielt ſein Einfluß, der bisher faſt allein auf ſeiner gewaltigen Perſönlichkeit beruht hatte, eine feſtere Grundlage. Giſela, die Schweſter des Schwabenherzogs Hermann II., war eine Nichte des Königs Rudolf III. von Burgund und Tante Konrads des jüngern. In erſter Ehe hatte ſie einen Grafen Bruno geheiratet; in zweiter Ehe vermählte ſie ſich mit Ernſt, dem Sohne Liutpolds, des erſten babenbergiſchen Markgrafen in Öſterreich, und empfing von ihm zwei Söhne, Ernſt und Hermann. Als nun ihr Bruder, Herzog Hermann III., unvermählt ſtarb, übertrug Kaiſer Heinrich II., der ihr Vetter war, ihrem Gemahl Ernſt das Herzogtum Schwaben. Dieſer regierte aber nur kurze Zeit, denn drei Jahre darauf traf ihn auf der Jagd der Pfeil eines ſeiner Lehensleute. Nun ließ Kaiſer Heinrich die Herzogswürde auf den noch ganz unmündigen Sohn, unſern Ernſt II., übergehen unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Giſela und ſeines väterlichen Oheims. — Giſelas Vermählung mit dem Salier Konrad, der damals 38 oder 39 Jahre alt war, fällt in das Jahr 1016; am 28. Oktober 1017 gebar ſie ihm den nachmaligen Kaiſer Heinrich III. — Als Nachfolger Heinrichs II., dem Rudolf III. bereits 1006 die Anwartſchaft auf das Königreich Burgund und zum Pfand die Stadt Baſel gegeben hatte, machte Konrad ſchon 1025 ſeine Anſprüche mit den Waffen geltend, indem er Baſel, das Rudolf nach des Kaiſers Tode wieder beſetzt hatte, eroberte und befeſtigte. Sodann ſprengte er das Bündnis des abtrünnigen Polenherzogs Mieczislaw II. mit deſſen Vetter Knud von Dänemark dadurch, daß er letzterem die Mark Schleswig abtrat und ſein Söhnlein Heinrich mit deſſen Tochter verlobte, und noch in demſelben Jahre vereitelte er den Feldzug, den ſein Stiefſohn Ernſt mit den Herzögen von Lothringen, dem Grafen Odo von Champagne, dem König Robert von Frankreich und dem jüngern Konrad zur Gewinnung Burgunds beabſichtigte, das Ernſt wie Odo als Verwandte in Anſpruch nahmen. Ernſt demütigte ſich in Augsburg vor Konrad und wurde nur mit Widerſtreben, durch Vermittelung

ſeiner Mutter, der Königin, und ſeines Bruders Heinrich, von dem heftigen König wieder zu Gnaden angenommen. Im darauffolgenden Jahre (1026) begann Konrad, nachdem er ſeinen Sohn Heinrich auf Rat und Bitten der Fürſten zu ſeinem Nachfolger beſtimmt hatte, ſeinen Römerzug. Den ihn begleitenden Stiefſohn Ernſt belehnte er nach kurzem Dienſte mit der Abtei Kempten und ſandte ihn ehrenvoll zurück. Am 25. März 1026 empfing er die lombardiſche, am Oſtertage des Jahres 1027 mit Giſela in Rom die Kaiſerkrone, und kehrte, nachdem der Friede in ganz Italien geſichert war, im Mai desſelben Jahres nach Deutſchland zurück.

Hier war ſeine Anweſenheit dringend nötig geworden. Denn außer daß der ſchwäbiſche Graf Welf, in Fehde mit dem Biſchof von Augsburg, die Stadt eingenommen und verwüſtet hatte, war auch Ernſt abermals aufgeſtanden, hatte bei einem Einfall im Elſaß mehrere Burgen des Grafen Hugo von Egisheim zerſtört und nach vergeblichem Verſuch, dem König Rudolf Solothurn zu nehmen, ſich ein neues Kaſtell bei Zürich erbaut, von wo aus er das Kloſter Reichenau und die Abtei des heiligen Gallus arg heimſuchte. Zunächſt nötigte der Kaiſer den Grafen Welf zur Unterwerfung und zum Schadenerſatz und verbannte ihn aus dem Reich. Dann hielt er einen öffentlichen Tag zu Ulm, zu dem ſich auch Ernſt mit einer trefflichen Kriegerſchar einfand, nicht mit dem Wunſche, ſich zu unterwerfen, ſondern in der Abſicht, entweder ſich mit dem Kaiſer zu verſtändigen oder, auf ſeine Macht geſtützt, unbehelligt zurückzukehren. Da ſich aber ſein Anhang weigerte, die dem Kaiſer geſchworene Pflicht zu verletzen, mußte ſich Ernſt dieſem bedingungslos ergeben und wurde von ihm auf die Burg Gibichenſtein verbannt. Nun zwang der Kaiſer auch die übrigen Rebellen zur Ergebung und warf ihre Befeſtigungen nieder. Nur Graf Werner, in die Acht erklärt, trotzte auf ſeiner Kiburg bei Zürich drei Monate dem kaiſerlichen Heere und entkam, als ſie erſtürmt wurde. Sodann einigte ſich Konrad unter beſtändiger Vermittelung der Kaiſerin Giſela mit Rudolf von Burgund, der dem Kaiſer das Reich Burgund unter denſelben Bedingungen, wie früher ſeinem Vorgänger, dem Kaiſer Heinrich, übergab. Endlich zog der Kaiſer den Rhein hinab nach Franken und unterwarf ſeinen Vetter, den jüngern Konrad. Dieſen ſtrafte er eine Zeitlang mit freier Haft, nahm ihn aber bald wieder zu Gnaden an und ſetzte ihn nicht nur in ſeine alten Würden wieder ein, ſondern übertrug ihm noch das Herzogtum Kärnten. Von nun an blieb der jüngere Konrad, ſolange er lebte, dem Kaiſer und ſeinem Sohne treu ergeben.

Im Jahre 1028 ließ Kaiſer Konrad ſeinen Sohn Heinrich, einen Knaben von 11 Jahren, von großem Geiſte und guten Anlagen, unter

Zustimmung der Reichsfürsten und des ganzen Volkes zu Aachen auf den königlichen Thron erhöhen. Nachdem er dann überall den Landfrieden wiederhergestellt hatte, entließ er auf Fürsprache seiner Gemahlin Gisela Ernst aus seiner Haft und übertrug ihm statt des Herzogtums Schwaben das Herzogtum Bayern, dessen Herrschaft jener aber wohl kaum angetreten hat.

Als Konrad im Jahre 1030 das Osterfest in der Pfalz Ingelheim feierte, sollte Ernst sein ursprüngliches Herzogtum Schwaben wiedererhalten unter der Bedingung, daß er seinen Dienstmann Wezilo, der durch häufige Empörungen Unruhe im Reiche erregt hatte, als einen Feind der gemeinen Sache mit allen den Seinigen verfolgen wolle und dies eidlich gelobe. Da Ernst sich dessen weigerte, wurde er selbst für einen offenen Feind des Kaisers erklärt und seines Herzogtums aufs neue beraubt und zog mit nur wenig Getreuen davon. Ernsts und seiner Anhänger Hab und Gut wurde eingezogen und über alle der Bann ausgesprochen. Während der Kaiser mit Mieczislaw von Polen nnd Stephan von Ungarn in neue Kämpfe verwickelt war, machte Ernst einen neuen Versuch, der kaiserlichen Gewalt Widerstand zu leisten, und wendete sich zu diesem Zwecke auch an seinen Verwandten Odo, aber vergebens. So kehrte er nach Schwaben zurück und fristete dort, in sicheren Verstecken im Schwarzwald sich bergend, sein Leben eine Zeitlang jämmerlich vom Raube. Da er aber zuletzt von der Kriegsschar des Kaisers von allen Seiten eingeschlossen und seine besten Pferde von der Weide weggefangen wurden, so brach er zuletzt, einen ehrenvolleu Tod einem schmachvollen Leben vorziehend, mit wenigen Anhängern aus dem Gebirge hervor und geriet, während er seine Verfolger zu verfolgen meinte, in den von diesen gelegten Hinterhalt. Nach erbittertem Kampfe auf beiden Seiten erlag endlich Ernst, mit vielen Wunden bedeckt, den Feinden, mit ihm sein Dienstmann Wezilo, um dessen willen sich Ernst die kaiserliche Ungnade zugezogen hatte Ernsts Leichnam wurde nach Konstanz gebracht und, nachdem er vom Banne gelöst war, in der Kirche der heiligen Maria bestattet.

König Rudolf starb 1032 und ließ dem Kaiser durch einen seiner Großen die burgundische Krone überbringen. Aber der streitlustige Odo nötigte Konrad zu neuem Kampfe. Odo wurde aber zunächst aus dem alemannischen Burgund vertrieben, und dann im Jahre darauf die Unterwerfung des ganzen Reiches vollendet. Einen abermaligen wenige Jahre später unternommenen Versuch sich zu empören büßte er mit dem Tode.

Hatte so der Kaiser allen Grund, sich des glücklichen Ausgangs aller seiner Unternehmungen zu freuen, so beugten ihn verschiedene

im Jahre 1038 in seiner Familie eingetretene Todesfälle tief und ließen ihn an sein eigenes Ende denken. Noch in demselben Jahre zog er nach Schwaben, um seinen Sohn zum Herzog einzusetzen, und von da nach Burgund, wo Heinrich zum König gekrönt wurde. Das Osterfest des nächsten Jahres feierte der Kaiser in der Pfalz Karls des Großen, zu Nymwegen, wo er besonders gern verweilte. Gegen Pfingsten sich zu Utrecht aufhaltend, fühlte er hier zuerst die Anzeichen des nahen Todes. Nachdem er die Bischöfe zu sich beschieden hatte, ließ er Leib und Blut des Herrn und das heilige Kreuz mit den übrigen Reliquien der Heiligen herbeibringen, empfing nach aufrichtiger Beichte und innigem Gebete demütig die Gemeinschaft der Heiligen und die Vergebung der Sünden, sagte der Kaiserin und seinem Sohne Heinrich Lebewohl und schied aus diesem Leben am 4. Juni 1039.

Der jüngere Konrad starb acht Tage nach seinem kaiserlichen Vetter, ohne einen Erben zu hinterlassen, Gisela zog sich, mit den Regierungshandlungen ihres großen Sohnes nicht übereinstimmend, nach einem so bewegten Leben in klösterliche Stille zurück und starb am 14. Februar 1043 zu Goslar. Sie ruht neben ihrem Gemahl in der Kaisergruft zu Speier.

H. Weismann. Bearbeitet und gekürzt.

10. Die Vorfabel zu Lessings „Minna von Barnhelm".

Der preußische Major von Tellheim, ein geborener kurländischer Edelmann, hatte während des siebenjährigen Krieges, den er an der Spitze eines Freibataillons mitmachte, den Befehl erhalten, in den sächsischen Ämtern einer thüringischen Gegend die Kontribution mit der äußersten Strenge bar beizutreiben. Er wollte sich diese Strenge ersparen und schoß den Ständen die fehlende Summe (2000 Pistolen) selbst vor. Die Stände gaben ihm ihren Wechsel, und diesen wollte er bei Unterzeichnung des Friedens unter die zu ratihabierenden Schulden eintragen lassen. Um jener edelmütigen Tat willen war Minna von Barnhelm, ein Edelfräulein in den thüringischen Landesteilen Sachsens, wo er damals eines Winters im Quartier stand, von der lebhaften Begierde durchdrungen, ihn kennen zu lernen. Sie kam uneingeladen in die erste Gesellschaft, wo sie den Major zu finden glaubte, sie kam bloß seinetwegen, sie kam in dem festen Vorsatze, ihn zu lieben, ja sie liebte ihn schon; sie kam in dem festen Vorsatze, ihn dereinst zu besitzen. Hieraus entwickelte sich ein Bund der Herzen beider, der zum Verlöbnis führte: sie wechselten die Ringe. Diese Verlobung schloß aber Minna ohne Vorwissen ihres Oheims und Vormunds, des Grafen von Bruchsall (welchen die Unruhen des

Krieges nach Italien verscheucht hatten), trotzdem daß sie von seiner Seite das stärkste Hindernis ihrer Verbindung befürchten mußte, weil er als Sachse den preußischen Offizieren abhold war. Desto mehr war mit dem Verlöbnis einverstanden Franziska Willig, die Kammerjungfer Minnas, Tochter eines Müllers auf Klein-Rammsdorf, einem von den Gütern des gnädigen Fräuleins, welche schon sehr jung auf den Hof gekommen war und mit Minna, der sie an Alter gleichstand (beide wurden 21 Jahre), dieselbe Erziehung und denselben Unterricht genossen hatte. Paul Werner, der Wachtmeister Tellheims, lernte Franziska in jener Zeit noch nicht kennen, denn er war gerade in Leipzig abwesend, wo er Montierungsstücke besorgte.

Der Major befand sich damals in glänzenden Verhältnissen: er hatte einen Kammerdiener (Wilhelm), einen Jäger (Philipp), einen Kutscher (Martin), einen Läufer (Fritz) uud einen Reit-, früher Packknecht, Namens Just, der aber damals im Lazarette lag und ebensowenig als Paul Werner etwas von der Verlobung seines Herrn erfuhr. Tellheim war imstande, für Just 25 Taler Kur- und 39 Taler Wartungskosten zu bezahlen; er konnte Justs abgebranntem und geplündertem Vater 50 Taler vorstrecken, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm schenkte. Er besaß so viel, daß er dem ihm befreundeten Stabsrittmeister Marloff, der mit ihm sechs Jahre lang Glück und Unglück, Ehre und Gefahr geteilt hatte, gegen Schuldschein 400 Taler vorschießen konnte. Doch der Edelmut Tellheims beschränkte sich hierauf nicht: er zeigte sich auch darin, daß er hundertmal für den gemeinsten Soldaten, wenn er ins Gedränge gekommen war, das Leben wagte. Mit seinen Soldaten stand er außerdem auf dem kameradschaftlichsten Fuße, und manchmal nahm er von seinem biedern Wachtmeister die Feldflasche. Paul Werner benutzte aber ebenfalls jede Gelegenheit, um ihm dies zu vergelten: er fing einmal den Hieb auf, der seinem Herzensmajor den Kopf spalten sollte, und hieb ein andermal den Arm vom Rumpfe, der eben losdrücken und Tellheim die Kugel durch den Kopf jagen wollte. Aber auch Tellheim hätte gern für Paul Werner sein Leben gewagt, wenn sich die Gelegenheit dazu geboten hätte.

Mit Beendigung der Winterquartiere in Thüringen mußte Tellheim seine dort gewonnene Braut verlassen und weiterziehen, nur gelegentlich (A. III. Sc. 3) wird erwähnt, daß er von Nürnberg wegging. Vom Sommer 1762 an wohnte er zu Berlin in dem Wirtshaus zum König von Spanien, wo er sich eingemietet hatte. Endlich wurde der Krieg beendet. Während aber Tellheim zur Zeit seiner Verlobung noch seines ganzen Körpers mächtig gewesen war, trug er aus dem Kriege jetzt mehrere Verwundungen davon, wie denn z. B. sein rechter

Arm durch einen Schuß gelähmt war, so daß der Major, nur des linken Armes völlig mächtig, sich nicht allein ankleiden konnte. Der Friede war also zu Hubertusburg am 15. Februar 1763 geschlossen worden. Darüber erfreut, schrieb Tellheim an Minna, daß, da nun Friede wäre, er sich der Erfüllung seiner Wünsche nähere, welche auf eine baldige Vereinigung mit der Geliebten gerichtet waren. Er wolle deshalb seinen Abschied fordern. Denn er war nur Soldat geworden aus Parteinahme für die politischen Grundsätze Friedrichs des Großen und in der Überzeugung, daß es für jeden ehrlichen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen, um sich mit allem, was Gefahr heißt, vertraut zu machen und Kälte und Entschlossenheit zu lernen; aber nur die äußerste Not hätte ihn zwingen können, aus diesem Versuche eine Lebensbestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen. Bevor er indessen seinen Abschied nehmen konnte, wurde ihm dieser zu seiner empfindlichen Kränkung gegeben, denn infolge des Friedensschlusses wurden die meisten Freibataillone entlassen, und daher auch Tellheim, wie viele seinesgleichen, die in Freikorps gedient hatten, verabschiedet. Als er seine Rechnungen einreichte, wurden von der Feldkriegskasse allerlei seine Ehrlichkeit verdächtigende Ausstellungen daran gemacht. Den Wechsel, den ihm die sächsischen Stände über den ihnen geleisteten Vorschuß von 2000 Pistolen gegeben hatten, wollte er jetzt unter die zu ratihabierenden Schulden eintragen lassen. Dieser Wechsel wurde allerdings für gültig erkannt, aber ihm das Eigentum desselben streitig gemacht. Man verzog spöttisch den Mund, als er versicherte, die Valuta bar hergegeben zu haben. Man erklärte ihn für eine Bestechung, für ein Gratial der Stände, weil Tellheim so bald mit ihnen auf die niedrigste Summe sich geeinigt hatte, mit der er sich nur im äußersten Notfalle zu begnügen Vollmacht hatte. So kam der Wechsel ihm aus den Händen, und er mußte fürchten, daß derselbe, wenn er bezahlt würde, nicht an ihn bezahlt würde. Hierdurch mußte er seine Ehre für gekränkt halten. Tellheim gab hierauf schriftlich sein Ehrenwort, nicht eher Berlin zu verlassen, als bis man ihn völlig von jeder Beschuldigung entlastet habe. Da er nun die Demütigung der Verabschiedung erfahren hatte, obwohl so mancher verdiente Offizier der Freibataillone auch fernerhin zum Dienste verwendet wurde; da sich ferner der Ehrenhandel noch immer nicht zu seinen Gunsten wandte, so hatte er seit dem Briefe, den er unmittelbar nach dem Frieden an Minna richtete, nicht wieder an sie geschrieben, wollte sie vergessen und trug sogar ihren Ring nicht mehr am Finger. Hierzu bewog ihn auch seine ökonomische Lage, die anfing bedenklich zu werden. In dem Gasthof zum König von Spanien hatte er manchen schönen Taler aufgehn

laſſen; aber nicht genug, daß man ihn mit ſeinen Forderungen hinzog: ſeine Dienerſchaft war nunmehr bloß auf Juſt beſchränkt, der jetzt alles in allem ſein mußte. Denn Wilhelm, der Kammerdiener, war ihm ſchon im vorigen Jahre, als ſie von Nürnberg weggingen, mit der Garderobe durchgegangen; Philipp, der Jäger, war nach Spandau abgeführt worden, weil er unter Tellheims Kompagnie ein Komplott gemacht hatte und ſechs Mann durch die Vorpoſten hatte bringen wollen; Martin, der Kutſcher, ſprengte (zehn Wochen vor dem Beginne der Handlung) mit ſeines Herrn letztem Reitpferde davon, und Fritz, der Läufer, mußte ebenfalls entlaſſen werden, weil er auf ſeines Herrn Namen überall Schulden machte. Vielleicht war Tellheim genötigt, von Hauſe Unterſtützung zu ſuchen, denn er ſchickte ſeinen Bedienten Juſt in ſechs Monaten zweimal (nicht an ſeinen Vater, da dieſer ſchon geſtorben war, wohl aber) an ſeine Familie in Kurland. Er hatte zwar noch einen Freund, der ihm helfen konnte, ſeinen Wachtmeiſter Paul Werner. Dieſer hatte im Kriege viel Beute gemacht, ſich nach ſeiner Verabſchiedung ein Freiſchulzengericht drei Meilen von der Hauptſtadt gekauft und brachte nun, als er durch Juſt hörte, wie man Tellheim mit ſeinen Forderungen an die Generalkriegskaſſe hinzog, dem Major 500 Taler in Gold Vorſchuß, allein Tellheim hielt ſich ſtreng an die Worte Werners, welcher ihm in ſeinem Zartgefühl das Geld bloß zum Aufheben gegeben haben wollte, und vergriff ſich an der Summe nicht. Freilich hatte Tellheim von der Witwe ſeines ehemaligen Stabsrittmeiſters Marloff, der unlängſt geſtorben war, 400 Taler zu fordern, und der Sterbende hatte auch ſeiner Frau eingeſchärft, daß ſie die Schuld mit der erſten Barſchaft tilgen ſollte; aber das arme Weib lag krank darnieder vor Schmerz über den Verluſt ihres Mannes und jammerte, als Paul Werner (vierzehn Tage vor Beginn der Handlung) ſie beſuchte, weil ſie nicht wußte, wie ſie die Schuld bezahlen ſollte, zumal da die Forderungen des Verſtorbenen an die Kaſſe ſeines ehemaligen Regiments noch nicht erfüllt waren: wie hätte da Tellheim das Geld von der armen Witwe, die noch dazu einen unerzogenen Sohn zu ernähren hatte, annehmen können? Paul Werner verkaufte ſein Freiſchulzengericht, weil er ſich an den Aufenthalt auf dem Dorfe nicht wieder gewöhnen konnte und lieber unter den Fahnen des Prinzen Heraklius, von dem er in den Zeitungen geleſen hatte, gegen die Türken fechten wollte. Aber es war nicht anzunehmen, daß er die 100 Dukaten, die er (einen Tag vor Beginn der Handlung) auf den Kauf empfing, dem ſtolzen Major zur Verwendung würde aufnötigen können. Tellheim, welcher ſich ſo der Dürftigkeit ausgeſetzt ſah, kam ſich wie ein Bettler vor, die Verabſchiedung und die Ehrenkränkung nagten fort und fort

an seinem Herzen, in seiner Schwermut erschien er sich wegen der Lähmung des Armes als ein Krüppel, und obgleich er Minna noch liebte, glaubte er doch, in seinem jetzigen Zustande sie vergessen zu müssen. Dieser Sieg, den er über sich erringen wollte, wurde ihm zwar schwer, aber eben fing er an zu hoffen, daß die darauf verwandte Mühe nicht ewig vergebens sein würde.

Man kann sich vorstellen, in welcher Besorgnis Minna unterdessen lebte, da sie in so langer Zeit gar nichts von ihrem Tellheim hörte. Sie faßte deshalb den Entschluß, ihren Bräutigam selbst aufzusuchen. Auch ihr Oheim, den der Friedensschluß aus Italien zurückgebracht hatte, war mit diesem Plane einverstanden; er brannte vor Verlangen, den Mann von Angesicht zu kennen, den seine einzige Erbin gewählt hatte, und wollte seine Nichte ihrem Bräutigam übergeben. In Begleitung dieses Oheims, des Grafen von Bruchsall, der zugleich die von Tellheim den sächsischen Ständen vorgeschossene Summe von 2000 Pistolen für den edelmütigen Wohltäter der Behörde überbringen wollte, reiste nun das Fräulein von ihren Gütern mit Franziska und zwei Bedienten, deren einen sie in Dresden auf ihrer Durchreise mietete, nach der preußischen Hauptstadt. Sie schmeichelte sich mit der Hoffnung, ihren Bräutigam hier zu finden, jedenfalls aber Auskunft über ihn zu erhalten. Von seiner Verabschiedung und sonstigen Lage wußte sie nichts. Sie glaubte, sein Regiment sei nach dem Frieden zerrissen, bloß untergesteckt, nicht entlassen, und stellte sich die Möglichkeit vor, daß der Major wer weiß zu welchem Regimente, in welche andere entlegene Provinz versetzt sei. Zwei Meilen von Berlin verunglückte ihr Oheim mit seinem Wagen, wollte aber durchaus nicht, daß sie, die ungeduldig Sehnende, dieser Zufall eine Nacht mehr kosten solle. Sie mußte also allein vorausreisen und traf am 21. August d. J. abends mit ihrem Kammermädchen Franziska und zwei Bedienten in Berlin ein. Sie stieg zufällig in demselben Gasthof ab, wo Tellheim nun Jahr und Tag gewohnt hatte, und bezog sogar dessen Zimmer, ohne von dem bisherigen Inhaber desselben etwas zu wissen. Tellheim hatte nämlich seit einigen Monaten bei dem Wirte nicht mehr pünktlich bezahlt und ließ auch nicht mehr so viel aufgehen; ja er hatte keinen Heller bares Geld mehr und war auch seinem Bedienten den Lohn für $3\frac{1}{2}$ Monat schuldig geworden. Als nun das vornehme Fräulein aus Sachsen bei dem Wirte vorfuhr, glaubte dieser, daß er sich einen solchen Verdienst um keinen Preis entgehen lassen dürfe, und ließ, da es ihm an geeigneten Räumlichkeiten fehlte — die Wirtshäuser der Residenz waren überhaupt zu der Zeit stark besetzt —, Tellheims Zimmer in dessen Abwesenheit ausräumen und für die fremde Herrschaft

einrichten. Wie erstaunt war er da, als er in dem Schreibpulte Tellheims ein versiegeltes Beutelchen mit der Aufschrift: „500 Taler Louisdor" fand! Es war das Geld, welches der Wachtmeister vor vier oder fünf Wochen dem Major gebracht hatte. Der Wirt nahm es in gute Verwahrung. Hätte er das bare Geld vorher bei Tellheim vermuten können, so wäre er gewiß säuberlicher mit diesem verfahren. Auch hätte sich, so lange der Krieg dauerte, der Wirt so etwas nicht erlaubt, denn da waren die Wirte alle geschmeidig gegen die Offiziere und Soldaten, aber der noch junge Friede machte sie schon wieder übermütig. Freilich lagen jetzt alle Wirtshäuser und Gasthöfe von abgedankten Offizieren voll, und ein Wirt hatte sich wohl mit ihnen in acht zu nehmen. Genug, dem Major wurde hinten am Taubenschlage, mit der Aussicht zwischen den Feuermauern der Nachbarhäuser, ein elendes Zimmer angewiesen, wovon nur noch eine Wand tapeziert war, und dem Bedienten ein Stübchen daneben. Man wird sich nicht wundern, daß Tellheim nun keine Lust mehr bezeigte, länger in dem Gasthofe zu wohnen, sondern gleich die darauffolgende Nacht ausblieb. Just aber, welcher in einem Winkel des Saales vergebens auf die Nachhausekunft seines Herrn wartete, übte, wenn er zuweilen in Schlummer versank, an dem schurkischen Wirte tätliche Rache. Hier beginnt das Stück. E. Niemeyer.

11. Der Blinde und der Lahme.

(Eine dramatische Scene nach Gellerts Gedicht.)

Personen: Ein Blinder.
Ein Lahmer.
Ein Reisender.

Ort der Handlung: eine Landstraße.

Blinder (sich mit seinem Stocke langsam vorwärts tastend): Wie traurig ist doch das Los eines Blinden! Der Anblick der herrlichen Gottesnatur wie seiner Mitmenschen ist ihm versagt! Und dabei ist er stets der Gefahr ausgesetzt, sich oder andere zu beschädigen! (Bei diesen Worten stößt er an einen Lahmen, der sich an seinen Krücken vorwärts schleppt.)

Lahmer: Nun, wer stößt mich denn da so unvorsichtig? Könnt Ihr denn nicht ein wenig aufpassen, guter Freund? Seht Ihr denn nicht, daß ich nicht ausweichen kann? (Sich langsam umdrehend:) Ach Gott Ihr seid ja blind, da muß ich freilich Euer Ungeschick entschuldigen, denn da seid Ihr noch schlechter dran als ich. Ich kann wenigstens die herrliche Gotteswelt um mich herum erkennen und mich, wenn auch langsam, doch ohne Gefahr durch sie bewegen. Eines habt Ihr freilich vor mir voraus, nämlich Eure anscheinend recht gesunden, kräftigen

Gliedmaßen. Wie wäre es, wenn wir unſere Kräfte vereinten, wenn Ihr mich auf Eure breiten Schultern nähmet und ich Euch mit meinen geſunden Augen als Wegweiſer diente?

Blinder: Das iſt ein ſehr glücklicher Gedanke, mit dem ich von Herzen einverſtanden bin. Das wollen wir ſogleich ins Werk ſetzen. (Während der Lahme auf den Rücken des Blinden ſteigt, ſtößt ein Reiſender zu ihnen und ſpricht:)

Reiſender: Das habt Ihr recht gemacht, Ihr armen, bedauernswerten Leute. Denn was dem einzelnen nicht gelingt, das bewirken die Kräfte in ihrer Vereinigung. H. Ullrich.

12. Die Tabakspfeife.

(Eine dramatiſche Scene nach Pfeffels Gedicht.)

Perſonen: Ein alter Invalide mit Stelzfuß.
Ein junger, reicher Gutsbeſitzer, Namens Walther.

Schauplatz: Ein kleiner Ort am Rhein.
Zeit der Handlung: Gegen das Jahr 1720.

(Der Invalide ſitzt auf einer Bank vor einem kleinen Hauſe an der Landſtraße und raucht aus ſeiner Pfeife. Der junge Walther kommt die Straße daher und tritt beim Anblick der Pfeife auf den Alten zu:)

Walther: Gott zum Gruße, Alter! Euer Pfeifchen ſcheint Euch zu ſchmecken. Laßt es mich doch einmal näher betrachten! Potztauſend, das kann ſich ja ſehen laſſen! Das ſoll ja wohl einen Blumentopf vorſtellen, der mit goldenen Ringen verſehen iſt! Und die Maſſe ſcheint mir rotgebrannter Ton zu ſein. Die Pfeife gefällt mir, wahrlich, und ich hätte große Luſt ſie Euch abzukaufen. Was fordert Ihr dafür?

Invalide: Lieber Herr, dieſer Pfeifenkopf iſt mir überhaupt nicht feil, auch nicht um vieles Geld, denn er rührt von einem rechten Ehrenmanne her. Er iſt mir alſo ein teures Andenken an dieſen, der ihn überdies auch erſt von einem türkiſchen Paſcha bei Belgrad erbeutet hatte. Herr, Ihr hättet nur die Beute ſehen ſollen, die wir damals unter unſerem wackeren Prinzen Eugen machten! (Bei dieſen Worten lüftet er ehrfurchtsvoll ſeine Mütze.) Damals hätte man uns für Schnitter halten können, ſo mähten wir die Reihen der Türken nieder.

Walther: Das hätte ich ſchon mit anſehen mögen, aber laßt das jetzt gut ſein und erzählt mir's lieber ein andres Mal Um aber auf die Pfeife zurückzukommen, die mir nun einmal ganz beſonders gefällt, ſo ſträubt Euch nicht länger und nennt mir ihren Preis. Ich werde ihn gern zahlen.

Invalide: Lieber Herr, von dieſer Pfeife trenne ich mich, ſo ärmlich meine Verhältniſſe ſind — ich lebe nämlich nur von meiner

Löhnung, die man mir aus Gnaden für den Reſt meines Lebens weiterbewilligt hat —, um keinen Preis. Laßt mich Euch nur erzählen, Herr, wie ich zu ihr gekommen bin, ſo werdet Ihr gewiß meine Weigerung verſtehen und zu würdigen wiſſen. Einſt waren wir Huſaren auf der Verfolgung des Feindes begriffen, als ein verwünſchter Janitſchar unſern allverehrten Hauptmann in die Bruſt ſchoß. Ich hob ihn vorſichtig auf mein Pferd und ſchaffte ihn — er hätte ſicherlich einem Untergebenen die gleiche Barmherzigkeit erwieſen — auf das nahe Gehöft eines Edelmannes. Hier pflegte ich ihn nach beſten Kräften und erhielt, als er trotzdem ſeiner ſchweren Verwundung erlag, von ihm vor ſeinem Tode all ſein bares Geld und dieſen Pfeifenkopf zum Dank. Das Geld überließ ich unſerem Wirte, jenem Edelmanne, der, obwohl dreimal ausgeplündert, uns ſo barmherzig aufgenommen hatte, und behielt für mich nur dieſe Pfeife als teures Andenken. Natürlich begleitete ſie, in meinem Stiefel wohl geborgen, mich auf allen meinen weiteren Zügen, und als ich ſchließlich in einem Gefechte einen Schuß ins Bein erhielt, der mich zu weiterem Kriegsdienſt unbrauchbar machte, da war meine erſte Sorge die, ob meine Pfeife noch unverſehrt ſei, — und dann erſt unterſuchte ich meine Wunde.

Walther: Eure Geſchichte, lieber Alter, entlockt mir Tränen. Wie hieß denn jener Hauptmann, dem ihr mit Recht ſo ergeben waret? Auch ich möchte einem ſolchen Manne oder doch ſeinem Andenken den Zoll meiner Verehrung darbringen.

Invalide: Sein Name war Walther, und er hatte ein Gut dort in der Nähe des Rheins.

Walther: Welches Zuſammentreffen, lieber Alter! Das iſt ja mein Vater geweſen, und ſein Gut iſt jetzt in meinen Händen. Laßt Euch denn erbitten und verbringt den Abend Eures Lebens auf dem Gute meines Vaters, Eures geliebten Hauptmanns, frei von allen Sorgen um das tägliche Brot!

Invalide: Da das Gott ſo gefügt hat, ſo ſchlage ich gern ein. An dieſer hochherzigen Geſinnung erkenne ich Euch als den Sohn meines wackern Hauptmanns. Hier meine Hand! Morgen werde ich mich bei Euch einfinden, und wenn ich ſterbe, ſollt Ihr dieſe türkiſche Pfeife als Andenken erhalten. H. Ullrich.

*13. Die Linde.

(Eine Beſchreibung.)

Kein deutſcher Baum iſt ſo volkstümlich wie die Linde. Mögen immerhin die Dichter die Eiche als den national-deutſchen Baum beſingen, das Volk weiß wenig von ihr, ſein Liebling iſt und bleibt

die Linde. Dafür zeugt ihre häufige Anpflanzung, dafür zeugen die Volkslieder aller Zeiten. Die Linde ist des Volkes Freund und Nachbar, sein Genosse in Lust und Leid, auf dem Tanzplatze wie auf dem Kirchhofe. Sie fand sich wohl auf jeder Burg, sie beschattete wohl jeden Dorfbrunnen.

Die Linde gehört nicht in den wilden Wald, sie liebt vielmehr die Nähe des Menschen, weil sie hier gesichert, begünstigt, beachtet wird. Sie hat ihre Waldfreiheit verloren, um sich desto herrlicher zu entfalten, so wie die Kultur den Menschen zwar zähmt und beschränkt, aber auch veredelt.

Die Linde hat eine so ungeheure Lebensfähigkeit und Zähigkeit wie kein anderer Baum. Sie läßt sich den Kopf abschlagen, um alsbald eine neue Krone, vielleicht mehrere zu bilden. Ihrer Äste beraubt und als trauriger Stumpf dastehend, verjüngt sie sich wieder und bildet in wenigen Jahren eine neue Krone. Sie läßt sich ohne Nachteil in neuen Boden verpflanzen. Jeder Hauptast ist fähig den Stamm fortzusetzen, jede Knospe fähig einen neuen Stamm zu bilden. Durch Blitzschlag ihrer stärksten Äste, ja der Hälfte ihres Stammes beraubt, grünt und blüht sie dennoch fort. Sie läßt sich willig die Zucht der Gartenschere gefallen und nimmt unter ihr alle dem Menschen gefälligen Formen an.

Der Stamm der Linde ist, im freien Stand erwachsen und nicht künstlich ausgeästet, stets sehr kurz und teilt sich oft schon in geringer Höhe in so starke Hauptäste, daß diese zusammen den Stamm vertreten. Gleichzeitig ziehen mächtige, bloßliegende Wurzeln den runden Stamm unten förmlich auseinander. Bei keinem andern Baum zeigt sich die nach außen ziehende Kraft der Wurzeln so mächtig. In der Jugend glatt und fast säulenartig rund, bekommt er im Alter oft Ecken und tiefe Einschnitte. Unter allen Bäumen haben sehr alte Linden die unregelmäßigste, felsenartige Stammbildung. Der Stamm wird, alt, leicht hohl; es gibt Linden, in denen viele Menschen Platz haben und durch die hindurch man gehen und reiten kann.

Die anfangs hellgraue, sehr weiche, glatte Rinde wird im Alter rissig, bei der Winterlinde schwarzgrau, bei der Sommerlinde mehr rotgrau und ist nicht sehr mit Moos bewachsen. Auffallend sind die vom Stamme ausgehenden, halb über der Erde sichtbaren riesigen Wurzeln, die sich, oft von Mannsdicke, weit umher ausbreiten.

Die Linde wird, freistehend, meist nicht über 60—80 Fuß, selten über 100 Fuß hoch. Dagegen erreicht sie unter allen europäischen Bäumen die größte Wipfelbreite, so daß 1000 Quadratfuß Schirmfläche nicht selten sind.

Neben den Eichen bilden die Linden die stärksten Bäume. Viele

sind deshalb berühmt geworden, so eine Linde bei Neustadt am Kocher, die Linde auf der Burg zu Nürnberg, diejenige auf dem Friedhof zu Annaberg, diejenige von Scharpenburg in Ostfriesland. Solche riesige Verhältnisse setzen ein hohes Alter und eine unverwüstliche Lebenskraft voraus. Es ist unzweifelhaft, daß die Linde so alt wie die Eiche wird.

Wir haben in Deutschland nur zwei allgemein verbreitete Lindenarten, die Sommerlinde und die Winterlinde; in Österreich kommt noch die Silberlinde vor. Die Sommerlinde hat größere, tiefer und öfter eingeschnittene, herzförmige Blätter von lichterem Grün, seinwollig anzufühlen, dunkelrote Knospen und Zweigspitzen, einen rotgrauen Stamm und meist nur zwei Blumen an einem Stiele. Sie blüht und treibt früher als die Winterlinde. Sie ist wild in Süddeutschland zu Hause, in Mitteldeutschland überall in Laubhölzern verbreitet, in den Gebirgen steigt sie höher als die Winterlinde. Diese, auch Steinlinde genannt, hat zwei- bis viermal kleinere, gerundetere, glattere, dunklere Blätter und mehrere Blüten an einem Stil, daher ist sie als Blütenbaum schöner. Sie gehört mehr dem Osten Europas an, steigt aber nicht so hoch in das Gebirge hinauf.

Das Blatt der Linde rechtfertigt die Vorliebe des Menschen für sie nicht, denn Eiche, Kastanie, Ahorn, Platane, Nußbaum haben schönere. Aber ihre ganze Belaubung ist schön. Sie macht in den Laubmassen der Landschaft den Eindruck des Lichten, obschon sie öfters recht dunkel ist. Dies wird vorzüglich durch die schon zu Anfang Juni erscheinenden Blütenstielflügel bewirkt, welche eine weißgelbe Farbe haben und bis zum Herbste bleiben. Auch die Samenköpfchen haben diese Farbe und vermehren jenen Eindruck des Lichten. Reizend ist die Linde beim Ausschlagen der Blätter. Schon zeitig schwellen die roten Knospen so stark an, daß sie jeden Tag aufbrechen können. Da belebt sich, oft in einer Nacht, der Baum wie durch Zauber, und zwar erst olivengrün, dann maigrün; im Herbst färbt sich das Laub lichtgelb und fällt zeitig ab.

Der Baum setzt im Juni Blüten an. Die Linde hat die schönste, eigentlich allein eine schöne Blüte. Ihr Duft ist so lieblich und stark, daß ihr hierin keine einheimische Pflanze gleichkommt. Die blühende Linde hat etwas Zauberhaftes: das geisterhafte Ansehen eines vollblühenden Baumes, dazu das Summen der Tausende von Insekten, die der süße Honig herbeigelockt hat, der berauschende Duft — alles vereinigt sich zu einer außerordentlichen Wirkung auf die Sinne.

Das weiche Holz der Linde findet nur zur Schnitzarbeit, zu Kisten und leichten Holzwaren, höchstens noch als Lindenkohle zur Pulverbereitung Verwendung. Die Blüte ist als Tee beliebt. Bekannt

iſt die Benutzung des Baſtes. In großen Gärten iſt die Linde ſehr geſchätzt als Alleebaum, und auf großen Plätzen wird ſie allen anderen Bäumen vorgezogen. H. Ullrich.*)

14. Die mittelalterlichen Burgen.

Die Burgen der kleineren und größeren Landherren charakteriſieren das Mittelalter, indem ſie einerſeits den höchſt mangelhaften Zuſtand des Landfriedens verſinnbildlichen und anderſeits die Schwäche der Angriffswaffen zur Vorausſetzung haben.

Das Weſentliche einer Burg iſt die Befeſtigung; jenes Zeitalter mußte eben die Sicherheit des Lebens jeder Art von Bequemlichkeit vorziehen. Die deutſche Burg hat ihrer Entſtehung nach gleichſam eine doppelte Wurzel und behält auch in ihrer Blütezeit ein dementſprechendes Gepräge. Die eine Wurzel reicht bis auf jene einfachen gemauerten Speicher zurück, die ſich ſchon frühzeitig auch auf einzelnen Bauernhöfen vorfanden und wahrſcheinlich auf den karolingiſchen Gutshöfen zum Teil wenigſtens als „Söller" bezeichnet wurden. Zum Schutze der aufbewahrten Früchte und Habſeligkeiten gegen Tiere, Räuber und Diebe erhoben ſie ſich auf einem hohen Steinſockel, während man in Skandinavien ſolche Speicher aus gleichen Gründen auf hohe Holzſäulen zu ſtellen pflegte. Dann konnte man natürlich nur vermittels einer Leiter zu dem erhöhten Eingange gelangen.

Indem man die Gemächer ſolcher Speicher vermehrte und ſtockartig übereinander baute, entſtand ein Turm ohne Eingang von der Erde aus. In dieſem konnte man Habſeligkeiten und ſelbſt vorübergehend das Leben der Menſchen ſicher bergen, und von ſeiner Plattform, dem eigentlichen Söller (solarium), ließ ſich die heranrückende Gefahr beobachten. In ſolcher Entwickelung nannte man dieſe Türme „Bergfriede" oder auch „Burgfrieden" — gefriedete Orte zum Bergen des Gutes und Lebens in Zeiten der Bedrohung. Wohnungen waren dieſe Bergfriede urſprünglich nicht, wenn ſie auch oben einen Wächter beherbergten, aber notgedrungen konnten in ihnen Menſchen zur Zeit der Gefahr Wohnung ſuchen. Man errichtete ſie auch nicht immer in der Nähe von Wohnungen, häufig auch in der unbewohnten Mark zum Schutze des Weideviehes, welches den gewöhnlichen Zielpunkt der Raubanfälle bildete. Oft ließ man ſich in jenen unſicheren Zeiten im Flachlande die Mühe nicht verdrießen, die ganze Flurgrenze durch einen „Landwehrgraben" zu ſichern, und ſtellte dann an geeigneten Stellen jener „Landwehren" einen ſolchen Bergfried oder „Wartturm" auf, von welchem aus die Hirten das Zeichen erhielten, daß ſich Gefahr

*) Nach: Hermann Jäger, Deutſche Bäume und Wälder. S. 63—77.

nahe. Sie trieben dann ihr Vieh zuſammen und nahmen es gemeinſchaftlich in acht.

Zweckmäßiger noch war es, wenn in der Nähe des Bergfriedes ſelbſt ein geſchützter Platz geſchaffen wurde, der auf das Zeichen des Turmwächters das gefährdete Vieh aufnehmen konnte. Man erreichte das, indem man den Fuß des Bergfriedes in entſprechender Entfernung mit Wall oder Mauer oder beiden umgab. So entſtanden teils „Vorwerke", teils „Burgſtälle" und Burgen einfachſter Art, je nachdem der Platz in der Zukunft mehr der Wirtſchaft oder dem Dienſtperſonale dienlich wurde. Von feſtem Bau war in der Regel nur der Turm und die Ringmauer; den Zwiſchenraum füllten leichte Holzbauten als Ställe und Wohnungen nach Bedarf aus. Zum Wohnen verurteilte man in ſolchen Schlößchen in der Regel und in Friedenszeiten durchweg nur Dienende, die aber immerhin dem Ritterſtande angehören konnten. Für die einfachſte Form eines iſolierten Turmes und einer ringsherum laufenden Mauer hatte man im Norden den zutreffenden Vergleichnamen „Butterfaß". Wenn ſich der Zwiſchenraum mit ſolideren Gebäuden verſchiedener Beſtimmung füllte, ſo konnte auch aus einem ſolchen Anfange eine ſtattlichere Burg hervorgehen. Ihr Anblick gewann beſonders an Romantik, wenn ſich der Turm auf der Spitze eines Felskegels erhob, die Mauer aber tiefer unten den Hügel umgürtete.

In anderer Weiſe entſtanden die Burgen, indem man anfing, den Schutz des hölzernen Zauns, den wir früher überall auf Karls des Großen Gutshöfen trafen, zu verſtärken oder durch ſolidere Schutzwehren zu erſetzen. Denken wir uns auf einem jener Gutshöfe Hecke und Zaun durch eine Mauer oder durch Wall und Graben erſetzt, ſo haben wir die ſpätere Burg zweiter Art nicht nur in ihren weſentlichen Teilen, ſondern auch in ihrer geſamten Anordnung vor uns: der ummauerte Zwinger ſchließt uns von der Annäherung an das Tor aus und ſchützt als Vorburg in einzelnen Fällen eine Anzahl Dienerwohnungen. Über dem ſteinernen Tor erhebt ſich ein „Söller" zur Verteidigung, und die Hauptburg enthält das „königliche Haus" als „Herrenhaus" nebſt Küche, Stallung und ſonſtigen Wirtſchaftsgebäuden, häufig auch noch Söller zur Verteidigung des Haupthauſes oder alleinſtehende Gebäude. Aber der Kernpunkt dieſer Burg iſt das Herrſchaftshaus, die „Sala" der alten Franken, der „Palas" des Mittelalters. Er bildete ſchon auf den Höfen Karls nicht mehr bloß eine einzige Halle, ſondern enthielt auch Laubengänge und Kammern, auch wohl ein Kellergeſchoß; aber der alte große Saal blieb doch immer der Hauptraum dieſes Hauſes, der Mittelpunkt des Familien- und Geſellſchaftslebens. Die Umwandlung und Erneuerung jener alten Höfe in ſolche Schlöſſer

können wir vereinzelt in Chroniken verfolgen. Früher waren Tor und Umhegung und auch innere Baulichkeiten von Holz aufgeführt, waren aber jetzt aus Steinwerk. An Stelle des Tores erhob sich jetzt ein Torturm aus Hausteinen, im Vorderraum standen Wirtschaftsgebäude, im Innern ein Palas (palatium) und eine Kapelle — Kapellen fanden sich ja auch schon auf Karls Höfen; sie bilden nun vielfach einen Bestandteil der größeren Burgen.

Größere Burgen von planmäßiger Anlage jüngerer Zeit haben dann beides umfaßt und beide Bestandteile in sich aufgenommen, den Bergfried neben den Palas gestellt. So wenigstens erscheint die mittelalterliche Burg in ihrer Vollendung.

Bei solchen Neuanlagen fand schon die Wahl des Platzes mit Rücksicht auf die Befestigung statt. Es kam darauf an, den Ort womöglich mit Ausnahme einer einzigen Stelle unzugänglich zu machen. Im Flachlande erreichte man das durch Wahl eines erhöhten Platzes mitten im Sumpf oder durch Umleitung von Wassergräben, über die nur eine einzige Brücke führte. Im Bergland wählte man, wie schon in ältester Zeit, mit Vorliebe die Auskeilung eines Hügelrückens mit schroffen Abhängen. Durch einen quergezogenen Graben isolierte man dann ein beliebiges Stück dieses Keils vollständig. Dann bildete gewöhnlich die Überbrückung dieses Grabens den Hauptzugang, während oft noch ein zweiter Weg über die entgegengesetzte Bergkante hinabführte. Der Zusammenfluß von Flüssen mit tiefgeschnittenen Flußtälern bot am besten solche Gelegenheit. Auch auf die Breite des Tales kam es an, weil man die Tragweite der immer mehr verwendeten mechanischen Wurfgeschosse in Rechnung ziehen mußte.

In anderen Fällen wählte man vereinzelte Bergzinken, auf die nur ein einziger Schnecken- oder Schlangenweg hinaufführte, den man oft noch in einigen Abschnitten mit Mauern verlegte, durch welche mit Türmen geschützte Toreinlässe führten. Seltener wurde ein so steiler Felsen gewählt, daß der Aufstieg in demselben oder in einem geschlossenen Stiegenhause an demselben stattfinden konnte, während eine Vorburg den Zugang zu demselben deckte. Wegen des großen Einflusses, den so der natürliche Grund auf die ganze Anlage übte, glich keine Burg so genau der andern, wie das bei den Bauernhäusern der Fall war; diese Mannigfaltigkeit der Burgbauten wieder gab der Landschaft im Gegensatze zu der Einförmigkeit anderer Anlagen einen Anstrich von Romantik; die verschiedenen Kunstgriffe, die notwendig waren, auf so ungeeigneten Punkten nur einige Bequemlichkeiten zu schaffen, erhöhten ihn.

Wo der Fuß der Gebäudemauern unzugänglich war, da bildeten diese selbst einen genügenden Schutz für die Bewohner. Das war

aber in vollkommener Weise nicht oft der Fall. Dann mußten an Stelle der alten Zäune Mauern den Burgraum umschließen. Dabei fielen aber jene nicht vollständig weg, sondern ein Palliſadenring bildete oft immer noch den äußern Einschluß. Hinter diesem „Hâmit" genannten Vorbau lag, wo nötig, ein Burggraben; im Flachlande füllte man ihn mit Wasser, dahinter erhoben sich dann die „Zingeln", d. i. die gemauerte, oft mehrfache Umschließung. Da man die Annäherung des Feindes an diese Mauern durch Steinwürfe, Pfeilschüsse u. dergl. von oben verhindern mußte, so mußten sie oben eine genügend breite Plattform bieten, auf der man gehen und stehen konnte.

Um nun den Verteidiger gegen Geschosse von außen zu schützen und ihm doch wieder freien Raum zum Schießen zu bieten, schloß man die Mauern nach oben mit „Zinnen". Man sparte aber an Raum, wenn man nach außen Kragsteine vorragen ließ und auf diese eine Brustwehr mit Zinnen setzte. Zwischen den Kragsteinen konnte man Öffnungen im Fußboden lassen, durch die man sehr bequem auf Angreifer am Fuße der Mauer Steine werfen oder heißes Wasser und Pech gießen konnte. Kleine Erker dieser Art, die man gewöhnlich über den Toröffnungen anbrachte, an denen sich der Feind natürlich am meisten zu schaffen machte, hießen „Pechnasen". Der Gang auf der Mauer samt Brustwehr und Zinne bildete die „Wehr". Oft legte man ein hölzernes Schutzdach über dieselbe und erweiterte sie überhaupt durch einen Holzbau, zu dem von innen Freitreppen hinaufführten.

Um den am Fuße der Mauer arbeitenden Feind zugleich von mehr als einer Seite beschießen zu können, durchbrach man von Strecke zu Strecke die Mauer durch eine halbrunde Vorragung, die man aber auch zu einem förmlichen „Mauerturm" ausbauen konnte. Von den Seitenöffnungen und Wehrgängen dieser Türme konnte man dann die Mauer ihrer Länge nach mit Geschossen bestreichen. Oft auch führten die Treppen in diesen Türmen zur Mauer hinauf, und man konnte so selbst dem schon eindringenden Feinde noch den Abstieg von der Mauer erschweren, indem man den Eingang der Wehr zum Mauerturm verteidigte, wenn der Feind die Mauer mit Leitern erstiegen hatte.

Die Tore waren entweder mit einem ähnlichen Turme überbaut, so daß man von dem Wehrgange desselben herab die sich nähernden Feinde beschießen und bewerfen konnte, oder sie wurden von zwei solchen Türmen eingefaßt und mit einem Wehrgang gekrönt, so daß man den Torfuß von drei Seiten zugleich bestreichen konnte, wie das z. B. bei den alten Toren Kölns der Fall war. Ein prachtvoller Torturm der ersteren Art ist der Altstädter Brückenturm in

Prag. Ein Teil der Brücke über den Graben ließ sich als „Zugbrücke" durch ein Hebelwerk ungefähr nach dem Prinzipe unserer Schlagbäume am Tore hinaufziehen, und oft bedrohte noch in der Torhalle ein von oben herabstürzendes Fallgitter den Eindringling.

Der Zugang zum Tor oder, wenn eine da war, zur Brücke schützte oft wieder der schon genannte „Zwinger" oder eine leicht befestigte „Vorburg".

Der Wartturm bildet das Kernwerk der vollendeten Burg; als Lugaus schützt er sie vor Überrumpelung, als Bergfried wahrt er die Schätze und das Leben der Bewohner bis zum letzten Augenblicke; er ist die letzte Zuflucht der Verteidiger. Er ist bald viereckig, bald rund, mehrere Stockwerke hoch, deren Mauerdicke von innen aus abnimmt. Das Erdgeschoß hat meist außerordentlich dicke Mauern und darum den engsten Innenraum und keine Tür. Die Zugangstür befindet sich im zweiten Geschoß, 20 bis 40 Fuß über dem Boden. Eine Leiter oder eine bewegliche Stiege führt hinauf; in unsicheren Zeiten zieht man sie weg. Von hier oben erst wieder, durch ein Loch im Boden, gelangt man, ebenfalls auf einer Leiter, in das nur durch spärliche Lufteinlässe mäßig erhellte Erdgeschoß, den sichersten Raum der Burg. Als solcher dient er zur Schatzkammer, aber auch zum Gefängnis. Auch der Gefangene stellt einen Schatz vor; man verwahrt ihn, weil man für ihn das Lösegeld — die eigentliche Beute — empfangen will. Man darf ihn nicht ganz umkommen lassen, ihm aber auch das Leben auf der Burg nicht zu leicht machen; damit würde man den Druck mildern, der das Lösegeld in die Höhe treibt. Wenn es sich nicht um einen solchen Druck handelte, dann konnte man allerdings auch bessere Räume den Gefangenen anweisen, wie es, nach Erzählungen der Dichter zu schließen, auch vorkam. Im obersten Geschoß wohnte der Wächter, der Tag und Nacht nach jeder Bewegung und Regung im Lande ausspähen und durch hörbare Zeichen von seiner Wachsamkeit Zeugnis geben mußte; im Mittelgeschoß mußte die Familie des Burgherrn in Zeiten der Not Zuflucht suchen.

Der Palas ist ein langes Rechteckgebäude, dessen Hauptgeschoß den Saal enthält, daneben aber in der Regel auch schon abgeteilte Räume zur Bequemlichkeit der einzelnen. Zeitweilig kochte man noch auf dem Herde dieses Saales; aber fürstliche Haushaltungen haben dafür schon besondere Küchenräume angewiesen, die neben anderen Wirtschaftsräumen gewöhnlich das Untergeschoß des Saalbaues bildeten. Dann führt zum Hauptgeschoß eine außen angebaute Freitreppe hinauf, deren Plattform auf einem Gewölbebogen ruht. Das ist der Platz „unter der Stiege", auf dem Bettler sich einzurichten liebten. Von der Stiege tritt man oft in eine lange, lustige Halle, die nach dem

Hofe zu offen ſteht, indem Pfeiler und Säulen die Wölbungen tragen. Dieſer Gang iſt die oft erwähnte „Laube", in der man die Sommertage beſſer genießen kann, als in dem in älterer Zeit noch wenig gelichteten Saale.

Iſt dieſer von größerer Breite, ſo ſtützen ſeine Decke oft freiſtehende Säulen. Seine Fenſter ſind oft ſehr ſpärlich und klein; nur wenn eine Wand völlig angriffsfrei iſt, werden große Flächen dem Lichte geöffnet. In der erſten Hälfte unſerer Periode herrſcht ausſchließlich der Rundbogen, und die breiten Lichtdurchläſſe werden durch zierliche Säulchen in je mehrere ſchmale Fenſter geteilt. In der folgenden Zeit dringt vom Kirchenbau herauf in dieſe Säle der Spitzbogen ein. Im letzteren Falle ſtehen die Fenſter vereinzelt und bilden zugleich ſchmale und tiefe Mauerniſchen mit Steinbänken zu beiden Seiten.

Die im Sommer ſo behaglichen Plätzchen wurden aber im Winter und bei ſchlechter Jahreszeit zu düſteren Kämmerchen, denn dann ſchloß man die ganzen Fenſter mit ſchweren Laden; der Ärmere verſtopfte ſie mit Stroh und Holz. Dann mußte ſich die ganze Geſellſchaft nach der ſtrahlenden Wärme des Herdes hinziehen, der am Beginne unſerer Zeit anfing, zum Kamine ſich umzugeſtalten, indem er, an die Wand gerückt, auf Kragſteinen oder Säulchen einen Mantel über ſich trug, der den Rauch unmittelbar ins Freie leitete. Je näher dem Feuer, deſto ehrenvoller war der Sitz. Trotz dieſer Heizung mußte man aber in dieſen unbehaglichen Räumen warme Kleider und Pelze zu Hilfe nehmen. Deshalb wurde die Wertſchätzung der letzteren ſo ungewöhnlich groß, und man gewöhnte ſich daran, ſie bis in den Sommer hinein zu tragen. Mitunter bildete das eine Kopfende des Saales eine erhöhte „Bühne" für die abgeſondert ſpeiſende Hausherrſchaft.

Die Wände des Saales waren für gewöhnlich kahl, bei feſtlichen Gelegenheiten aber umhing man ſie mit bunten Tüchern, deren reichlicher Beſitz den Stolz der Hausfrauen bildete. Da man häufig für beſondere Zwecke Tribünen und andere Notbauten improviſieren mußte, denen man dann mit ſolchen Tüchern ein würdigeres Anſehen gab, ſo war ein großer Vorrat ſolcher erwünſcht. Man kaufte ſie von fremden Händlern, und die Frauen verſuchten ſich darin, nach vorgetragenen Zeichnungen Muſter und Bilder hineinzunähen. Allmählich prunkten die Reicheren mit Bilderteppichen — Gobelins —, und es folgte die Sitte, die Bilder auf die Wand ſelbſt malen zu laſſen.

Kleinere Haushaltungen vermißten in einem Wohngebäude von Stein die Annehmlichkeiten der langen Bank mit ihrer natürlichen Lehne an der warmen Holzwand. Sie erſetzten dieſe alſo durch eine Holzverkleidung bis zur Manneshöhe. Dieſes „Paneel" bildete nun

die allgemeine Rückenlehne und diente zugleich an einzelnen Stellen zum Aufhängen der Kleider; ein Kopfbrett, das es nach oben abschloß, zur Aufstellung von Gefäßen. Erst darüber blieb dann ein kahler Raum, den die festlichen „Umgehänge" der Tücher zeitweilig deckten.

In fürstlichen Haushaltungen wurde zu Festzeiten auch der Fußboden mit Tüchern bedeckt; aber auch dann durfte die Aufstreu von Gras und Blumen nicht fehlen, die sonst allein üblich war. Duftige Kräuter, wie Minzen und der aus der Fremde eingeführte binsenartige Kalmus, der jetzt alle Sumpfwässer umgibt, scheinen besonders beliebt gewesen zu sein; ein Rest der Sitte erhielt sich in unserm Blumenstreuen bei festlichen Aufzügen.

Auf fürstlichen Burgen war dieser Hauptsaal allzusehr der Gastfreiheit preisgegeben, als daß er zugleich auch, wie in ruhigeren Wirtschaften, der Bequemlichkeit der Familie hätte dienen können. Insbesondere bedurften die Frauen und Kinder eines abgesonderten Wohnraumes. Einen solchen, welcher von den sonstigen Kammern durch eine besondere Feuerungsanlage unterschieden war, bildete die „Kemenate", die in der Regel in einer Fortsetzung des Palas lag.

Im Hofe der Burg fand sich gewöhnlich auch noch ein Marstall, während die Vorburg außer Wirtschaftsräumen Wohnungen der Ritterschaft und Dienerschaft enthielt. Häufig lag hier auch ein bescheidenes Gärtchen. Die Natursehnsucht der Zeit, genährt durch den Kontrast zwischen dem altgewohnten Leben im Freien und dem unbehaglichen Eingeschlossensein in ziemlich düstere Räume, liebte es, noch irgend einen anderen Garten außerhalb der Burg, aber doch im Schutze derselben, zu besitzen, und es galt als ein großes Glück, wenn der ungestörte Landfriede gestattete, in diesem die Sommermonate zu verbringen. „Sommerhaus" und „Lusthaus" sind in unserer Sprache gleichbedeutend geblieben.

Jul. Lippert.

15. Die Schauplätze der Handlung in Schillers „Tell".

[Dem Dichter Schiller war es, infolge seiner beschränkten Lebenslage, nicht möglich gewesen, die Stätten aufzusuchen und durch den Augenschein kennen zu lernen, die der Schauplatz der Handlung der Tellssage gewesen waren. Trotzdem ist es ihm durch gründliches Studium von Werken über die Geschichte und Geographie der Schweiz, unterstützt durch seine mächtige dichterische Phantasie, gelungen, von jenen Stätten ein so anschauliches und treues Bild zu entwerfen, wie er oder ein anderer Dichter nach einem Besuche der Schweiz es kaum besser vermocht hätte.]

Recht eigentlich der örtliche Mittelpunkt der Handlung ist der Vierwaldstättersee, und zwar fast ausschließlich der jetzt Urner See genannte südliche Zipfel desselben. Hier werden die Ufer von

hohen meist steilen Felsen gebildet, so daß ein Blick in die dahinterliegende Landschaft höchstens vom gegenüberliegenden Ufer aus möglich ist. An manchen Stellen setzen sich die schroffen Felsen noch unter dem Wasser fort und bilden dann für den Schiffer eine große Gefahr. Von solchen gefährlichen Stellen werden uns im Stücke genannt: das Teufelsmünster, der Buggisgrat, das Hackmesser und eine Fortsetzung des Axen, — letztere seit Tells rettendem Sprunge „Tellsplatte" genannt.

Wenn der See in Ruhe ist, bietet seine Fläche einen zauberhaften Anblick. Denn das zwischen den Felsen wie in einem Kessel eingeschlossene Wasser saugt das Tageslicht voll auf, und die Sonne durchleuchtet es bis zum Grunde. Dann lächelt der See dem Beschauer entgegen und ladet zum Bade. Dann ist der Reiz des Wasserspiegels so groß, daß das Volk an geheimnisvolle Mächte glaubt, die den Schlafenden hinab in die Tiefe locken.

Ein völlig verschiedenes, schreckliches Bild zeigt der See, wenn er vom Sturme bewegt ist. Daß ein solcher im Anzug ist, erkennen die Anwohner des Sees daran, daß sich die beiden Mythen oberhalb Schwyz mit einer Nebelkappe bedecken, wie er sich auch durch ein dumpfes Krachen in den Bergen, durch das Tauchen des Wasserhuhns und das Emporschnellen der Fische ankündigt. Hat sich der Sturm, der aus den Schluchten des St. Gotthard zu kommen pflegt, zwischen den hohen Felsenwänden des Sees einmal verfangen, dann rast er umher wie das Raubtier hinter dem Gitter seines Käfigs. Dann wühlt er das Wasser fast bis zum Grunde auf und schlägt überaus hohe Wellen, die, von den hohen Uferwänden zurückprallend, eine gewaltige Brandung erzeugen. Dann gleicht der See einem „Höllenrachen", in den sich kein Besonnener freiwillig stürzen wird. Und wird ein Schifflein auf dem Wasser von dem Unwetter überrascht, dann ist es gewiß verloren: dann spielen Wind und Wasser Ball mit ihm, dann ist Steuer und Steuermann unnütz, und der Sturm ist Meister; eine schützende Bucht zu erreichen, die sich ohnehin in diesem Teile des Sees nur ausnahmsweise finden, ist wegen der heftigen Brandung fast unmöglich, und die Notglocke droben auf dem Berge ruft dann vergeblich um Hilfe.

Mit diesem wild empörten See sehen wir den wackern Tell zweimal glücklich ringen, einmal, wo es gilt, einen Bedrängten vor seinen Verfolgern, das andere Mal, wo es gilt, sich selbst aus der Gewalt des Landvogts zu retten. In zauberhafter, von dem seltenen Schauspiele eines Mondregenbogens verschönter Ruhe erblicken ihn die auf dem Rütli zur Abwehr fremder Bedrückung versammelten Eidgenossen.

Das Rütli ist ein nicht minder wichtiger Schauplatz. Es liegt am westlichen Ufer des südlichen Teils des Sees, Brunnen gegenüber, auf der Grenze zwischen Unterwalden und Uri und ist eine von Felsen und Wald umgebene Wiese, von der man einen beschränkten Ausblick auf den See hat. Den Namen haben ihm die Hirten nach der hier ausgerodeten Waldung gegeben. Auf den Felsen sind Geländer und Steige angebracht, die das Herabsteigen erleichtern. Hier kommen im Dunkel der Nacht auf geheimen Wegen die Schweizer der drei Kantone zusammen, um einen Bund gegen die Bedrückung durch die österreichischen Vögte zu schließen.

In der Nähe jenes südlichen Teils des Sees, im Lande Uri, unweit der Reuß, liegt Altorf, wie der Name sagt, ein Flecken von besonders hohem Alter. Seine Bedeutung ist es, weshalb der Landvogt Geßler beschlossen hat, gerade hier eine Zwingburg zu errichten, die zur Zeit der Handlung des Stücks bereits halb vollendet ist und am Schlusse derselben, nach Vertreibung der Vögte, als Sinnbild der Tyrannei zerstört wird. Oberhalb des Ortes erhebt sich der Bannberg, dessen Waldung bei hoher Strafe geschont werden muß, weil sie Tal und Flecken vor den so furchtbaren Lawinen schützt; das Volk jedoch deutet sich den Namen des Berges derart, daß die Bäume gebannt seien und bluteten, wenn die Axt an sie gelegt würde, und daß dem Täter die Hand aus dem Grabe wachse. — An dem einen Ende des Fleckens liegt eine Wiese, der mit Obstbäumen bepflanzte Anger, auf dem sich die Bewohner des Fleckens zu versammeln pflegen, der aber verödet daliegt, seitdem Geßler, um den Gehorsam der Schweizer zu erproben, den herzoglichen Hut von Österreich auf einer Stange hat aufrichten lassen. Hier ist es, wo der Landvogt den Schützen Tell zur Rede setzt wegen angeblicher Mißachtung jenes Hutes, und hier ist es, wo er ihn zwingt, einen Apfel vom Haupte seines ältesten Kindes zu schießen, um ihn dann aus der Mitte der Seinen herauszureißen und gebunden auf die Burg Küßnacht zu führen.

Ganz am entgegengesetzten Ende des Sees befindet sich die „hohle Gasse". Es ist ein Hohlweg, der von Küßnacht, dem nördlichsten Punkte des Vierwaldstättersees, nach Immisee führt. Dieser von hohen Felsen eingeschlossene Weg ist ziemlich eng, so daß ihn nur wenige Menschen gleichzeitig passieren können. Auf einem mit Buschwerk bewachsenen Vorsprung befindet sich eine Bank, die den Wanderer zur willkommenen Rast einladet. Auf diesem Wege will Geßler den Tell von Flüelen aus über Steinen in seine Burg bringen. Tell aber entspringt und eilt, da ein Fischer ihm einen näheren Weg über Lowerz-Arth bezeichnet hat, dem Landvogt voraus, den er fest entschlossen ist an jenem so günstigen Orte aus dem Wege zu räumen, wozu ihn

nicht nur die Rücksicht auf seine eigene Sicherheit, sondern vor allem auf die seiner Familie treibt, und hier ist es also, wo er den Landvogt, der infolge des Austretens der Gebirgswasser verspätet erscheint und durch einen von Mörlischachen ihm entgegenkommenden Hochzeitszug zum Halten im Hohlwege genötigt wird, mit einem Meisterschusse niederstreckt.

Von einzelnen menschlichen Wohnstätten lernen wir diejenige Tells, Stauffachers und Attinghausens kennen.

Das Wohnhaus Tells befindet sich zu Bürglen, unweit Altorf am Schächenfluß. Wenn wir uns gegenwärtig halten, daß der Beruf Tells der eines Jägers ist, der oft tagelang den Schrecknissen des Hochgebirges zu trotzen hat, um dann vielleicht ein „armselig Grattier" als Beute nach Hause zu bringen, so dürfen wir bei ihm nur eine bescheidene Behausung anzutreffen erwarten. Und so unterscheidet sich denn auch seine Wohnung in nichts von den zerstreut liegenden Höfen des Dorfes. Und wenn wir zu Anfang des dritten Aktes Zeugen sind, wie Tell mit der Ausbesserung seines Hoftores beschäftigt ist, und nun gar von ihm die Worte vernehmen: „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann —", so ist der Schluß vielleicht nicht allzukühn, daß er sich sein Haus schlicht, aber dauerhaft selbst errichtet hat. — Ganz anders stellt sich Stauffachers Haus dar. Einem Edelsitze gleich, erhebt es sich stattlich an der verkehrsreichen Landstraße zu Steinen, bei Schwyz gelegen, beschattet von einer mächtigen Linde, jenem echt deutschen Baume, den wir noch heute auf vielen Dörfern antreffen. Unter dieser Linde befindet sich eine Bank, die jeden des Wegs daherziehenden Wanderer zur Ruhe freundlich einladet, von denen keiner das gastfreundliche Haus verläßt, ohne aufs beste verpflegt worden zu sein. Nicht weit davon rauscht ein Gebirgswasser vorüber, über welches eine Brücke führt. Das Haus selbst ist aus schönem, festem Stammholz neu erbaut, und die vielen blinkenden Fenster machen es im Innern wohnlich und geben ihm ein freundliches Aussehen. Die Vorderseite ist nach alemannischer Sitte mit Sprüchen und Wappenschildern reich bemalt. Schon an dieser Behausung erkennen wir den Wohlstand ihres Besitzers. Stauffacher ist nämlich nicht Jäger, sondern Viehzüchter, und seine Ställe sind gefüllt mit vortrefflich gepflegtem Vieh, Kühen und Pferden. Die Stattlichkeit dieses Besitzes ist es, die den Neid Geßlers, des schlimmsten der Vögte, hervorruft, und diese Mißgunst und die aus ihr fließenden Drohungen Geßlers sind es wiederum, die in Gertrud, der hochsinnigen und klugen Gattin Stauffachers, zuerst den Gedanken an Auflehnung gegen die Tyrannei der Vögte entstehen lassen.

Der Stammsitz des Freiherrn von Attinghausen, an der

Reuß gelegen, ist ein wirklicher Edelhof. Auch Attinghausens Reichtum gründet sich auf seine Herden von stattlichem Vieh, welches im ersten Akt besonders gerühmt wird. Den Mittelpunkt der Burg bildet eine geräumige gotische Halle, deren Wände mit Wappenschildern und Helmen, vielleicht auch mit Jagdtrophäen aller Art, sowie mit Waffen dekoriert sind und in der sich wohl auch ein großer Kamin befindet. Diese Halle dient dem alten Freiherrn als Wohngelaß, zugleich aber auch als Speisesaal, wenigstens sehen wir ihn hier nach patriarchalischer Sitte den Frühtrunk mit seinen Knechten gemeinsam einnehmen. Hier empfängt er auch seinen Neffen Rudenz, der, von dem Glanze der kaiserlichen Hofhaltung bestochen, die Sache der Heimat zu verraten im Begriffe steht. Hier haucht er auch, während die Vertreter der Eidgenossen sein Lager umstehen, und nicht ohne daß seine letzten Augenblicke durch die Hoffnung der Befreiung seines Vaterlandes versüßt worden sind, sein edles Leben aus, was durch das Läuten der Burgglocke den Bewohnern des Ortes kundgetan wird.

H Ullrich.

16. Beschreibung eines Glockengusses.

Soll eine Glocke gegossen werden, so wird zunächst die Glockenform errichtet. Diese bildet man aus einem Lehm, der weder tonartig fett, noch zu sandig sein darf und gehörig von fremden Körpern, wie Steinen und dergl., gereinigt sein muß. Die Form großer Glocken wird in einer dicht vor dem Gießofen ausgegrabenen, vierseitigen Grube (Dammgrube) lotrecht errichtet. Man schlägt zunächst einen Pfahl an der Stelle ein, die den Mittelpunkt der Form bilden soll, und mauert um seinen Fuß herum ein kreisrundes Fundament aus Ziegelsteinen als Stand für die Form. Auf diesem wird dann der Kern, die innere Form, aufgemauert, an deren Außenfläche sich die inwendige Fläche der Glocke anlegen soll. Der Kern wird ebenfalls aus Ziegeln gemacht und mit Lehm bekleidet, wobei oben eine Öffnung bleibt. Durch Umdrehung einer Schablone (eines Brettes, woraus man den halben Durchriß der inneren Glocke ausgeschnitten hat) wird der überflüssige Lehm der Verputzung hinweggenommen und hiermit so lange fortgefahren, bis der Kern genau die Gestalt hat, welche die Glocke inwendig haben soll. Bevor eine neue Lehmschicht aufgetragen wird, muß die frühere erst völlig trocken sein, was man durch Kohlenfeuer im Innern des Kernes bewirkt. Ist die Austrocknung des Kernes gründlich vollendet, so folgt das Äschern desselben, d. h. das Überwaschen des Kerns mit einer aus Wasser und gesiebter Asche bestehenden Tünche mittelst eines Pinsels. Der Kern ist dann wohlgeraten, wenn er weder Risse noch Unebenheiten hat. Man umkleidet nun den Kern

mit Lehm und gibt dieſem durch eine zweite Schablone, woraus die äußeren Umriſſe der Glocke abgeſchnitten werden, die beabſichtigte Glockengeſtalt. Dieſe Glocke von Lehm nennt man die Dicke oder das Hemd. Sie wird mit geſchmolzenem Talg überzogen, der ebenfalls mit der Schablone abgedreht wird. Die Dicke wird nun abermals mit einer Lehmhülle, dem Mantel, umhüllt. Dieſer iſt der letzte Überzug der Form und wird durch eiſerne Reifen und Schienen zuſammengehalten. Er läßt ſich von der Dicke abheben, weil der Talg das Aneinanderkleben beider verhütet. Hat man ihn vorſichtig abgehoben, ſo ſchneidet man die Dicke vom Kern herunter, was nicht ſchwierig iſt, da die geſiebte Aſche ihr Aneinanderbacken verhindert; alsdann wird der Mantel genau in ſeine vorige Stellung gebracht. Er muß unten tiefer hinabreichen als das Modell und ſich hart an den Stand anlegen; oben wird an ihm eine trichterartige Öffnung zur Aufnahme der Henkel ausgedreht. Dieſe kommen ſymmetriſch zu ſtehen; aus ihrer Mitte erhebt ſich der Mittelbogen, der einen trichterartigen Aufſatz erhält, um bei der Füllung der ganzen Glockenform als Gießloch zu dienen. Außerdem werden auf die Seitenbögen zwei Cylinder geſetzt, aus welchen beim Guſſe die in der Form befindliche Luft entweichen kann und die deshalb Windpfeifen heißen.

Der Gießofen, in welchem die Metalle geſchmolzen werden, befindet ſich dicht an der Grube. Durch ein Loch, welches der Schwalch heißt, ſteht er in Verbindung mit dem Schornſtein, worin das Feuer brennt. Man verſperrt der Flamme in dem Schornſtein jeden andern Ausgang, ſo daß ſie durch den Schwalch in den Ofen ſchlagen muß. Das Glockengut oder die Glockenſpeiſe iſt eine Miſchung von Kupfer und Zinn, wozu einige auch noch Meſſing ſetzen. Auf das rechte Verhältnis der Metalle kommt es hauptſächlich an, damit die Miſchung „fließe nach der rechten Weiſe". Das Kupfer wird zuerſt geſchmolzen, das Zinn, weil es leichtflüſſiger iſt, erſt ſpäter zugeſetzt. Iſt die Glockenſpeiſe recht im Fluß, ſo bildet ſich auf ihr ein weißlicher Schaum. Sobald der Meiſter dieſen bemerkt, läßt er „Aſchenſalz", d. h. Pottaſche, als Fluß- und Vereinigungsmittel für die Metalle hinzuſetzen. Während des Schmelzens pflegt man die Miſchung wenigſtens zweimal abzuſchäumen. Werden die Zuglöcher im Gießofen gelblich, was gewöhnlich eintritt, wenn die Metalle zwölf Stunden im Feuer geweſen ſind, ſo iſt das ein Zeichen, daß dieſe zum Guſſe reif ſind; ein zweites Zeichen gibt ein ſchnell in die Miſchung getauchtes Stäbchen ab, wenn dieſes nämlich beim Herausnehmen mit einer feinen Glaſur überzogen iſt.

Ehe der Guß beginnt, ſchöpft man etwas von der Miſchung in einen ausgehöhlten, warmen Stein und läßt es erkalten. Zeigt der

Bruch des erkalteten Metalls zu kleine Zacken, so muß noch Kupfer, im entgegengesetzten Falle noch Zinn hinzugesetzt werden. Dem Schornstein gegenüber befindet sich im Ofen ein Zapfenloch und vor diesem eine Rinne aus Ziegeln gemauert, die das flüssig gewordene Metall durch den Henkelbogen in die Glockenform leitet. Nachdem die Glocke sich mindestens 24 Stunden verkühlt hat, kann man die Dammgrube öffnen, den Mantel zerschlagen und die Glocke aus der Grube winden.

Ursprünglich wurde die Glockengießerei in den Klöstern betrieben, namentlich in den Benediktinerklöstern. Im dreizehnten Jahrhundert ging die Kunst mit dem Aufblühen der Städte und Innungen an die letzteren über. Das Gewerbe wurde meist im Umherziehen betrieben, die Gießer wanderten von einem Orte zum andern. Die sorglich geheimgehaltene Fertigkeit pflanzte sich fast ausschließlich unter Blutsfreunden fort, erbte von den Vätern auf die Söhne und Enkel. So entstanden bestimmte Glockengießerfamilien, deren Namen wir schon in älteren Zeiten ganze Jahrhunderte hindurch würden verfolgen können, wenn es vor dem 16. und 17. Jahrhundert allgemein üblich gewesen wäre, daß sich die Meister auf ihren Werken namhaft machten.

G. Tschache.

17. Kaiser Ottos III. Besuch in der Gruft Karls des Großen.)

(Eine Bildbeschreibung.)

Der große Meister Wilhelm von Kaulbach führt uns in einem seiner Gemälde eine Episode aus unserer Geschichte vor, die merkwürdig genug ist. Es war um das Jahr 1000, als man auf Grund einer Stelle in der geheimen Offenbarung Johannis das Weltende erwartete. Ein finsterer Geist der Buße ergriff die, welche sich mit Ernst für das Jenseits vorbereiten wollten, üppige Genußsucht aber die Leichtsinnigen, welche die kurze Spanne Zeit, die ihnen übrig blieb, noch recht auszunützen gedachten. In Otto III., den seine Zeit das Wunderkind nannte, kämpften beide Richtungen. Bald zog er bußfertig fastend und betend in Italien von Kloster zu Kloster und besuchte fromme Einsiedler und Mönche, bald hielt er glänzende Feste und Reichstage, um das alte Römerreich in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit wieder herzustellen. Im Jahre 1000 unternahm er eine Pilgerfahrt nach Gnesen an das Grab seines Freundes Adalbert, der bei den Preußen den Martertod erlitten hatte. Dann wandte er sich nach Aachen, der Kaiserstadt Karls des Großen, das er zur Residenz seiner

*) Wandgemälde von Wilhelm von Kaulbach im Germanischen Museum zu Nürnberg.

deutſchen Länder erſehen hatte. Hier gelüſtete ihn in unheimlicher Neugierde, die Gebeine ſeines großen Vorgängers zu ſehen, deſſen ruhmvolle Zeiten, hochaufſtrebend wie er war, er mit jugendlichem Eifer zurückführen wollte. Den Moment der Grufteröffnung führt uns nun der Künſtler vor Augen.

Karl ſitzt, nach faſt zweihundertjähriger Grabesruhe noch groß und erhaben, über ſeinem Grabe in einer tiefen Niſche zwiſchen zwei Säulen. Er trägt eine goldene Krone auf dem Haupt, von dem lang und ſchlaff Haare und Bart herabhängen, und iſt angetan mit dem reich gefalteten, mit Gold und Edelſteinen verbrämten Kaiſermantel. In der Rechten hält er das Reichsſchwert, mit der Linken faßt er als Schutzherr der Kirche das auf ſeinen Knien liegende Evangelienbuch. Zu ſeinen Füßen liegt der Stab, die Taſche und der Krug des Pilgers, und an der Säule zu ſeiner Rechten lehnt der Palmenzweig des Friedens.

Kaiſer Otto hat ſich mit ſeinem geiſtlichen und weltlichen Gefolge von der Tafel erhoben und iſt eben einige Stufen in die Gruft hinabgeſtiegen. Erſtaunt über die Majeſtät ſeines großen Vorgängers bleibt er wie erſchrocken, die Hände gefaltet und den Oberkörper unwillkürlich zurückgebeugt, oben auf der Treppe ſtehen. Ein alter, rauher Kriegsmann, der die Fackel zur Beleuchtung des Grabes vorausträgt, ſinkt voll Ehrfurcht vor dem großen Toten in die Knie. Ihm hat ſich der Spielmann des jungen Kaiſers angeſchloſſen. Leichtſinnig, in heiterer, übermütiger Stimmung war er eingetreten, aber tief ergriffen und überwältigt fällt auch er auf die Knie, während ein deutſcher Edelknabe und der voraneilende Meßbube voll Entſetzen zurückbeben. Ein zweiter Edelknabe, zur Linken des Kaiſers, den das ſchwarze Haar und die Geſichtszüge als Italiener kennzeichnen, iſt noch halb trunken von den Genüſſen der Tafel und verſucht es, ſich mit Scherzen über den feierlichen Ernſt des Anblicks hinwegzuſetzen. Aber der ihm gegenüberſtehende Biſchof und ein anderer ehrwürdiger Geiſtlicher beſchwören den Kaiſer mit aufgehobenen Händen, der erſtere mit ſtrengem, ſtrafendem, der andere mit flehendem Blick, die geweihte Stätte nicht entheiligen zu laſſen. Zwei Ritter im Hintergrunde vollenden das kaiſerliche Gefolge; ſie ſind noch matt durch das Tageslicht von oben beleuchtet, während der grelle Schein der Fackel hinter dem Schilde des knienden Kriegers auf die ganze Gruppe von unten her ein magiſches Licht wirft.

Der Geſamteindruck des Bildes iſt ein tief ergreifender. Zu Häupten Karls die ſtolzen Worte: Karolus Imperator, zu ſeinen Füßen das Grab; hier der Tod in ernſter, erhabener Geſtalt, und dort das Leben in voller Bewegung; hier Verweſung, dort Glanz und Schimmer! Welch ein Gegenſatz zwiſchen den beiden Kaiſern! Wer könnte beim Anblick des zwanzigjährigen, kräftigen Otto ahnen, daß auch er ſchon

nach zwei Jahren zu den Toten zählen ſollte! — Das deutſche Volk brachte ſein frühes Hinſcheiden mit dieſer Grufteröffnung, die es als eine Störung der Grabesruhe betrachtete, in Verbindung. Denn es ging die Sage, der große Karl ſei Otto im Traum erſchienen, habe ihm ſein nahes Ende vorhergeſagt und verkündet, daß er ohne Nachkommen ſterben werde. A. Edel.

18. Sonnenaufgang im Frühling.

(Schilderung.)

Die Morgendämmerung lag ſchwer und dicht auf der Erde; man konnte kaum den jungen Tag ſchimmern ſehen; auf den Fluren ringsumher herrſchte noch tiefe, trauliche Stille. Ich ging mit meinem Vater hinaus, um von dem Berge vor unſerm Städtchen den Aufgang der Sonne zu betrachten, den ich zu dieſer Jahreszeit noch nie recht beobachtet hatte. Die Gegenſtände waren meiſtens noch dunkel und farblos; dichte Nebelſtreifen hingen wie weiße Wölkchen über dem grasreichen Tale, und ein friſcher, feuchter Duft füllte die Atmoſphäre. Es wurde jedoch bald heller und heller, blitzende Lichtſtreifen ſpielten zuckend am öſtlichen Himmel, und hier und dort begann ſchon ein munteres Vögelchen laut zu werden. Der Weg zur Höhe führte uns durch ein liebliches Wäldchen, dem eben der Frühling die zarten Blätter geöffnet und das uns nun wie eine dunkle Laube das mit jeder Minute fortſchreitende Leben und Weben da draußen faſt vollſtändig verhüllte. Wie groß war daher meine Überraſchung, als wir beim Austritt aus demſelben auf den kahlen Scheitel des Hügels den freundlichen jungen Tag ſchon vor uns ſahen. Die Luft war lichter und durchſichtiger, die Flur klarer, und die ganze Natur lebendiger geworden. Das helle, heitere Morgenrot funkelte wie blitzende Rubine; glühende Wolken in allerlei Streifen und Geſtalten ſtiegen leuchtend daraus hervor, und goldene Strahlengarben zuckten flammend dazwiſchen. Auf den fernen Bergſpitzen lag das blendende Licht wie ausgegoſſen, und der ganze öſtliche Horizont zeigte eine ſolche Fülle von Glanz und Farbe, daß das Auge ſie kaum ertragen konnte. Ein Chor von Lerchen ſtieg jubelnd empor; die Amſeln und Nachtigallen ſangen ihr Morgenlied, und ringsum in allen Tälern, Zweigen und Büſchen war Leben und heitere Regſamkeit. Plötzlich erſchien das herrliche Geſtirn des Tages ſelbſt, erſt wie ein helllohendes Feuer, dann gleich einer prächtigen, goldenen Kuppel, bis allmählich ſeine ganze volle Geſtalt ſichtbar wurde und ſich majeſtätiſch emporhob. Seine milden Strahlen zitterten nun bis zu uns herüber, ſenkten ſich tiefer und tiefer, überall tauſendfache Reflexe und Färbungen hervorrufend, und

von unſerm Kirchturme ertönte ernſt und feierlich das Morgengeläute. Mir wurde bei dem Anblick dieſer Pracht und Herrlichkeit ganz weich und warm ums Herz; ich blickte nach allen Seiten: immer noch folgten neue Überraſchungen von Licht und Leben, woran das Auge mit Vergnügen haftete. Das ſchöne Tal zu unſeren Füßen war mit der vollen Pracht des jungen Frühlings bedeckt; die Bäume und Sträucher der Gärten blühten in den reichſten Farben; Wieſen und Felder dehnten ſich weit im ſegenverheißenden Lenzesſchmucke an den gewölbten Hügeln; und wie das alles nach und nach in zauberhafter Beleuchtung aus der Dämmerung hervortrat, da glaubte man ſich nicht ſattſehen zu können. Auch die Vögel in der Nähe und Ferne wurden immer munterer, aus tauſend Kehlen ertönte das Lob des Allmächtigen, und ein leichter, blauer Duft ſtieg wie Weihrauch zum Himmel empor.

W. Sommer.

19. Der anbrechende Abend im Walde.

(Schilderung.)

Noch liegt auf den Höhen der Berge des Himmels Sonnenlicht, als könnte es ſich nicht trennen von den luftigen Gipfeln, aber tief in den Tälern hat ſchon die ernſte, träumeriſche Nacht ihren Zaubermantel ausgebreitet. Über den grünen Zweigen hängt des Abends Goldnetz, als letzter Scheidegruß des ſinkenden Tagesgeſtirns; in den Wipfeln ruht des Himmels ſanftes Dämmerlicht, und immer ſtiller wird es in den Zweigen und immer ruhiger im Walde. Das harmoniſche Geläut der Herdenglocken iſt verſtummt, der Hirt iſt heimwärts gezogen. Auch die Holzhauer, unter deren Axtſchlägen die Bäume krachend zuſammenſtürzten, haben den Wald verlaſſen, und mit ihnen die Holzwagen, welche klappernd die ſteilen Berge hinabfuhren. Die fröhlichen Kinder, die unter Geſang am frühen Morgen Beeren ſuchend in den Wald gezogen waren, haben ihre Wohnungen wieder aufgeſucht, ebenſo die Männer und Frauen, welche, von Baum zu Baum gehend, die trockenen Zweige knickten und in Bündel zum Forttragen zuſammenbanden. Nur der Jäger und der Köhler ſind geblieben, erſterer, um dem Wilde aufzulauern, letzterer, um das Feuer ſeines Meilers zu bewachen, das auch die Nacht ununterbrochen fortbrennt und blaue Rauchwolken durch das Grün der Zweige in die Höhe ſendet. Hier und dort bewegt ſich noch ein verſpäteter Wanderer durch das Dunkel der Bäume und eilt, ſeine Nachtherberge zu erreichen. Auch die Vögel haben ſich größtenteils ſchon zur Ruhe begeben. Gar mancher Sänger ſchlummert auf ſchwankem Zweige, den Kopf in die weichen Federn gedrückt. Nur die Singdroſſel läßt

noch ihre Lieder erſchallen. Auf die höchſte Spitze einer Tanne hat ſie ſich geſchwungen, und ſeelenvoll ſchallen ihre Geſänge in die feierliche Stille des dunklen Tales. Wie Orgeltöne quellen ihre Weiſen aus der liederreichen Bruſt, bald in melancholiſchem Adagio, bald in feurigem Allegro. In langgezogenen Tönen antwortet der Wald. Sind ihre Lieder verhallt, ſo erhebt ſich die Eule aus ihrem Verſtecke und fliegt mit leiſem Fluge auf Raub aus. Dann und wann läßt ſie ihr hohles Geſchrei in die ſtille Nacht ertönen; erſchreckt fahren die kleinen Schläfer auf den Zweigen aus dem Schlummer auf. Immer ſtiller wird es. Selbſt die ſäuſelnden Abendwinde ſcheinen auf den Blättern eingeſchlafen zu ſein. Die Mitternacht nahet. Vom einſamen Felſenhorſt erhebt ſich der Uhu, und ſchauerlich tönt ſein Ruf in die ſternhelle Nacht. Dann bleibt es ſtill im Walde, bis die aufgehende Sonne aus allen Zweigen ein neues fröhliches Leben entſtehen läßt. G. Tſchache.

20. Der Herbſt.

(Eine Schilderung.)

Die Zeit des Jahres kehrt wieder, welche wir Herbſt nennen. Das glänzende Geſtirn, von dem wir Licht und Wärme empfangen, ſcheint ſich uns mehr und mehr zu entziehen; es verweilt jeden Tag kürzere Zeit am Himmel und erhebt ſich jedesmal weniger hoch über unſern Geſichtskreis. Darum gewinnt das Dunkel immer größern Raum auf der Erde; die Tage werden kürzer, die Nächte länger. Der Morgen kämpft mit dichten, feuchten Nebeln, die, kaum von der Mittagsſonne vertrieben, die Dämmerung des Abends ſchon wieder herbeiführen. Oft deckt ihr Schleier den ganzen Tag, oft verdichten ſie ſich zu endlos herabſtrömendem Regen. Und aus dem zunehmenden Dunkel geht Kühle hervor. Die Morgen- und Abendluft iſt rauh, und allmählich erſtarren die Dünſte der Nacht zu blinkendem Reif. Angenehm ſind indes die Tage, wo die Sonne herrſcht am wolkenloſen, tiefblauen Himmel, wo ihre Strahlen die feuchte Kühle umwandeln zur milden, leicht geatmeten Luft und die alternde Erde noch einmal wie mit Jugendglanz übergießen. Denn die Erde ſcheint zu dieſer Zeit abzunehmen an Lebenskraft. Sie wird nach und nach kahl, einfarbig, öde und ſtill. Vorzüglich ſind daran die Veränderungen ſchuld, die mit ihren Kindern, den Pflanzen, vorgehen. Unter ihnen zeigt ſich ein allgemeines Welken und Abſterben. Sie haben dem Menſchen die Früchte gegeben, die ſie geboren hatten. Er mäht und erntet noch jetzt des Hafers übrig gebliebene Halme, der Wieſen letztes Gras; er bricht und ſammelt des Apfel- und des Birnbaums

ſpäte Früchte. Aber bald ſind nun auch auf den Feldern nur noch Stoppeln zu ſehen; auf den Weiden und Wieſen tritt ein falbes Gelb an die Stelle des ſaftigen Grüns; in den Gärten ſtarren überall dürre, ausgeleerte Schoten und Kapſeln auf ebenſo dürren Stengeln empor. Vor allem erſcheint das Anſehen des Waldes verändert. Sein Grün hat ſich mit allen Schattierungen von Gelb und Rot und Braun vermiſcht. Am Boden liegt bereits, des Wanderers Fuß umrauſchend, der Kaſtanie, der Pappel und der Linde Blätterſchmuck. Hier und da erblickt das Auge freilich noch Reſte früherer Schönheit. In den Gärten blüht noch manche Herbſtblume, unter ihnen die Malve, die Aſter und die Reſeda; auf den Wieſen überraſcht uns das Blaßrot der Zeitloſe; ja das friſche Grün der jungen Roggenſaat erinnert an das Keimen des Frühlings. — Aber auch die freieren, nicht ſo ſehr an die Stellen ihrer Geburt gefeſſelten Erdenkinder, die Tiere, ſcheinen es zu empfinden, daß eine weniger gute Zeit kommt. Nicht mehr ſo heimiſch fühlt ſich bereits das Vieh auf der Weide; es muß oft durch ſeine Hüter abgehalten werden, daß es nicht, Hecken und Verzäunungen durchbrechend, dem behaglichen Stalle zueile. Schafe und Kühe irren auf den Stoppelfeldern ſuchend umher, und nur in den Gehölzen und auf den Triften der Dörfer ſcheinen, dort die zur Maſt getriebenen Schweine, hier die lärmenden Gänſe ſich heimiſch zu fühlen. Die Tiere des Feldes und des Waldes verſtummen und verſchwinden immer mehr. Alle jene Millionen von Inſekten und Würmern, welche in den heißen Sommertagen Luft, Waſſer und Erde erfüllten, ſind teils umgekommen, teils haben ſie ſich zur Erſtarrung zurückgezogen, die ſie im Winter umfängt. Hier und da flattert nur noch ein ſpäter Schmetterling oder ein Schwarm ausdauernder Fliegen im matteren Strahle der Sonne. Das nackte Gefilde, jetzt überſponnen von den ſchimmernden Spinnfäden, die bald als „fliegender Sommer" in der herbſtlichen Luft ſchweben werden, bietet den größeren Tieren keine Zuflucht mehr dar; ſie müſſen ſich in die Gebüſche und in den Wald zurückziehen. Nur gewiſſe Gattungen von Vögeln benutzen ihre Schwingen und eilen einer wärmeren Gegend zu; von Zeit zu Zeit ſehen wir eine kunſtreich geordnete Schar von Störchen, Kranichen oder Wildgänſen mit lautem Geſchrei über uns dahin nach dem Süden ziehen. Der Menſch iſt hauptſächlich darauf bedacht, Vorräte aufzuhäufen und Hilfsmittel anzuſchaffen, um in dem bald beginnenden Winter vor Kälte und Mangel geſichert zu ſein. Darauf beziehen ſich ſeine Arbeiten auf der Wieſe, in den Gärten und Weinbergen und im Walde. Iſt dies geſchehen, ſo zieht er ſich täglich mehr in ſeine Wohnung zurück. Nur der Jäger durchſtreift jetzt mehr als je Flur

und Wald, da die Zeit gekommen ist, welche die Tiere, denen er nachstellt, am sichersten in seine Hände liefert.

Ch. F. Falkmann.

21. Der Tag eines Jägers.

(Eine Schilderung.)

Kaum beginnt der Oktobertag zu dämmern, so wird es in der Försterei lebendig; die Fensterläden öffnen sich, dem Schornstein entquillt eine dicke Rauchsäule, und aus der raschelnd geöffneten Haustür springen bellend ein paar große Hunde hervor. Bald ist das Frühstück drinnen verzehrt, und der Förster tritt mit seinen Burschen, im kurzen Jagdrocke, die blanken Gewehre nebst der Weidmannstasche um die Schultern, aus seiner Wohnung. Sie schreiten rüstig durch den dichten Herbstnebel, der sich in großen Tropfen an ihre Haare und Kleider hängt. Erst geht es zu den Dohnen in jenem Unterholze. Man findet reichliche Beute in ihnen, und ein Knecht trägt einen großen Korb mit Krammetsvögeln, Schnarren und ähnlichen Waldbewohnern nach Hause. Jetzt beginnt in der angrenzenden Feldmark ein Treiben. Jener mit Haselstauden und Schlehdorn bewachsene Hügel wird umstellt. Laut ertönt durch die rauhe Morgenluft das Geschrei und das Klappern der aufgebotenen Treiber, vermischt mit dem Klaffen der Hunde und dem Zurufe ihrer Führer. Aufgeschreckt aus ihrem Lager, stürzen verschiedene Hasen hervor, Schüsse fallen, die Hunde machen sich an die Verfolgung, und bald belastet das erlegte und ausgeweidete Wild die Taschen der Jäger. Nachdem noch zwei andere Dickichte abgesucht worden sind, versammelt sich alles unter einer alten Eiche, die Jagdranzen geben Butterbrot, Käse und Wurst nebst einer Flasche gebrannten Wassers heraus, und die Söhne des Waldes halten eine Mahlzeit, bei der sie die Fürsten nicht um ihre Tafeln beneiden. Die Vorfälle des Morgens werden besprochen, der eine Schuß gelobt, der andere getadelt, und auch Tiras und Waldmann, die schnellsten und klügsten unter den Hunden, erhalten ihr gebührendes Lob. Doch bald gibt der geschäftige Förster durch sein Aufstehen das Zeichen zum Aufbruch; er sendet einen Teil seiner Begleitung nach Hause und verfügt sich mit dem anderen wieder in den Wald, um kürzlich errichtete Holzklaftern zu besichtigen und einige Bäume zu Werkholz mit dem Waldhammer anzuschlagen. Auch erscheinen einige Köhler und leisten Zahlung für erhaltenes Holz; Arme aus der Nachbarschaft empfangen Erlaubnis, Reisig aufzulesen oder dürres Laub zu sammeln. So vergeht der Nachmittag, und bald ist es Zeit, den Rückweg anzutreten.

Nachdem der Jäger erſt noch einen Trunk aus dem Hubertusquell, unter jenem mit Rottannen bewachſenen Felſen, getan und in der Nähe desſelben der Fährte eines Keilers nachgeſpürt hat, erſchallt das Horn und ruft zum Abzuge. Unterwegs rauſcht plötzlich aus einem Kartoffelfelde ein Volk Rebhühner empor — es knallt, und drei Stück derſelben vermehren die Beute des Weidmanns. Fruchtlos bleibt indes ſein Lauern nach Schnepfen dort in den Erlenbüſchen auf dem Moore. Iſt der Nebel am Abend nicht ſtark genug wiedergekehrt, oder iſt ſonſt eine Störung eingetreten, er bekommt keinen dieſer Vögel zum Schuſſe. Doch zufrieden mit dem Ertrage des Tages, führt der Förſter ſeine Leute nun völlig heim. Als ſie wieder an der Tür des einſamen Förſterhauſes ſtehen, verhüllt ſchon dichtes Dunkel die Erde, aber gaſtlich leuchten die Fenſter des Gebäudes. Bald ſitzt, nach eingenommener Abendmahlzeit, der Förſter beim warmen Ofen und hört, ſeine Abendpfeife rauchend, mit behaglichem Gefühl dem Winde zu, der in den Wipfeln der Ulmen ſauſt, und dem Geſchrei der in ihnen niſtenden Eulen. Ch. F. Falkmann.

*22. Der Nadelwald zur Sommerszeit.

(Schilderung.)

Wir ſchreiten über eine weite Ebene. Sie iſt wohl angebaut und bedeckt mit Fruchtfeldern aller Art, obwohl der ausgebrannte, gelbe Sandboden an den Wegen und Grenzrainen bezeugt, daß dieſe Ergiebigkeit mehr dem Fleiß der Bewohner als der Freigebigkeit der Natur zu verdanken iſt. In weitgeſchwungener Linie iſt dieſes Flachland von einem großen Nadelwald begrenzt, der ſich ſtundenweit über ſanftanſteigendes, niedriges Hügelland ausbreitet. Dorthin iſt unſer Weg gerichtet. Obgleich es noch Morgen iſt, brennt die Sonne mit drückender Hitze, und wir beſchleunigen unſere Schritte, um im kühlen Walde Schatten und Erquickung zu finden.

Ruhig und erhaben liegt er vor uns. Wohin das Auge blickt, drängt ſich Baum an Baum und ſchiebt ſich Krone in Krone; überall ſteigen zackige Wipfel in die Luft. Über ihnen ſchweben in der Ferne feine, trübe Nebel, hoch oben aber ziehen große, weiße Wolken ſtill dahin, und vom blauen Äther flutet durch die Wolken und über die Nebel das Lichtmeer der ſtrahlenden Sonne hernieder. Wir nähern uns dem Bannkreis des Waldes und treten in den Wieſengrund, der ſeinen Saum begrenzt. Kühl und friſch weht uns hier die Luft entgegen. Am Rande der Wieſe ſteigen, mit niedrigem Buſchwerk beginnend, Birken und Eſpen, Linden und Eichen zur Baumhöhe empor, hinter ihnen aber erhebt ſich wie eine Mauer der dichte Nadelwald.

Vornehm und prächtig, gleich Pyramiden gebaut, ſtehen die Fichten in geſchloſſener Reihe. Ihre dichten Zweige ſenken ſich, nach allen Seiten weithin ausgreifend, faſt bis zur Erde nieder. Hinter ihnen ſtreben Kiefern oder Föhren mit gekrümmten, rötlichen Stämmen mächtig empor und drängen oben die gewundenen Äſte mit ſpärlicher Nadelbedeckung ineinander. Dazwiſchen ringen ſich jüngere Bäume mit ſchlanken, elaſtiſchen Schäften in die Höhe. Unten aber iſt allerlei Gebüſch, das Strauchwerk von Haſelſtauden und Wachholder, von wilden Roſenſchößlingen und Brombeerranken in buntem Gewirre in einander verſchlungen. Das iſt die Saumzone des Waldes.

Nachdem wir ſie durchwandert, treten wir auf ſchmalem Pfad tiefer in ſein Innres. Er wird lichter. Die Bäume rücken weiter auseinander, und die Stämme gewinnen größern Umfang. Während ſie unten mit tiefbrauner, dicker, riſſiger Rinde umgeben ſind, werden ſie oben hellgelb und ſtahlglatt; die Wipfel aber ſind hoch emporgehoben. Auch bei den Tannen und Fichten, die gruppenweiſe beiſammen ſtehen, iſt hier das Wachstum in die Höhe gedrängt, denn ihre unteren Zweige treiben nur noch an den äußerſten Spitzen Nadeln oder ſind ganz abgeſtorben und dicht mit grauen Flechten überzogen, die an vielen Stellen in langen Bärten herabhängen. Für niedriges Geſträuch bleibt zwiſchen den Stämmen kein Raum, es fehlt an Luft und Licht, und auch die dichtverſchlungenen Baumwurzeln verhindern ſeine Entwicklung. Dafür iſt der Boden von den verſchiedenen Mooſen wie mit einem ſchwellenden Teppich bedeckt. Hier erglänzen die niedlichen Pflanzengebilde tiefgrün und ſamtweich, dort legen ſie ſich mit hellerem Ton über die zu Tage tretenden Wurzeln, an einer andern Stelle iſt ihre Grundfarbe braun, aber überall ſind ſie mit abgefallenen Nadeln durchſät. Daneben breiten ſich hellgraue, ſpröde Flechten aus, die kniſternd brechen, wenn wir auf ſie treten. Über ſie ragen, bald zerſtreut, bald in dichteren Gruppen beiſammen ſtehend, mit lederartigem Kraut Heidel- und Preiſelbeeren empor, die ihre tiefſchwarzen und lebhaft roten Früchte oder die wachsbleichen Blüten unter den ſpärlichen Blättern verſtecken. An tiefer gelegenen, feuchten Stellen ſchwellen auch Schwämme und Pilze verſchiedener Art in prächtigem Purpurrot, in tiefem Blau oder hellem Gelb hervor, oder Farnkräuter entfalten ihre ſchönen Wedel, und hier und da erheben ſich ſchilfartige Grashalme vereinzelt in die Höhe. So wiederholt die Pflanzenwelt am Boden gewiſſermaßen im kleinen das Bild des Hochwalds. Sie iſt nicht üppig, aber kräftig, und an jedem Pflänzchen iſt zu erſehen, daß es ſein Daſein mit Mühe und Kampf dem ſandigen Grunde abgerungen hat.

Die Sonne vermag das hohe, dichte Geflecht der Nadelwipfel nicht zu durchbrechen. Trotzdem iſt es im Walde nicht dunkel. Aber

auch die erquickende Kühle, die uns am Waldſaum empfing, herrſcht nicht mehr, ſondern hat einer dumpfen Schwüle Platz gemacht. Wie dicke Schweißtropfen quillt durchſichtiges Harz aus den knorrigen Baumrinden hervor. Die Luft liegt unbeweglich, ohne Schatten und Licht, in Dämmerung zwiſchen den Stämmen. Tiefe Stille herrſcht ringsum. Nur oben, hoch über unſerm Haupte, geht ein leiſes Murmeln und feierliches Rauſchen durch die Gipfel. Selbſt das Tierleben ſcheint hier erſtorben, denn kaum läßt ſich ein Vogel hören. Nur von Zeit zu Zeit ertönt, weithin ſchallend, das Klopfen und Hämmern des Spechts, dazu das grimmige Krächzen des Holzhähers oder der Ruf der Elſter. Zuweilen fliegt auch eine Krähe ſchweigend durch die Stämme, und aus der Höhe gellt der heiſere Schrei des Geiers, der nach Beute ſpäht. Hier läßt ſich kein Haſe mehr blicken, und auch das Reh eilt flüchtig dem Waldſaum zu, denn die Einſamkeit erſcheint ihnen unheimlich und gefährlich.

Wir wandern weiter und gelangen in ein Gebiet, wo der Wald das Wachstum der Saumzone zeigt. Er wird wieder dichter. Wir wenden und bücken uns, müſſen kriechen und ſpringen, die Zweige biegen und heben, bis wir das üppige Unterholz durchbrochen haben und nun plötzlich mitten auf einem breiten Weg ſtehen. Es iſt eine ſchnurgerade durch den Wald geſchlagene Schneiſe, die zu unſerer Rechten den flachen Hügelhang hinaufſteigt, ſich links talwärts ſenkt, nach beiden Richtungen aber eine weite Durchſicht eröffnet. Die Bäume ſtehen auf den Seiten wie ſenkrechte grüne Mauern, in der Ferne rücken ſie immer näher aneinander, bis ſie ſich in den äußerſten Enden in einem dunkeln Punkt verbinden. Von oben aber drängt wie ein mächtiger Strom der blaue Himmel in die Öffnung zwiſchen den Wipfelreihen. Hier auf dem Waldweg, im freien Licht atmen wir nach der beklemmenden Schwüle im Innern des Waldes tief auf aus voller Bruſt, und hier wird es auch lebendiger um uns. Hummeln und Käfer ſchwirren geſchäftig vorüber, Schmetterlinge ſchweben lautlos durch die Luft, Grillen zirpen unermüdlich am Boden, und von allen Seiten umſchwärmen uns Fliegen und Mücken, ſo daß wir uns ihrer nur mit Mühe erwehren können.

Wir ſind den Hügel ein gutes Stück emporgeſtiegen. Da öffnet ſich ſeitwärts der Weg in eine Waldlichtung. Viele Tagewerke weit iſt hier eine Fläche abgeholzt worden und nun mit jungen, kaum meterhohen Nadelbäumchen beſteckt. Zwiſchen den kräftig aufſtrebenden Stämmchen iſt der Boden von dem grauen, zähen Heidekraut mit ſeinen unzähligen rötlichen Blüten beherrſcht oder mit halb verdorrten Riedgräſern bedeckt, die büſchelweiſe beiſammenſtehen. Hier und dort tritt der Waldgrund mit ausgewaſchenem Sand an die Oberfläche, und nur

ganz dünn und leicht ist stellenweise eine dunklere Erdschicht, die sich aus verwesten Pflanzen gebildet hat, über ihn gelegt. Dann wieder heben sich halbvermorschte Baumstrünke mit weitverzweigten, bloßliegenden Wurzeln über den Boden. Man hat sie der Verwitterung preisgegeben, da der Nutzen des Holzes nicht die Mühe ihres Ausgrabens gelohnt hätte. Sind doch noch jetzt an manchen deutlich die Spuren wahrzunehmen, daß man sie vergeblich mit Pulver aus dem Grunde zu sprengen versucht hat. Durch weite Zwischenräume getrennt, ragen hier noch als Zeugen von der Größe des früheren Bestandes einzelne Hochstämme empor. Sie sind alle nach Osten geneigt, denn in ihre Kronen sind die Stürme gefahren und haben die Stämme schraubenartig gewunden.

Die hochstehende Sonne mahnt uns zur Heimkehr, und so wandern wir von der Lichtung zurück ins Innere des Waldes. Er ist immer derselbe; stets herrscht in ihm die gleiche Ruhe und Stille. Aber wie wichtig und folgenreich ist sein einsames Wirken und Walten im Haushalt der Natur! Auch das Menschenherz wird unter seinen Wipfeln ruhig und in sich selbst gekehrt. Wir verstehen nun wohl, warum man ihn in seiner feierlichen Einsamkeit einen erhabenen Tempel Gottes genannt hat. A. Edel.

23. Ein Morgengang am Bohlenwerk zu Königsberg.

Das, was Königsberg äußerlich belebt, was ihm seine augenfällige Physiognomie gibt, ist der Handel. Dieser aber verkündet sich hier allenthalben in den Gebäuden der Börse, der Bank, der Speicher, des Packhofs; in den Schiffen aus Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, England, Schottland, Irland, Nordamerika; in den Lastträgern, Steuerbeamten, Kaufdienern, die sich auf den Brücken und an den Ufern durcheinander tummeln. Da kommt ein Schiff den Pregel herauf und schlingt ein ausgeworfenes Tau wie einen Arm um einen der großen Pfähle auf dem Bohlenwerk oder kettet sich auch an einen der großen Ringe, die in Granitsteinen am Boden befestigt sind. Das Hoehoi der Matrosen, die die Zugleine abwinden, erfüllt die Luft. Da nimmt ein Schiff Ladung; die Helfer (Sackträger) laufen über Bretter, die von den Speichern aus gelegt sind, mit den Säcken hin und wieder, und man vernimmt den einförmig melodischen Ruf der Messer beim Ab- und Aufschütten des Getreides; da hat ein Schiff geladen, ist segelfertig, und die Matrosen singen zum Abschied, während ein anderes ausladet und die Matrosen beim Aufwinden der Waren aus dem innern Schiffsraum zum Ebenmaß der Bewegung einen Kanon singen. Die größeren Schiffe bleiben allerdings in Pillau

und ſenden ihre Ladung in kleineren Fahrzeugen, den Bordingen, zur Stadt; es kommen faſt nur Zweimaſter, aber doch genug, um einen maleriſchen Proſpekt darzubieten. Es iſt wunderbar, welche Macht die unmittelbare Wirklichkeit hat. Die Ferne wird zur Nähe, der Begriff bewährt ſeine Realität. Amerika, England u. ſ. w. exiſtieren, denn hier ſteht ein Schiff, hier ſind Menſchen von dorther. Wenn man ſo ein Schiff aus New-York, Boſton, Dublin, Hull, Stavanger, Gröningen, Kopenhagen u. ſ. w. vor ſich hat, ſo wird man unwillkürlich von der Freude an der Weite und Mannigfaltigkeit der Welt ergriffen. Dieſe Menſchen da, zwei Fuß von dir entfernt, auf jenem Schiff, gehorchen ganz anderen Geſetzen als du, haben eine ganz andere Heimat, leben zum Teil in ganz anderen Sitten — und doch ſind ſie Menſchen wie du, ſind deine Brüder, ſind Chriſten! Wenn beſonders auf den blanken holländiſchen Schiffen zwiſchen den wetterfeſten Seeleuten eine Frauengeſtalt mit phantaſtiſchem Kopfputz, einem breiten Kopfblech, das der Haube diademartig eingefügt iſt, aus dem Schiffsraum auf das Verdeck kommt, wenn ſie ein Kind an der Bruſt trägt, ein Hund ſie bellend umſchmeichelt, ſo hat man das rührendſte Bild vor ſich. Dieſes ſchwimmende Holz birgt eine ganze Familie, eine Welt, die, an einer einſamen Inſel landend, eine Menſchengeſchichte für ſich anfangen könnte. Dieſes Kind, in deſſen Ohren vom erſten Augenblick ſeines Lebens an das Geklatſch der Wogen, das Pfeifen des Windes in dem Tauwerk und den Segeln tönten, welches die Länder und Städte vom Waſſer aus nur flüchtig mit dem Blicke geſtreift hat, wie wir die Schiffe vom Lande aus, muß ein guter Seemann werden. Poſeidon iſt ſeine Gottheit.

Es liegt einmal in der Schiffswelt etwas den Geiſt Beflügelndes. Da fährt ein Schiff dicht an uns vorüber, wir können vom Bohlenwerk faſt hineinſpringen. Nach einigen Wochen begrüßt es ganz andere Ufer, gehen ganz andere Menſchen an ihm vorüber, liegt es in einem ganz anderen Hafen, und die Erinnerung an Königsberg iſt wie ein Traum. Die Namen der Schiffe haben ſelbſt oft etwas Märchenhaftes. Zwar kommen auch ſehr viele alltägliche Frauennamen, vorzüglich auf holländiſchen Schiffen, vor, aber auch Helden der alten und neuen Geſchichte und Götter und Göttinnen blitzen uns in goldenen Buchſtaben entgegen oder ſtellen ſich auch wohl, mit lebhaften Farben bemalt, in dem Schnitzwerk der Bugſprietſeite im Bilde dar. Bei den polniſchen Schiffen fehlt die Poeſie des Namens.

Am Ufer auf dem Bohlenwerk ſieht es bunt aus. Warenballen, Talgglocken, Zuckerhüte, Papierſtöße, Roheiſen, Eiſengeſchirre, Flachs- und Hanfballen, Fäſſer, Heringstonnen u. ſ. w. bedecken den Boden. Deutſch, Engliſch, Holländiſch, Polniſch, Däniſch wird durcheinander

gesprochen. Die Aufseher am Bohlenwerk, die Brückenwärter an den Durchlässen reden, glaube ich, schon die allgemeine Mischsprache, die Charles Nodier als das Resultat des steigenden Verkehrs der Nationen prophezeit hat. Sie wissen in allen Zungen sich mit allen zu verständigen. Ebenso mannigfaltig ist die Tracht. Obwohl die Matrosen aller Nationen viel Gleichartiges haben, so sieht man doch auch merkwürdige Unterschiede: die holländischen z. B. lieben rote Jacken, die oft zum Trocknen aushängen, die Nordamerikaner dunkel gestreifte. Die Holländer scheren sich den Bart am Kinn glatt weg, die Engländer und Amerikaner lassen sich gern einen Kranzbart wachsen; die Holländer lieben weiße Wäsche, die Engländer, Norweger, Amerikaner gehen außerordentlich solid gekleidet, haben aber oft Hemden, Vorhemden, Halstücher von blau und rosenrot kariertem Nanking. Silberne Ohrringe tragen fast alle Matrosen, gewöhnlich aber nur in einem Ohrzipfel, was ihnen unter dem breitkrempigen, schwarzlackierten Sturmhut, der nach dem Nacken hin wie ein Dach abläuft, ein recht pfiffiges Ansehen gibt. Südamerikanische, spanische und französische Schiffe kommen selten hierher.

An den beiden Seiten der grünen Brücke liegen die Holzschiffe aus Elbing und anderen Orten. Diese Schiffer haben runde Hüte, große lange Westen und tragen über Tuchhosen sehr weite kurze Pluderhosen von Leinwand. Zwischendurch drängen sich kleinere Fahrzeuge mit Käse, Kartoffeln und weißem Sand, die stets ein zahlreiches Publikum von Köchinnen und Hausfrauen aus den unteren Volksklassen um sich versammeln. Die Bordinge haben die Gewohnheit, schwarze Tafeln auszuhängen, auf denen der Name des Schiffers und der Ort, nach dem er fährt, mit dem Zusatz: „Will's Gott!" zu lesen ist. — Vor den Hanf- und Flachsspeichern sind gewöhnlich Juden versammelt in schwarzem Kaftan, mit großem, rundem, breitkrempigem Hut, Stäben in der Hand, langem Bart und meist ansprechenden Physiognomien. Zwischen allen diesen Gestalten tauchen nun andere auf, die einen kleinen Verdienst suchen. Hier werden dem Matrosen Schuhe und Stiefel, dort Bürsten, dort wieder Spiegel, seidene Tücher, kleine Pappkasten u. s. w. angeboten. Endlich schleichen ganz verdächtige Gestalten umher, die Holzspäne, verschüttetes Korn, Steinkohlensplitter, Flachsbüschel u. s. w. auffammeln, gelegentlich aber auch ein Gerät, ein Kleidungsstück entwenden. Mitunter, jedoch selten, läßt sich auch auf einem Schiff ein Neger sehen. Noch muß ich als eine Eigentümlichkeit die Weiber erwähnen, die in den Speichern Hede (Werg), Hanf und Flachs zurichten und sortieren. Sie singen häufig, noch mehr aber klatschen sie.

Weiterhin folgt links und rechts, wo das Bohlenwerk aufhört,

die Schiffswerfte. Das Ablaufen eines Schiffes vom Stapel gehört zu den größten Vergnügungen der Königsberger und wird daher wohl auch manchmal zu Ehren fürſtlicher Perſonen veranſtaltet. Es iſt auch wirklich ein ſchönes Schauſpiel, wenn die Bruſt des Schiffes ſich in den Strom einbohrt, um dann mit einmal ſich zu erheben und zu wenden. Eine Menge Boote umtanzen es auf den mächtig ſchaukelnden Wellen; die Nachbarſchiffe haben, wie zur Sonntagsfeier, die Flagge aufgezogen, und das neue Schiff ſelbſt entfaltet die ſeinige, indem es abläuft. Bis zu dieſem Augenblicke harrt alles in ſtummer Erwartung, die ſich dann in einem allgemeinen Geſchrei von ihrer Gepreßtheit befreit. Doch vermißt man ungern Muſik und Böllerſchüſſe als Begleitung.

Eine beſondere Schattierung haben die Dampfſchiffe in unſere Schiffswelt gebracht. Bei dem Dampfer fällt das reiche Segelwerk und die Kühnheit der Maſte fort. Er hat zwar auch Maſte und Segel, aber nur klein und niedrig, als Nebenhilfen. Die Hauptmacht ſind die Räder, und er bekommt durch den eiſernen Schornſtein etwas Hausartiges. Er wirbelt eine drohende Wolke über ſich fort, indeſſen die anderen Schiffe innerhalb des Holländers nicht einmal kochen dürfen. Das Königsberger Dampfboot, die „Gazelle", ein ſchlankes, raſches Fahrzeug, geht beſonders zwiſchen Königsberg und Pillau, Königsberg und Danzig hin und her. Danzig, Memel, Schaaken, Elbing haben wieder ihre eigenen Dampfſchiffe.

A. W. Grube. — Gekürzt und bearbeitet.

24. Schilderung des Wallenſteinſchen Heeres nach „Wallenſteins Lager" von Schiller.

Schiller führt in „Wallenſteins Lager" eine Anzahl Perſonen aus den verſchiedenſten Ländern und Truppenteilen und, um der Beziehung auf das bürgerliche Leben zu genügen, auch einen Bauern und einen Kapuziner auf. Dieſe Perſonen gelten hier aber nicht bloß als Einzelweſen, ſondern dienen zur Darſtellung des Charakters der betreffenden Truppengattung oder des Volksſtammes, aus dem dieſe ſich vorzugsweiſe rekrutiert.

Der Kroat, welcher ſich in ſeiner Dummheit übertölpeln läßt und das „Sprüchlein des Pfäffleins" gläubig anhört, repräſentiert die tiefſte Stufe des Heeres; ſie werden wie das blöde Vieh zur Schlachtbank geführt. Von ſolchen Truppen iſt dann Iſolani, der roheſte und leichtſinnigſte aller Generale Wallenſteins, der würdige Anführer. Der erſte Jäger, „der lange Peter aus Itzehoe", und ſein Kamerad gehören zu „des Friedländers wilder Jagd" und vertreten die große Maſſe der Abenteurer und Glücksritter im Wallenſteinſchen Heere und

vergegenwärtigen im allgemeinen das wilde, wüſte, unſtete Kriegshandwerk der gewaltigen Zeit. Der Jäger hatte nacheinander den Schweden, den Liguiſten, den Sachſen gedient, ehe er es mit Wallenſtein verſuchte. Seine Moral iſt:

„Flott will ich leben und müßig gehn,
Alle Tage was Neues ſehn,
Mich dem Augenblick friſch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts ſchauen."

Dabei ohne Furcht vor Gefahr, pochend auf Soldatenehre, bereit alles ſchonungslos zu zertreten, dem Feldherrn mit Begeiſterung zugetan — ſo iſt der Geiſt nicht nur dieſer einzelnen Truppe, ſondern der größeren Maſſe des Heeres. Daher iſt dieſer Stimmführer auch der Hauptſänger im Reiterliede am Ende des Stückes. — Der Arkebuſier, welcher dem betrügeriſchen Bauern das Wort redet, weil dieſer doch „auch ein Menſch ſei, ſo zu ſagen", der den Gehorſam gegen den Kaiſer ſchon gefährdet glaubt und die Marketenderin ſofort nach ſeiner Zeche fragt, als die anderen auch nur eine gemeinſchaftliche Abrede wegen einer Bittſchrift treffen wollen, und von dem der Jäger ſagt: „Das denkt wie ein Seifenſieder" — dieſer Arkebuſier gehört dem Tiefenbachſchen Regimente an, von welchem Octavio Piccolomini bezeugt: „Dies Regiment iſt treu", und er ſpielt ganz die Rolle eines ſchwerfälligen, einfältigen, aber ehrlichen „deutſchen Herrn". Gerade ſo, wie von dieſen Deutſchen der erſte Küraſſier ſpricht: „Schad' um die Leut'! Sind ſonſt wack're Brüder", urteilt Iſolani (Wallenſteins Tod, A. II. Sc. 5.) von ihren Anführern: „Es ſind nicht eben ſchlechte Männer." — Den Gegenſatz zu ihm bildet der Trompeter, und er iſt durch ſeine unbedingte Hingabe an Wallenſtein die Stimme der Terzkyſchen Regimenter:

„Aber wir halten ihn aufrecht, wir."

Sein Landsmann, der breitſpurige Pedant, der den feinen Griff und den rechten Ton „von des Feldherrn Perſon" gelernt hat, der „urkundlich" deſſen Worte zu wiederholen weiß, der gravitätiſch einen Rekruten einweiht:

„Sieh Er! Das hat Er wohl erwogen.
Einen neuen Menſchen hat Er angezogen,"

dieſes „Befehlbuch", welches weiter als alle andern ſieht — der unvergleichliche Wachtmeiſter, iſt offenbar eine Karikatur von Wallenſtein ſelbſt. Er ahmt dieſem nach, wie Don Quixote der alten Ritterzeit. —

Dann charakteriſiert der Dragoner durch einen einzigen Vers:

„Der Irländer folgt des Glückes Stern" nicht allein sich selbst, sondern auch die Unzuverlässigkeit des Buttlerschen Regiments. —

Der erste Kürassier endlich ist aus dem Pappenheimischen Regiment, welches der jüngere Piccolomini befehligt. Er stellt die edle Seite des damaligen Kriegslebens dar. Der Geist des Max spricht aus ihm. Obwohl er seine Eltern nicht nennen kann, ist er ein Adliger unter den Gemeinen. Gleich sein erstes Auftreten mit den Worten: „Friede! Was gibt's mit dem Bauer da!" und wie er den Scharfschützen schilt, daß er sich so wegwerfen konnte, mit einem Bauer sein Glück zu versuchen, kündigt sein geistiges Übergewicht und stolzes Ehrgefühl an, und diesen Charakter führt er auf eine imponierende Weise durch. So sind die Figuren des Vorspiels die Stimmführer ihrer Regimenter und die Abbilder ihrer Führer. Wie verschieden aber die Soldaten sich auch charakterisieren, so vereinigen sich doch alle in der vollsten Anhänglichkeit an Wallenstein und in dem förmlichen Beschluß, ihn nicht zu verlassen, einem Beschluß, der nur an der ängstlichen Treue der ehrlichen Deutschen eine Schranke findet.

Außer den Soldaten treten noch ein ruinierter Bauer, der sich aufs Betrügen legt, ein Bürgerssohn als Rekrut, den der jammernde Vater vergebens von dem Eintritt in den Soldatenstand abzuhalten sucht, ein Soldatenschulmeister und ein Kapuziner auf, so daß demnach alle drei Stände — der Wehr-, Nähr- und Lehrstand — vertreten sind.

G. Tschache.

*25. Charakteristik des 17. Jahrhunderts.

Das zweite Jahrhundert der neuen Geschichte zeigt uns, vom politischen Standpunkte betrachtet, in seiner ersten Hälfte die endliche Schlichtung der durch die Reformation herbeigeführten Streitigkeiten. Nach einem dreißigjährigen blutigen Kampfe in Deutschland verschafft der Westfälische Friede (1648) den Ständen dieses Landes vollkommene Religionsfreiheit. Zugleich wird jetzt die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen allgemein anerkannt, Schweden erhält für seine Teilnahme an dem Kriege Sitz und Stimme im deutschen Reiche, Frankreich legt dadurch den Grund zu seiner, hauptsächlich auf die Schwächung des spanisch-österreichischen Hauses gebauten Größe. Diese nimmt, unter dem Namen: Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, die zweite Hälfte des Jahrhunderts ein. Sie wurde durch Richelieu, Ludwigs des Dreizehnten ersten Minister, vorbereitet, durch Mazarin während der Minderjährigkeit seines Sohnes weitergeführt und durch Colbert und Louvois unter dessen eigener Regierung auf den höchsten Gipfel gebracht. Von den Begebenheiten in den übrigen Ländern

ziehen die auf der Britanniſchen Inſel vorzüglich die Aufmerkſamkeit auf ſich. Das Geſchlecht der Stuarts, das nach Eliſabeths Tode den Thron beſtiegen hat, verbindet zwar Schottland mit England, beträgt ſich aber, namentlich in Religionsangelegenheiten, ſo unweiſe, daß das Volk einen dieſer Könige, Karl I., öffentlich hinrichtet, und als deſſen Nachkommen ſich durch ſein Beiſpiel nicht warnen laſſen, einen zweiten, Jakob II., plötzlich vertreibt und den Schwiegerſohn desſelben, den Erbſtatthalter der Niederlande, als Wilhelm III. auf den Thron beruft. Im Norden von Europa vergrößert ſich Schweden durch verſchiedene Kriege ſo ſehr mit däniſchen, polniſchen und ruſſiſchen Provinzen, daß es im höchſten Grade den Neid ſeiner Nachbarn erregt, zumal da Rußland, nach langen inneren Unruhen, endlich in der Perſon Peters I. den Gründer ſeiner Macht, ja den Bildner der ganzen Nation erhält. Im Südoſten machen ſich noch immer von Zeit zu Zeit die Türken den benachbarten chriſtlichen Reichen furchtbar, indem ſie beſonders die bedrängte Lage, in der ſich Öſterreich durch die Kriege mit Frankreich befindet, benutzen. Späterhin weiſen Montecuculi und Prinz Eugen ſie wiederholt nachdrücklich in ihre Schranken zurück. Von politiſchen Begebenheiten unter den Nationen fremder Weltteile iſt etwa die Thronbeſteigung der Mandſchudynaſtie in China und die Regierung Aurengzibs in Südaſien der Erwähnung wert. Was die Europäer in dieſen Ländern während unſeres Zeitraums getan haben, hängt genau mit ihrem Handel und ihren Kolonien zuſammen.

Gleich zu Beginn des Jahrhunderts finden wir den Welthandel in den Händen der Holländer, welche ſich in ihrem Befreiungskriege gegen Spanien der ſämtlichen portugieſiſchen Beſitzungen in Oſtindien — die jetzt neben dem Königreiche ſelbſt der Krone gehörten — bemächtigen und durch die Errichtung der berühmten Handelskompagnie ungeheuere Reichtümer dorther ziehen. Sie wiſſen ihre Vorgänger ſogar aus Japan zu verdrängen und beſetzen das Kap, um einen Ankerplatz für die Oſtindiſchen Flotten zu haben. Die Engländer, deren Seemacht unter Königin Eliſabeth ihren Anfang genommen hat, eifern ihnen nach, und es gibt ſeit der Mitte des Jahrhunderts einige blutige Seekriege zwiſchen beiden Nationen, worin die holländiſche Flagge endlich, obwohl ſie von einem de Ruyter und einem Tromp geführt wird, ſich vor der britiſchen neigen muß. Die Bataver bleiben übrigens in Oſtindien während dieſes Zeitraum die Herren, wenngleich die Engländer (Madras, Kalkutta), die Franzoſen (Pondichery) und ſelbſt die Dänen (Tranquebar) ſich bereits dort niederlaſſen. Von Afrika iſt außer der ſchon erwähnten Niederlaſſung der Holländer auf dem Kap nur die der Franzoſen am Senegal und die der Engländer

auf St. Helena zu erwähnen. Eben dieſe Nationen finden wir auch in Amerika tätig, ſowohl auf der Weſtküſte des nördlichen Teils dieſes Landes, wo beſonders das allmähliche Aufblühen der ſpäterhin ſo merkwürdig gewordenen engliſchen Kolonien einen intereſſanten Anblick gewährt, als auch in Weſtindien, wo die Engländer ſich Jamaikas bemächtigen, und den benachbarten Ländern, wo die Franzoſen den Miſſiſſippi entdecken, befahren und den Namen ihres Königs in Louiſiana verewigen. Im Laufe dieſes Jahrhunderts tritt auch, vorzüglich durch den Entdeckungseifer holländiſcher Seefahrer, z. B. eines Tasman, der fünfte Weltteil aus dem Dunkel hervor, und die Namen Neuholland, Vandiemensland und Neuſeeland werden gehört. Den ganzen Erdball umfahren Spitzbergen, Le Maire, Dampier, Gemelli Careri und einige andere. Außer dieſen Männern ſind noch als Entdecker Hudſon und Baffin zu nennen, die ſtatt der nordweſtlichen Durchfahrt die nach ihnen genannten Baien entdeckten. Neben ihnen verdient der Koſak Deſchnew zu ſtehen, der zuerſt die Beringſtraße befuhr. Andere berühmte Reiſende dieſer Zeit ſind Chardin, Tavernier, Thevenot und Kämpfer. Wie durch dieſe Männer die Kenntnis der Erdoberfläche, ſo wurde durch andere die Kenntnis der Natur und durch die zu Anfang des Jahrhunderts erfundenen optiſchen Gläſer die Kenntnis der Himmelskörper gefördert. Swammerdam zergliederte den tieriſchen Körper, Harvey entdeckte deſſen Blutkreislauf, Drebbel erfand das Thermometer, Torricelli das Barometer, van Helmont unterſchied zuerſt verſchiedene Gasarten, Tſchirnhauſen konſtruierte ſeine Brennſpiegel, Galilei entdeckte den Saturnusring, Huygens deſſen Trabanten, Kepler ordnete die Bahnen der Planeten, Hevelius heftete ſein beobachtendes Auge auf den Mond, Caſſini auf die Sonne, Flamſteed auf die zahlloſen Sterne. Von der Natur erhoben ſich zu philoſophiſchen Betrachtungen Gaſſendi und Descartes, und wer kennte nicht die Namen Baco von Verulam, Newton, Leibniz und Spinoza! Ähnliche Fortſchritte wurden in den anderen Wiſſenſchaften gemacht. Überhaupt nahm der menſchliche Geiſt einen immer höhern Aufſchwung, und mancher Gegenſtand wurde jetzt öffentlich und frei beſprochen, an den man bis dahin entweder nicht gedacht hatte oder an dem man mit ſcheuem Stillſchweigen vorübergegangen war. So ſprach im Laufe des dreißigjährigen Krieges ein Schriftſteller, der ſich Hippolytus a Lapide nannte, ſehr frei über den deutſchen Reichsverband und das Haus Habsburg, Pascal griff die Jeſuiten an, Hugo Grotius ſtritt für die Freiheit des Meeres, Männer wie Bayle und Hobbes trugen ein Syſtem des Zweifels vor. Es entſtanden Akademien der Wiſſenſchaften, z. B. in Paris und in London; es erſchienen die wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen und Entdeckungen in großen

periodiſchen Werken wie das Journal des Savants, die Philosophical Transactions und die Acta Eruditorum. Unter den Univerſitäten, welche dieſes Jahrhundert entſtehen ſah, ſind Altorf, Utrecht, Gießen, Kiel, Halle zu nennen. Hinſichtlich der Religion bietet der Streit zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten nach der Mitte unſeres Zeitraums hauptſächlich noch den Anblick eines Königs dar, der ſeine proteſtantiſchen, aber ehrlichen und fleißigen Untertanen in Scharen aus dem Lande treibt (Ludwig XIV. durch den Widerruf des Edikts von Nantes). Aber auch im Schoße des Katholizismus ſelbſt entſtehen die Janſeniſtiſchen, unter den holländiſchen Reformierten die Arminianiſchen, in England und Schottland die puritaniſchen Streitigkeiten. Es bilden ſich allmählich Religionsgeſellſchaften, die weder mit politiſchen noch mit theologiſchen Händeln zu tun haben wollen, wie z. B. die Quaker (William Penn), die Myſtiker (Jakob Böhme) und die Pietiſten (Spener und Francke). Im Gebiete der Künſte, die das Leben verſchönern und erheitern, ſowie in der geſellſchaftlichen Ausbildung gewinnt Frankreich ein unbeſtreitbares Übergewicht, bis ſchließlich, am Ende des Jahrhunderts, ſeine Kunſtwerke und ſeine Sitten überall als allein muſtergültig anerkannt wurden. Die franzöſiſche Sprache wird immer mehr zur herrſchenden, zumal ſeitdem die Meiſterwerke eines Corneille, Racine, Boileau und Molière bekannt werden. England beſaß von Dichtern einen Shakeſpeare und einen Milton, Spanien einen Cervantes und einen Calderon; in Deutſchland wird Opitz das Haupt der ſogenannten erſten Schleſiſchen Dichterſchule, die außerdem einen Dach, Paul Gerhard und Fleming aufzuweiſen hat. Endlich ſei erwähnt, daß in dieſer Periode unter den Luxusartikeln der Tee und der Kaffee, von Nahrungs- und Arzneimitteln die Kartoffel und die Chinarinde bekannt zu werden beginnen.

Ch. F. Falkmann.

*26. Der Zuſtand des deutſchen Reiches in Goethes „Götz von Berlichingen".

In dem Titelhelden ſeines Dramas „Götz von Berlichingen" wollte Goethe nach ſeinem eigenen Geſtändnis „einen wackern Selbſthelfer in einer anarchiſchen Zeit" darſtellen. Sollen wir mit einem ſolchen Helden ſympathiſieren, ſo müſſen wir ſein Beſtreben, in einer anarchiſchen Zeit zur Selbſthilfe zu greifen, gutheißen können, und um das zu können, müſſen wir die Zuſtände der Zeit, in der Götz lebte, als auf den verſchiedenſten Gebieten verworren und die Selbſthilfe herausfordernd kennen lernen. Dieſem Zwecke dienen mehr oder weniger ausſchließlich eine Reihe von Scenen, in denen die Handlung ſelbſt keinen oder doch nur einen geringen Fortſchritt macht, und die im

wesentlichen bestimmt sind, den Charakter jener Zeit zu erläutern und den Hintergrund zu zeichnen, von dem sich die Gestalt des Helden, seine Anschauungen und sein Tun wirksam abhebt.

Götz von Berlichingen ist eine geschichtliche Person, die Geschichte, insbesondere die Regierungszeit Maximilians I., hat uns demnach die ersten Aufschlüsse über den Charakter der Zeit, in der Götz lebte, zu geben.

Mit dem Fall des Hohenstaufengeschlechts war die deutsche Reichsgewalt immer tiefer gesunken. Zwar war es Rudolf von Habsburg gelungen, im Innern des Reiches erträgliche Zustände zu schaffen, insofern als er durch das Brechen zahlreicher Raubburgen wenigstens den gröbsten Vergehen gegen Leben und Eigentum steuerte, aber gerade mit dem Habsburger begann das Streben der deutschen Kaiser, ohne Rücksicht auf das Reichsinteresse Hauspolitik zu treiben. Auch Maximilians Tätigkeit wurde durch die Förderung und Verteidigung der Interessen seines Hauses beinahe völlig in Anspruch genommen. Kein Wunder daher, wenn auch die Fürsten, weltliche wie geistliche, in ihren gleichartigen Bestrebungen von ihm keinen Widerstand erfuhren. Sie spielen mit ihm, nach Götzens Ausdruck, „auf eine unanständige Art". So oft ein Untertan in seinen noch so unbedeutenden Angelegenheiten der Hilfe zu bedürfen meint, so soll der Kaiser helfen. Dies wird z. B. an den zwei Nürnberger Kaufleuten ersichtlich, denen Götz, weil sie mit dem Geleite des ihm feindlichen Bamberger Bischofs reisten, ihre Waren abgenommen hat und die nun unmittelbar vom Kaiser Hilfe begehren. Bedarf und begehrt jedoch der Kaiser von den Reichsständen Hilfe gegen die Türken, die doch nicht bloß seine Erbländer, sondern das ganze deutsche Reich bedrohen, so findet er taube Ohren. Ja „es dankt wohl mancher im Herzen Gott, daß der Türk dem Kaiser die Wage hält", das ist wenigstens Götzens Meinung. Das Rittertum meint seine Interessen besser zu wahren, wenn sich seine Vertreter zum größern Teile ihrer Selbständigkeit begeben und sich an die mächtigen geistlichen Fürsten anschließen. Nur wenige, wie Sickingen, Selbitz, vor allem Götz selbst, ziehen die Unabhängigkeit jeder noch so glänzenden Dienstbarkeit vor, die sie zu „Hofschranzen eines eigensinnigen, neidischen Pfaffen" erniedrigen würde. Diesen Vorwurf muß sich wenigstens Götzens ehemaliger Freund, der Ritter Weislingen, wegen seiner Stellung zum Bamberger Bischof machen lassen. Die Geistlichkeit selbst ist auf einem außerordentlich tiefen Stand der Bildung angelangt. Im frühen Mittelalter die alleinigen Lehrer des Volkes und die Träger seiner Kultur, weil allein im Besitz der Wissenschaften, Künste und Fertigkeiten, die auf den Namen eines Kulturvolkes Anspruch

geben, zeigen ſich die Geiſtlichen, und zwar ihre höchſten Vertreter, der Biſchof von Bamberg und der Abt von Fulda, in dem Geſpräche mit dem Rechtsgelehrten Olearius von einer beſchämenden Unwiſſenheit auf ihrem eigenſten Gebiete. Dieſe Unwiſſenheit erklärt ſich aus ihrer Abkehr von den eigentlichen Aufgaben der Kirche und aus ihrer Verweltlichung, d. h. einmal dem Streben nach weltlicher Macht, wie es im Biſchof verkörpert iſt, und ſodann ihrer Hingabe an die ſinnlichen Genüſſe des Lebens, die ſich am Abte offenbart, der verächtlich „das Weinfaß von Fuld" genannt wird. Wie dieſe Geiſtlichkeit dem Kaiſer immer entgegenarbeitet, ſo iſt ſie auch eine Todfeindin jener wenigen Ritter, die treu zum Kaiſer halten und die ſelbſtſüchtige Politik jener durchſchauen. Nach Götzens Meinung ſchreien dieſe geiſtlichen Fürſten nur deshalb immer nach Ruh' und Frieden, „um gleich dem Raubvogel die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren."

Unter dieſer Anarchie müſſen nun die Rechtszuſtände aufs empfindlichſte leiden. Um der andauernden Rechtsunſicherheit im Reiche abzuhelfen, hatte der Kaiſer zunächſt die Aufrechterhaltung des von ſeinen Vorgängern mehr oder weniger vergeblich gebotenen Landfriedens angeſtrebt, ſodann war er bemüht, die Rechtſprechung der einheimiſchen Schöppenſtühle durch die des von ihm geſchaffenen Reichskammergerichts zu verdrängen. Von dem römiſchen Rechte indeſſen, das dem Verfahren des Reichskammergerichts zu Grunde lag, wollte das Volk nichts wiſſen, und an mehreren Orten äußerte ſich dieſer Widerſtand in Beſchimpfungen der Vertreter des Fremden. In dieſer Abneigung konnte man dem Volke nicht ganz Unrecht geben. Hatten die einheimiſchen Schöppenſtühle, deren Beiſitzer eingeſeſſene, mit den betreffenden Verhältniſſen wohlvertraute Männer waren, die Streitfälle mündlich, öffentlich, unparteiiſch und in kürzeſter Zeit erledigt, ſo wurde dem Volke bei dem neuen Rechtsverfahren zugemutet, ſeine Rechtsfälle einem Gerichte zu unterbreiten, das auf Grund eines vor mehr als tauſend Jahren bei einem fremden Volke entſtandenen Rechtes in einem ſchriftlichen, geheimen Verfahren ſeinen Spruch abgab; es ſollte ſich richten laſſen von gelehrten Richtern, die ihm perſönlich fremd waren; es mußte zuſehen, wie die Entſcheidung über die einfachſten Rechtsfälle ſich jahrelang hinzog und unverhältnismäßig hohe Koſten verurſachte; ja es erlebte wohl gar — wie in unſerm Stücke die beiden Bauernfamilien —, daß der mit dem Spruch beauftragte Richter ſich von beiden Parteien beſtechen ließ. Daß die Rechtsgelehrten ſich zum Zwecke des Studiums des fremden Rechtes mehrere Jahre in Italien aufhalten müſſen, darüber den Zuſammenhang mit ihren Volksgenoſſen vollſtändig verlieren, ja ſich wohl deſſen ſchämen und daher ihre ehrlichen deutſchen Namen ins Lateiniſche überſetzen —

wie in unſerm Stücke der Rechtsgelehrte ſich aus einem „Ölmann" zu „Olearius" umgetauſt hat — muß ihnen in den Augen ihrer Landsleute zu weiterem Nachteil gereichen.

Mußte ſich ſonach das Volk mit einem gewiſſen Rechte von den neugeſchaffenen Rechtszuſtänden abwenden, ſo blieb ihm zur Erledigung ſeiner Streitfälle nicht oft ein friedlicher Ausweg, wie ihn in unſerm Stücke die zwei Bauernfamilien einſchlagen, die, nach langjährigem Prozeſſieren beim Reichskammergericht ſich beide in dem Endurteil betrogen ſehend, das ſtreitige Stück Land zum Heiratsgut für ihre Kinder beſtimmen, aus denen ſie ein Ehepaar machen.

Ein anderer Ausweg war der, daß das Volk auf ſeine altgermaniſchen Volksgerichte zurückgriff, die unter freiem Himmel, bei hellem Sonnenſchein ſich verſammelten und auf die Anklage und den Eid freier Männer oder auf freies Geſtändnis des Schuldigen hin richteten, und zwar in kürzeſter Zeit, ohne jedes Anſehen der Perſon. Dieſe Gerichte, deren vornehmſtes zu Dortmund in Weſtfalen war, nannten ſich Freigerichte, Freiſtühle oder Femgerichte und wurden in jenen Zeiten allgemeiner Rechtsunſicherheit ein mächtiger Hort des Rechtes, wo ein Verbrechen gegen Leib und Leben vorlag. In unſerm Stücke iſt es Adelheid von Walldorf, die wegen Ehebruch und Mord von der heiligen Feme zur Verantwortung gezogen wird und die gerechte Strafe empfängt.

Der furchtbarſte Ausweg für das Volk, um zu ſeinem Rechte zu kommen, war aber der der Gewalt, und ſo ſehen wir in unſerm Stücke die geknechteten Bauern Süddeutſchlands ſich gegen ihre bisherigen Bedrücker erheben und mit Raub, Mord und Brand Rache für jahrhundertlange Vergewaltigung nehmen. Daß Götz von Berlichingen, obſchon von den Bauernhorden gezwungen, für einen gewiſſen Zeitraum ſich zu ihrem Anführer wählen läßt, gibt ſeinen Feinden eine Handhabe, ihn nun völlig zu verderben.

Daß bei der herrſchenden Unſicherheit von Leben und Eigentum Zigeunerbanden hoffen dürfen, ungeſtört ihrer Neigung zum Stehlen und Rauben nachzugehen, iſt nur natürlich. Dieſe Menſchen ſind nicht nur faſt zu entſchuldigen, ſondern ſie gewinnen ſogar unſere Teilnahme durch die Art, wie ſie den verwundeten Götz aufnehmen und pflegen, ja ſogar ihr Leben für ihn laſſen.

Die zur Ausführung der Reichstagsbeſchlüſſe und der Rechtsurteile des Reichskammergerichts von Maximilian geſchaffene Reichsarmee zeigt ebenfalls, in unſerm Stücke, ein den herrſchenden Zuſtänden entſprechendes, trauriges Bild. In ihr haben wir nämlich ein zuſammengelaufenes, haltloſes Geſindel vor uns, das vor jedem ernſthaften Zuſammenſtoß mit etwaigen Gegnern — ſo mit Götzens Truppen — auseinanderläuft und nur zeitweilig durch eine ſtarke Hand zuſammen-

gehalten werden kann. Eine solche findet sich aber nur ausnahmsweise, denn auch ihre Anführer sind Feiglinge und Großsprecher zu gleicher Zeit.

Noch ein Umstand ist es, der das Bild jener Zeit trübt und auch unsern Helden mit Bangen in die Zukunft sehen läßt, das ist die verweichlichende Erziehung des heranwachsenden Geschlechts, wie sie an dem eigenen Sohne unseres Helden, als Gegenbild zu diesem selbst, vorgeführt wird.

Einen tröstlichern Eindruck gewinnen wir aus den Reden des Klosterbruders Martin. Wie dieser für Götz als den Vater aller Bedrängten eine ungeheuchelte Bewunderung, ja Verehrung bezeugt, so findet Götz an dem Bruder Martin einen echten Diener der christlichen Kirche. Nur daß der Bruder mit seinen Ansichten über das Klosterleben, das er unnatürlich findet, weil es die heiligsten Naturtriebe unterdrücke, mit der herrschenden Kirche in Widerspruch steht. Und gewiß nicht ohne Grund hat ihm der Dichter den Namen Martin gegeben und ihn zu einem Angehörigen des Augustinerklosters zu Erfurt gemacht, sondern er wollte damit zweifellos auf die sich vorbereitende Kirchenreformation und die Person ihres Trägers, den großen Martin Luther, hinweisen.

Wenn der Held unseres Stückes gegenüber dem geschichtlichen Götz stark idealisiert erscheint, so ist auf der Gegenseite das Bild seiner Zeit von dem Dichter absichtlich in düstereren Farben gehalten worden, als es den geschichtlichen Tatsachen entspricht. Es steht z B fest, daß das Rechtswesen, wie es durch das Reichskammergericht geschaffen wurde, sich erst im 18. Jahrhundert so traurig gestaltete wie es im Stücke erscheint; weiter, daß auch das Auftauchen von Zigeunerbanden erst in des Dichters eigene Zeit fällt. So sind auch die im Stücke auftretenden Reichstruppen nicht jene tapferen Landsknechte, die im 16. Jahrhundert unter Georg von Frundsberg dem Kaiser seine Schlachten schlugen und mit Recht vom Volkslied verherrlicht wurden, sondern es sind die dem Spotte verfallenen Reichstruppen des 18. Jahrhunderts, jene Soldaten, die Friedrich der Große bei Roßbach zu Paaren trieb und die seitdem unter dem Namen „Reißausarmee" im Gedächtnis Europas leben. Endlich hat Goethe auch die verweichlichende Erziehung seines Zeitalters in das 16. Jahrhundert verlegt, um dadurch das Bild seines Helden noch mehr hervortreten zu lassen und um dessen Zeitalter als der Selbsthilfe bedürftig darzustellen.

H. Ullrich.

27. Auf spanischem Boden.

(Nach Schillers „Don Karlos".)

„Willkommen, Chevalier, auf span'schem Boden!" ruft Elisabeth, die Tochter Frankreichs, dem Marquis Posa bei seiner Rückkehr aus

der Fremde zu. Dieſer Gruß ſoll ermutigend klingen, aber er kommt aus einem verzagten Herzen. „Das iſt ſpan'ſcher Boden!" ſagt der Prinz zu ſeinem Herzensfreunde, und alles, was ihn quält und drückt, ſcheint er in dieſe Worte preſſen zu wollen. Selbſt der verſchlagene Pater Domingo ſpricht einmal das mißmutige Wort: „Verwünſcht, daß wir auf ſpan'ſchem Boden ſtehn!" Die Hohen und die Niedrigen, die Ehrlichen und die Falſchen begegnen ſich in einem peinlichen Gefühl, wenn ſie vom ſpaniſchen Boden ſprechen. Es iſt das Gefühl der Unfreiheit.

Zwei Mächte haben auf dieſem Boden, den wir jetzt mit dem Dichter betreten, einen furchtbaren Bund geſchloſſen, um die Freiheit des Fühlens, des Denkens, des Handelns zu unterdrücken: der Deſpotismus und das Pfaffentum.

Von jeher waren Spaniens Geſetze ſtreng, aber Philipps harter Sinn, durch eine pfäffiſche Erziehung allem menſchlichen Empfinden entfremdet, hat ſie noch verſchärft. Bluturteile zu unterſchreiben hält er für eine ſeiner vornehmſten Herrſcherpflichten. Das kleinſte Vergehen beſtraft er ſelbſt am eigenen Sohne mit fühlloſer Grauſamkeit. Eine Hofdame, die Marquiſe von Mondecar, verbannt er auf zehn Jahre aus Madrid, weil ſie die Königin für wenige Minuten gegen die Vorſchrift allein gelaſſen hat.

Aber ſchrecklicher noch als die Strenge iſt die Willkür des Herrſchers. Glücklich möchte man den preiſen, der im Verborgenen lebt. Wer mit dem Deſpoten perſönlich zu verkehren hat: der Kammerdiener, der Page, der Offizier, der Miniſter, der Grande, — ſie alle zittern vor dem Zucken ſeiner Augenbrauen und ſtudieren mit ängſtlicher Spannung ſeine Geſichtszüge, um zu erkunden, was für Gedanken und Entſchlüſſe hinter dieſen halbgeſchloſſenen Lidern, hinter dieſen unheimlichen Stirnfalten lauern. Gern ſpricht er von weiſen Staatsmaximen und den Herrſcherſorgen, die ihm den Schlummer der Nächte rauben; aber welche Rückſicht läßt er gelten, welches Geſetz erkennt er an, wenn irgend eine Laune oder Begierde in ſeiner Seele aufſteigt und Befriedigung heiſcht? Die Königin verhört er, in einer plötzlichen Anwandlung von Eiferſucht, vor allen Höflingen wie eine Verbrecherin; den Thronfolger des Reichs ſchickt er ohne Zuziehung der Cortes in Haft, den eben noch hoch erhobenen Marquis Poſa läßt er, als er ſich von ihm betrogen glaubt, ohne weiteres erſchießen.

Die Willkürherrſchaft des Königs zieht am Hofe einen ſchimpflichen Knechtsſinn groß. Dieſe ſonſt ſo ſtolzen Granden, die ſich des Vorrechts rühmen, ſelbſt vor dem Könige den Hut auf dem Kopfe behalten zu dürfen, ſie haben ſich längſt freiwillig ihres Adels begeben und erniedrigen ſich zu hündiſchen Schmeicheleien. Die höchſten und

verdienteſten Würdenträger, wie der Herzog Alba, laſſen ſich von ihm die empörendſte Behandlung gefallen. In dem Dunſtkreiſe dieſes Hofes verleiht nicht die edle Geſinnung, nicht die kühne Tat dem Manne ſeinen Wert, ſondern der Wille oder die Laune des Königs. „Es iſt ein würdiger Mann, der Graf von Silva," ſagt die Herzogin von Olivarez; „denn bekanntlich beehrt unſer gnädigſter Monarch ihn mit ſeiner königlichen Gunſt." Wir ſind Zeugen eines größern Empfangs am Hofe. Mit bangen Gefühlen, ſtumm oder nur leiſe miteinander flüſternd, erwarten die hohen Würdenträger den Monarchen. Seht dort den Herzog von Medina Sidonia, den unglücklichen Admiral! Wie? Der unfähige Führer der Armada, deſſen Hiobspoſten dem Könige wiederholt Worte des heftigſten Zornes entlockt haben, wagt es wirklich noch, der Sonne der Majeſtät zu nahen? Weicht ihm aus! Seine bloße Nähe muß Verderben bringen. Nun erſcheint der König. Flüchtig muſtert er den Kreis der Hofleute: da trifft ſein Blick die gebrochene Geſtalt des Admirals. O daß die Erde den Armen verſchlänge! Doch was ſehen wir da? Seine Majeſtät ſpricht den vor Angſt zitternden Greis gütig an, tröſtet ihn wegen ſeines Mißgeſchicks: gegen Menſchen, nicht gegen Sturm und Klippen habe er ihn geſendet; ja er dankt ihm, daß er, ein ſo würdiger Diener, wenigſtens ſich ſelbſt ihm erhalten habe. Wie reich haben die wenigen Worte den alten Mann gemacht! Alle Granden drängen ſich jetzt, Glück wünſchend, an ihn heran und erinnern ſich auf einmal ſeiner großen Verdienſte. Der eine preiſt des Königs Gnade, der andere ſeine Gerechtigkeit; der beglückte Greis aber ruft mit Inbrunſt: „Er iſt ein Gott! Er iſt es mir geweſen!"

Doch ſolchen Anwandlungen von Herzensgüte gibt der finſtere Deſpot nur ſelten nach. Er liebt die Menſchen nicht und glaubt auch nicht an die Liebe der anderen. Er weiß, daß er inmitten der ihn umdrängenden Höflingsſchar allein ſteht. So folgt ihm dann der Argwohn wie ſein Schatten. Ein vielverzweigtes Spioniersſyſtem umfängt jeden, der ſich in des Herrſchers Nähe wagt. Wer in Philipps Paläſte tritt, der halte ſorglich ſeinen Mund und ſein Mienenſpiel im Zaum. „Denn die Luft, das Licht um ihn iſt Philipps Kreatur, die tauben Wände ſtehn in ſeinem Solde." Die Gebärdenſpäher und Geſchichtenträger finden hier großen Verdienſt. Niemand iſt ſicher vor ihren Augen und Ohren, am wenigſten die Großen. Der Prinz fühlt ſich von allen Seiten umlauert. Denn er weiß, daß ſein Vater jede aus ſeinem Mund aufgefangene Silbe fürſtlicher bezahlt als eine gute Tat. Auch die Königin ahnt es lange, bevor ſie die empörende Gewißheit erhält, daß die Höflinge, welche äußerlich vor ihr in Ehrfurcht erſterben, nur von Philipp dazu beſtellt ſind, ihr Tun und Laſſen

mit Argusblicken zu verfolgen. Wenn eure Gedanken und Gefühle auf freieren Pfaden schweifen möchten, hütet euch, ihr Unglücklichen, sie dem Papiere anzuvertrauen! Denn eure Schatullen werden heimlich zu Hause durchwühlt, und eure Briefe draußen von der Post erbrochen. An der Spitze dieser geheimen Polizei stehn Pater Domingo und der Herzog Alba. Man möchte es nicht glauben, und doch ist es gewiß; der tapfere Feldherr, der seine Brust so oft in der Feldschlacht den feindlichen Kugeln dargeboten hat, erniedrigt sich dazu, seinem launischen Gebieter freiwillig schimpfliche Spionendienste zu leisten. Er verfolgt mit dem Eifer des Spürhundes gewisse Mannesspuren im Park von Aranjuez und sendet Leute aus, um bei Tag und Nacht das Tun des Prinzen zu überwachen.

Aber nicht nur die Spione machen den Königshof zu einem Gefängnis. Von Etikette ringsum eingeschlossen, sieht die Königin sich auf Schritt und Tritt in ihren Bewegungen gehemmt. Sie darf nicht, wie irgend eine niedrig geborene Frau aus dem Volke, den natürlichsten Regungen ihres Herzens folgen. Ein alter Freund, von langjährigen Reisen zurückkehrend, läßt sich anmelden, um Briefe von ihrer Mutter zu überreichen. Darf sie ihn empfangen? Bedenkliches Kopfschütteln der Oberhofmeisterin! In ihrer Vorschrift ist ja des besondern Falles nicht gedacht, wenn ein kastilianischer Grande Briefe von einem fremden Hofe der Königin von Spanien — und gar in ihrem Parke — zu überreichen kommt! Sie wünscht, ihr dreijähriges Töchterchen zu sehn. Aber die würdige Herzogin von Olivarez belehrt sie, mit einem Blick auf die Uhr, daß die Stunde noch nicht gekommen ist, wo sie ihres Mutterglückes froh werden darf. Eine Hofdame läßt sich krank melden; wie gern möchte die Königin sie besuchen, wenn es nur die Etikette erlaubte! Wie lauern die Ränkespinner auf eine Gelegenheit, wo sich ihre Gesinnungen für ihren Stiefsohn und ehemaligen Verlobten verraten könnten! Verwünscht! Die spanischen Königinnen haben Mühe zu sündigen; denn hier wird die Leidenschaft von ängstlichen Gesetzen gewarnt. Wer empfindet nicht Mitleid mit dem Erben der Monarchie! Er weiß nicht, wie die Liebe eines Vaters beglücken kann; denn er ist ein Königssohn. Der Etikette bange Scheidewand hat die Herzen, welche die Natur selbst durch die Bande des Blutes zusammenschließen wollte, schon früh einander entfremdet.

Zum Glück für Niedriggeborne liegt der Bann der Etikette vorzugsweise auf der Hofgesellschaft, und wer fern vom Hofe, fern von Madrid weilt und bescheidene Lebensziele verfolgt, ist auch vor Despotenwillkür einigermaßen sicher. Aber wie rettet ihr euch vor den scharfen Augen fanatischer Mönche und den Armen der Inquisition? Wer zu seinem Gotte nicht streng nach ihrer Vorschrift beten will, der fliehe

den ſpaniſchen Boden. Hier wird zu den Abtrünnigen geſtoßen, wer die ihm von Gott verliehene Vernunft redlich übt und an die Güte des Menſchenherzens glaubt. Es iſt ein Verdammungsurteil, wenn von jemand geſagt wird: „Er denkt. Er verehrt den Menſchen!" Die Inquiſition hat über die ganze Monarchie ihr Netz ausgeſpannt, in deſſen Maſchen ſelbſt der Mächtigſte ſich verfängt. Nach ihrem Willen ſoll alles Menſchliche eher der Verweſung anheimfallen als der Freiheit. Sie zögert wohl bisweilen mit der Anklage, aber ſie behält ihre Opfer im ſtets wachſamen Auge. Dann bucht ſie ſorgfältig deren Taten und bewahrt ſie in der Santa Casa heiligen Regiſtern für eine ſpäte, aber um ſo ſchrecklichere Strafe auf. Mancher glaubt ſich frei und ahnt nicht, daß die Inquiſition ihn an einem unſichtbaren „langen Seile flattern" läßt. Die Ketzerriecher und Ketzerrichter dringen in den engſten Kreis der Familie, zerreißen den Bund der Herzen und zertreten den zarten Keim der Liebe. Und der ſonſt allmächtige König erniedrigt ſich zum Vollſtrecker ihrer Bluturteile. Er läßt die Scheiterhaufen ſchichten, auf denen die unglücklichen Opfer des Fanatismus zur größern Ehre Gottes brennen ſollen; noch mehr, er umgibt die Ketzergerichte mit dem ganzen Pompe ſeiner Herrſchermacht und lädt feierlich wie zu einem Feſte den ganzen Hof zu dieſen „Glaubensakten". Unheimlich iſt die Inquiſition in ihrer Machtentfaltung. Steht der König nicht ſelbſt wie ein unmündiger Knabe vor dem Großinquiſitor? Skrupellos iſt ſie in der Wahl ihrer Mittel. Der jeſuitiſche Grundſatz: „Der Zweck heiligt die Mittel", gilt auch für die Jünger des heiligen Dominikus. Der Beichtvater des Königs verleumdet dreiſt die Unſchuld, ändert, je nach ſeinem Zweck, durch ſophiſtiſche Deutung das Urteil über die harmloſeſten Vorgänge und leiſtet ſelbſt der Wolluſt des Herrſchers Vorſchub, nur um die Königin und den Prinzen, die beide der Kirche verdächtig ſind, zu vernichten. Zwar wäre es ungerecht, bei der ganzen Geiſtlichkeit gleiche Geſinnungen zu vermuten. Wer ſuchen will, findet auch auf ſpaniſchem Boden viele Prieſter, welche mit Weisheit und Milde das Wort der Erlöſung predigen. Der würdige Prior z. B., der in ſeinem Kloſter dem Prinzen und deſſen Freunde eine Freiſtatt gewährt, übt mit ſeinen frommen Brüdern in aller Stille die ſchöne Pflicht der Nächſtenliebe. Ihn lockt nicht weltliche Macht oder der Ehrgeiz der Großen; er weiß und zeigt es, wie wenig man zur Seligkeit bedarf. Aber dieſe echten Diener der Religion fürchten ebenſo wie die Laien die Verfolgungsſucht der Dominikaner oder haben ſich überhaupt, infolge ihrer Weltflucht, jedes Einfluſſes auf die kirchlichen Zuſtände begeben.

Solche Mächte walten auf ſpaniſchem Boden. Welche Früchte können ſie großziehen? Unter ſolchen Händen gedeiht nicht die Liebe,

ſondern ſklaviſche Furcht, nicht die Frömmigkeit, ſondern Scheinheiligkeit und Frömmelei. Die leichtfertige Prinzeſſin Eboli, das Herz voll Welt- und Sinnenluſt, legt doch großen Wert darauf, für eine ſtrenggläubige Chriſtin zu gelten. Und wodurch will ſie dieſe Meinung erwecken? Durch die laut geäußerte Freude an einem Autodafé, das man der Hofgeſellſchaft verſprochen hat. Da alle edleren Beſchäftigungen des Geiſtes, wie ſie ſonſt die Wiſſenſchaft, Politik und Religion bietet, verpönt ſind, ſo wenden ſich die Menſchen den gedankenloſen und rohen Vergnügungen zu, welche Turniere, Stiergefechte und Ketzerverbrennungen bieten. Beſonders die letztgenannten Schauſtellungen, zu denen die Damen der beſten Kreiſe ſich drängen, laſſen eine Verrohung des Gemütes erkennen, von der wir uns mit Schaudern abwenden.

Es ſind düſtere, vielleicht allzu düſtere Farben, die Schiller zu ſeinem Gemälde gemiſcht hat. Aber indem er die Schrecken des Deſpotismus ſchilderte, unter deſſen Hauche alle lieblichen Gefühle erſterben, wollte er das Bild der Freiheit, welches Marquis Poſa entwarf, um ſo ſchöner erſtrahlen laſſen. Indem er zeigte, wie Philipp und ſeine Inquiſition den Völkern nicht den wahren Frieden, ſondern nur die „Ruhe eines Kirchhofs" ſchaffen konnten, wünſchte er in ſeinem eigenen Volke eine edle Begeiſterung für die Freiheit zu erwecken, in deren Schutz die Stätten der Menſchen widerhallen von fruchtbarer Arbeit und fröhlichem Leben. F. Bahnſch.

28. Siegfried.

(Eine Charakteriſtik.)

Wie Homer den hervorragendſten Helden der „Ilias", Achilles, in beſonderer Auszeichnung mit den glänzendſten Tugenden geſchmückt hat, ſo daß derſelbe als das Ideal eines griechiſchen Heldenjünglings erſcheint, ſo iſt Siegfried im erſten Teile des „Nibelungenliedes" die herrlichſte Lichtgeſtalt, deren Charakteriſierung der Dichter mit offenkundiger Vorliebe die größte Sorgfalt gewidmet hat. Er zeichnet ihn aus durch eine Reihe höchſter und edelſter Tugenden.

Zunächſt bewundern wir an Siegfried ſeine heldenmütige Tapferkeit. Vor keinem Feinde zagend, beſteht er unerſchrockenen Mutes in tapferer Mannhaftigkeit jede, auch die größte Gefahr, vor der jeder andere Menſch ängſtlich zurückweichen würde: „er erprobte viel der Recken in hochbeherztem Mut, er wirkte große Wunder mit des ſtarken Armes Schwung". Ja, ſchon bevor der kühne Degen zum Manne voll erwuchs, „da hatt' er ſolche Wunder mit ſeiner Hand getan, davon man immer wieder ſingen mag und ſagen". Aller Hilfe bar,

ritt er allein in der Nibelungen Land, tötete 12 gewaltige Riesen, bezwang 700 Recken und machte den starken Zwerg Alberich zu seinem dienenden Knechte. Mit nur 12 Recken unternimmt er dann die Fahrt nach Worms an den Hof Gunthers, um zu werben um die Hand der lieblichen Kriemhild. Im Kriege mit dem Sachsenkönige Lüdeger und dem Dänenfürsten Lüdegast wirkt er Wunder der Tapferkeit: beide Könige bringt seine tapfere Hand als Geiseln an den Rhein. Auch in fröhlichem Waffenspiele, bei festlichem Turniere, trägt er stets den ersten Siegespreis davon. Völlig unüberwindlich erscheint er sowohl durch die dem starken Zwerge abgenommene Tarnkappe, durch die gedeckt er an Stelle Gunthers mit der gewaltigen Brunhilde kämpft, als auch durch seine Hornhaut, die er erhalten hat, als er sich in dem Blute des von seiner Hand erschlagenen Lindbrachen badete.

Diese Tapferkeit Siegfrieds verdient um so größere Bewunderung, als er mit derselben die zarteste Bescheidenheit verbindet. Sein Vater Siegmund ist gern bereit, dem starken Sohne die Krone zu übertragen; aber bescheiden weigert sich dieser, schon bei Lebzeiten des Vaters die Herrschaft zu übernehmen. Ein volles Jahr weilt er an Gunthers Hofe, ist aller Liebling, der von allen bewunderte Held, und dennoch wagt er nicht den Wunsch zu äußern, Kriemhilde zu sehen, nach der doch sein ganzes Sinnen und Denken geht. Selbst als er durch die Besiegung des Sachsen- und Dänenkönigs sich um der Burgunden Land große Verdienste erworben, hält er sich bescheiden zurück und verzagt schier, als er endlich die Minnigliche schaut: „Wie dacht' ich je daran, daß ich dich minnen sollte? Das ist ein eitler Wahn." Noch verzweifelt er, zu erwerben, „worauf sein Sinn gestellt", als Gunther ihn auffordert, ihm Helfer zu sein bei der Werbung um die herrliche Brunhilde. Da erst ermannt er sich zu dem Wunsche: „Ich will es tun, versprichst du die Schwester mir zum Lohn, Kriemhild, die schöne, eine Königin hehr: Sonst keines Lohnes begehr' ich nach meinen Arbeiten mehr." Bescheiden erweist Siegfried auch kurz vor seinem Tode dem König Gunther die höfische Zucht: wie sehr ihn auch dürstet, nicht eher neigt er sich zum Brunnen nieder, bis König Gunther einen Labetrunk genommen hat.

So gewinnt der tapfere und dennoch so bescheidene Held unsere volle Zuneigung; dieselbe steigert sich noch, wenn wir seiner zarten, innigen Liebe gedenken, mit der er um Kriemhild geworben hat und mit der er sie als seine Gattin umfaßt. Er liebt sie schon nach der Schilderung ihrer Schönheit und ihrer Tugenden, ehe er sie einmal gesehen hat; so oft ihn auch der Gedanke treibt, nach Niederland heimzukehren, immer hält die Hoffnung ihn zurück, die holde Maid endlich zu sehen und vielleicht für sich zu gewinnen. Als sie aber

ihm erſcheint, „wie der lichte Vollmond vor den Sternen ſchwebt", da wird er „vor Gedanken oft bleich und oft wieder rot". Höchſte Freude wird ihm zu teil, als er die ſo zärtlich Geliebte ſchließlich umarmen und ſich ihr ganz „zu Dienſten bieten kann". Dem Bräutigam gleich iſt der Gatte: ſeine Liebe erfüllt und begeiſtert ihn: ſeine Gattin bleibt ihm ſeine „liebe Traute", in deren Glück allein er ſein eigenes Glück findet. Als er ahnungslos zum letztenmal von ihr ſcheidet, küßt er ſie auf den Mund und ſpricht: „Gott laſſe mich dich, Liebe, noch wiederſehn geſund und deine Augen mich auch." Auch im herben Todesſchmerze iſt ſein letzter Gedanke der trauten Gattin gewidmet: „Mich dauert nichts auf Erden, als Frau Kriemhild, mein Weib." „Laßt befohlen ſein doch auf Eure Gnade Euch die liebe Traute mein. Bei aller Fürſten Tugend helft ihr zu jeder Friſt: Nie iſt an liebem Freunde einem Weib ſo leid geſchehn."

Ein ſo tapferer, beſcheidener und mit ſo inniger Liebe die Gattin umfaſſender Held wird auch — daran können wir von vornherein nicht zweifeln — hochherzigen Edelmut beſitzen. Und in der Tat zeugt ſein ganzes Weſen von Milde und Freigebigkeit gegen ſeine Mannen, von hingebender Aufopferung für ſeine Freunde, von großmütiger Verzeihung der Schuld, die ſein Feind, der grimme Hagen, und Gunther durch den Meuchelmord auf ſich geladen haben. Seine Mannen führen lichte Panzer und tragen herrliches Gewand, er ſchenkt ihnen von ſeinen reichen Schätzen gern und freudig. Mit den befreundeten Burgunden zieht er willig in das Land ihrer Feinde und beſteht ſiegreich manch harten Kampf mit denſelben. Ja, ſeine königliche Würde aufgebend, nennt er, um ſeinem Freunde Gunther im Kampfe mit der gewaltigen Brunhild beizuſtehen, ſich einen Dienſtmann desſelben und findet bei ſeiner Hingebung und Aufopferung in dieſer ſcheinbaren Erniedrigung für ſich keine Unehre. „Denn der iſt mein Lehnsherr; der Ehre Siegfried wohl enträt." Edelmütig erkennt er auch anderen gleich hohen Sinn zu. So gibt er den Rat, die gefangenen Könige ohne Löſegeld in ihr Land zu entlaſſen gegen das Verſprechen, daß ſie ſich in Zukunft ruhig verhalten wollen. Auch in der qualvollen Todesſtunde leuchtet ſein Edelmut und ſeine Hochherzigkeit hervor; nicht ſchimpft und ſchmäht er ſeine Feinde, nur klagend fällt ſein Wort von der zuckenden Lippe: „Ich erhielt Euch unbeſcholten in großer Angſt und Not; Ihr habt mir ſchlimm vergolten, daß ich ſo wohl es Euch bot." „Mein mordlicher Tod mag Euch noch gereuen in der Zukunft Tagen: Glaubt mir in rechten Treuen, daß Ihr Euch ſelber habt erſchlagen." Dem Schwager Gunther, den er, trotzdem derſelbe den Mord genehmigt hat, einen edlen König nennt, empfiehlt er vertrauensvoll die liebe, treue Gattin.

Mit diesem hochherzigen Edelmute paart sich trefflich seine unbefangene Arglosigkeit. Nachdem er abgeschworen hat, jemals unziemlich über Brunhild gesprochen zu haben, hält er den Zank der beiden Frauen für abgetan. Nicht ahnt er Böses, als die Gefolgmannschaft, statt zum Kriege, zu dem sie aufgeboten war, zu einer großen Jagd in den Odenwald geladen wird. Auch die Angst seiner Gattin, daß ihm schnöder Verrat drohen könne, kann ihn aus seiner Arglosigkeit nicht aufwecken; unbefangen äußert er: „Liebe Traute, ich kehr' in kurzer Zeit; ich weiß nicht, daß hier jemand mir Haß trüg' oder Neid. Alle deine Freunde sind insgemein mir hold: Auch verdient' ich von den Degen wohl nicht anderlei Sold." Ebenso unbefangen geht er auf den arglistigen Plan Hagens ein, die beiderseitige Kraft im Wettlaufe zu erproben. Mit tiefer Wehmut sehen wir daher den großen Helden infolge des verräterischen Meuchelmords Hagens niedersinken, nachdem wir ihn noch kurz vorher bewundert haben in der ergötzlichen Scene mit dem gefangenen Bären, die noch einmal den Helden in seiner ganzen Kraft und Gewandtheit uns gezeigt hat.

So erscheint uns Siegfried als das Ideal eines deutschen Helden, welcher durch die einzige menschliche Schwäche, daß er seiner Gattin, vor der er nichts geheim hält, seine Mitwirkung bei der Überwältigung Brunhildens mitteilt und ihr den Ring und Gürtel derselben schenkt, nicht allein nicht geschwächt, sondern vielmehr noch gehoben wird. Verstehen können wir daher auch die unendliche Klage Kriemhildens um den ihr geraubten so teuren Gemahl, ja wir sind fast geneigt, ihr zu verzeihen, daß sie den unvergleichlichen, so innig geliebten Helden an seinen Mördern so furchtbar rächt; war er doch der herrlichste von allen, dessen Bild in ihr niemals verdunkelt werden kann, dessen Gestalt auch heute noch dem deutschen Volksepos zur höchsten Zierde gereicht.

J. Hense.

29. Hagen von Tronje in den „Nibelungen".

In dem „Nibelungenliede" finden wir einen Charakter, welcher Eigenschaften in sich vereinigt, die in anderen nur einzeln hervortreten und unter sich durchaus unverträglich scheinen. Es ist Hagen, der Nibelungen Trost, der Mörder Siegfrieds, der getreueste zugleich und der ungetreueste Mann; der getreueste, stets wachsame für die Macht und Ehre des Königshauses, dem er als Verwandter und Dienstmann verbunden ist, aber aus eben dieser Treue der ungetreueste gegen jeden, der dieses Haus verdunkeln oder gefährden möchte. Gegen solche entladet er ganz die finstere, feindselige Gewalt seines Wesen, all seinen

Hohn und seine Härte, mit einem Worte, den Grimm, wovon er den Beinamen hat. Mit sicherer Hand, in wunderbaren und doch folgerechten Gegensätzen, ist diese Doppelnatur durch die Verwicklungen des Nibelungenliedes hindurchgeführt.

Hagen von Tronje, Adrians Sohn, wird im Eingange des Liedes zuerst unter den Recken genannt, die den Stolz und die Kraft des burgundischen Hofes ausmachen. Sein Aussehen wird gelegentlich geschildert: er ist grauenhaft (griulich) und doch von schönem Leibe, wohlgewachsen, mit breiter Brust und langen Beinen, halbgreisem Haare, aber herrlichem Gange; seine jähen schrecklichen Blicke verraten die grimme Sinnesart; rabenschwarz, von Edelsteinen funkelnd sein Gewand. In früher Jugend war er als Geisel seines Königshauses bei Etzel. Ihm sind die fremden Reiche kund. Darum, als Siegfried selbzwölft zu Worms auf den Hof geritten kommt, sendet Gunther nach Hagen, um zu erfahren, wer diese Gäste seien. Hagen geht an ein Fenster und wirft einen Blick auf sie. Obschon er Siegfrieden nie gesehen hat, erkennt er ihn doch und erzählt von seinem Drachenkampfe und der Erwerbung des unermeßlichen Hortes und rät, den jungen Helden wohl zu empfangen, damit man sich ihn verbinde. Doch als nun Siegfried übermütig hervortritt und Gunthern zum Zweikampf um Land und Krone herausfordert, als die Burgunden zornig dastehen und Ortwin nach Schwertern ruft, da schweigt Hagen lange, zum Befremden des Königs; zuletzt spricht er: „Das sollt' er unterlassen haben; meine Herren haben ihm nicht solches zu leide getan." Zwar wird dieser erste Zusammenstoß beschwichtigt, aber schon bemerken wir in Hagens dunkler Seele den Unwillen über die Anmaßung des Fremden, die Berechnung, ihn zu benützen, aber auch die Ahnung, daß solcher Anfang zum Bösen führe. Auf Hagens Rat bittet Gunther den Gast, für ihn die Sachsen zu bekämpfen und nachher auf der gefährlichen Brautfahrt nach Island ihn zu begleiten. Hagen selbst entzieht sich keiner dieser Unternehmungen. Als Brunhild, durch Siegfrieds Hilfe besiegt, Gunthern ihre Gewalt einräumt, da freut sich dessen der kühne Hagen. Die Botschaft nach Worms, wohin er vorausgesandt werden soll, lehnt er ab und schiebt sie auf Siegfried, der um Kriemhilds willen gebeten wird. Nachdem diese dem jungen Helden zum Lohne seiner Dienste vermählt ist, heißen ihre Brüder sie tausend Recken auswählen, die ihr als Heimgesinde in Siegfrieds Reich folgen sollen. Sie sendet alsbald nach Hagen, aber zürnend erwidert dieser: „Uns mag Gunther niemand auf der Welt geben; ihr kennt doch wohl der Tronjer Sitte, wir müssen bei den Königen hier zu Hofe bleiben; denen wir bisher gefolgt, sollen wir ferner dienen." Die Boten, welche nachher ausgeschickt werden, um Siegfried und

Kriemhilden nach Worms zum Feſte zu laden, kommen reich beſchenkt zurück und weiſen die empfangenen Gaben, Gold und Kleider, vor. „Er mag leicht geben," ſpricht der Hagen, „er könnt' es nicht verſchwenden, und lebt' er ewig; den Hort der Nibelungen hält ſeine Hand verſchloſſen; möcht' der noch einſt in der Burgunden Land kommen!" Bei dem Feſte bricht der Zank der Königinnen aus. Von Kriemhilden hat Hagen ſich losgeſagt, als ſie den Hof ihrer Brüder verlaſſen hat; Brunhilden, der Frau ſeines Königs, iſt nun ſein Dienſt gewidmet. Zu ihr geht er und fragt die Weinende, was ihr ſei. Er gelobt ihr, daß Siegfried ihren Kummer entgelten ſolle, und ſetzt dafür ſein eigenes Leben ein. Den Männern hält er den Schimpf vor, den Siegfrieds Reden über das Königshaus gebracht, und rät fortan zu Siegfrieds Tod. Wie er Kriemhilden das Geheimnis von deſſen Verwundbarkeit ablockt und die verräteriſche Jagd anſtellt, wie er den Wein vergißt und den Wettlauf nach der Quelle veranlaßt, wie er den Waffenloſen hinterrücks durchbohrt und vor dem Todwunden die Flucht ergreift, darin zeigt er die volle Meiſterſchaft der Untreue. „All unſer Leid und unſere Sorge," ruft er über dem Sterbenden, „hat nun ein Ende; wir finden keinen mehr, der uns beſtehen dürfte; wohl mir, daß ich ſeine Herrſchaft abgetan!" Er raſtet auch nicht, bis der Nibelungenhort nach Worms gebracht und die Schlüſſel Kriemhilden entriſſen ſind. „Laßt mich den Schuldigen ſein!" ſagt er zu dem zögernden Gunther. Er verſenkt auch den Hort im Rheine, da jetzt noch kein ruhiger Genuß desſelben möglich iſt. Er allein widerrät die Vermählung der Witwe an Etzel; auch der Fahrt zu den Hunnen widerſetzt er ſich, bis Gernot und Geiſelher ihn, der ſchuldbewußt den Tod fürchte, daheim bleiben heißen. Da zürnt er und duldet nicht, daß ſie ohne ihn fahren. Rumold hält ihnen vor, daß Hagen ſie noch nie verraten habe. Hagen reitet nun der Schar zu vorderſt, den Nibelungen „ein helfelicher Troſt". Die Meerfrauen weisſagen ihm, daß keiner zurückkommen werde außer dem Kapellan, und nachdem er, ungläubig erſt, an dieſem bei der Überfahrt über den Strom die Probe gemacht, ſchlägt er das Schiff zu Stücken, verkündigt die verſagte Wiederkehr und heißt die Helden ſich waffnen. Auf dem Zuge durch Bayern übernimmt er die Nachhut und ſchlägt Gelfrats nächtlichen Anfall ab. Seinen lieben Herrn heißt er den Kampf verſchweigen, damit ſie ohne Sorge bleiben, bis die aufgehende Sonne die blutigen Waffen zeigt. „Wie konnt' ein Held ſeiner Freunde beſſer hüten!" Ihn ſchreckt nicht die Warnung des Grenzwächters Eckewart. „Mög' uns Gott behüten," erwidert er, „wir ſorgen um nichts als um die Herberge für dieſe Nacht." Für Geiſelher wirbt er um des gaſtlichen Rüdigers Tochter, die ihm mit Furcht den

Willkommkuß gegeben hat. „Sie iſt ſo hoher Blutsfreunde," ſagt er, „daß wir ihr gerne dienten, ich und meine Mannen, ginge ſie unter Krone bei den Burgunden." Geiſelher, der jüngſte, edelſte und tapferſte unter den Brüdern, iſt durchaus Hagens Liebling, der in ihm die Blüte des Königsſtammes erkennt; darum wohl ſucht er ihm in dem fremden Lande die Freundſchaft und den Schutz des trefflichen Rüdiger zu verſchaffen. Die Wilkinenſage hat den Zug aufbehalten, daß Hagen in der letzten Not für Geiſelhern um Frieden bittet, weil dieſer unſchuldig an Siegfried ſei, dem er, Hagen, allein die Todeswunde gegeben habe. Auch in unſerm Liede iſt Geiſelher vom Anteil am Morde rein erhalten und darum allein in Kriemhildens Gunſt geblieben. Je näher die Gefahr hereindroht, um ſo freier und unerſchrockener blickt Hagen ihr ins Auge. Mit trotzigem Hohne erwidert er Kriemhildens feindlichen Empfang. Als ſie nach dem Horte fragt, antwortet er, an ſeinen Waffen habe er zu tragen genug gehabt. Als ſie den Gäſten die Waffen abnehmen will, erwidert er, das habe ihn ſein Vater nicht gelehrt, daß eine Königin ſeinen Schild trage, er wolle ſelbſt Kämmerer ſein. Endlich, als er mit Volkern vor dem Hauſe ſitzt, Kriemhildens Saale gegenüber; als ſie mit gewaffneter Macht herankommt, er aber nicht vor ihr aufſteht und über ſeinen Knien das Schwert mit dem grasgrünen Jaſpis ſpielen läßt, das einſt Siegfrieds war; als ſie dann fragt, wer nach ihm geſandt habe, und er antwortet, man habe die geladen, die ſeine Herren heißen, als ſie zuletzt, um ihn vor den Ihrigen zu überweiſen, ihm den Mord an Siegfried vorwirft, da ſpricht er laut und offen: „Was ſoll das mehr? Ich bin's, Hagen, der Siegfrieden ſchlug; ſehr entgalt er, daß Kriemhilde Brunhilden ſchalt, ich bin all des Schadens ſchuld, räch' es nun, wer wolle, Weib oder Mann!" Sein Abſehen iſt fortan nur darauf gerichtet, nicht wehrlos und ungerächt unterzugehen. Gleich als Kriemhilde Geiſelhern allein begrüßte, band Hagen ſich den Helm feſter; in der Nacht vor dem Feſte hält er mit Volkern vor dem Saale, wo die Burgunden ſchlafen, getreulich Schildwache, und ſchon der Glanz ihrer Waffen ſcheucht die Hunnen zurück. Am Morgen, als die Helden ſich zum Kirchgange ſchmücken wollen, heißt er ſie ſtatt der Roſen die Waffen zur Hand nehmen, ſtatt der geſteinten Kränze die lichten Helme, ſtatt der Seidenhemden die Halsberge, ſtatt der reichen Mäntel die weiten Schilde. „Geht nur zur Kirche, klaget Gott eure Not! Denn wiſſet, daß der Tod uns naht!" Noch verhält er ſeinen Grimm, bis Dankwart beim Mahle blutig unter die Tür tritt und den Tod der Knechte verkündet; da gibt er die Loſung des unverſöhnbaren Kampfes, indem er Etzels jungem Sohne das Haupt abſchlägt, daß es der Königin in den Schoß ſpringt. Den Schild

auf den Rücken geworfen, tobt er mit Schwerthieben durch den Saal. Todestrunken, kennt er keinen Rückhalt mehr. Im brennenden Saale heißt er die Dürstenden Blut trinken. „Das ist bei solcher Hitze besser denn Wein." Von Dietrich überwältigt und vor Kriemhilden geführt, weigert er sich, ihr den versenkten Hort anzuzeigen, und als sie ihm Gunthers abgeschlagenes Haupt vorhält, spricht er: „Nun ist ergangen, wie ich mir gedacht; den Schatz weiß nun niemand denn Gott und ich; der soll dir, Teufelin, ewig verhohlen sein." Da gibt sie ihm mit Siegfrieds Schwerte den Todesstreich.

So erscheint Hagen zwar schlau und hinterlistig, geizig auf den Hort, den er jedem Fremden mißgönnt, zaghaft im Augenblicke des vollbrachten Meuchelmordes. Argwöhnisch und behutsam überall, sucht er besonders die rächenden Folgen jener Freveltat durch Vorsicht abzuwenden. Als aber seine Könige, für die er solche verübt, seinen Rat nicht achtend, dem Verderben entgegengehen, nimmt er seine Schuld auf sich und folgt ihnen. Er hört die Weissagung des Todes, erprobt sie und zerschlägt die Brücke zur Rückkehr. Da erst ist sein Heldengeist entbunden; er steht dem Schicksale, das er heraufbeschworen, trägt mit Riesenkraft den brechenden Bau und stürzt, der letzte, unter den Trümmern. L. Uhland.

30. Rüdiger von Bechlaren in den „Nibelungen".

Mit vollstem Rechte wird der Markgraf Rüdiger im Nibelungenliede der milde, der gute, der edle, der getreue genannt. In seiner Gestalt vollzieht sich die Verbindung des friedlichen Dienstes mit dem kriegerischen, der Häuslichkeit mit dem Heldentume.

Aus seiner Heimat vertrieben, von Etzeln wohl aufgenommen und ansehnlich belehnt, widmet er seine Dienste zunächst der Königin Helke als Vollzieher ihrer wohlwollenden Absichten, als Schatzmeister ihrer Mildtätigkeit. Den heimatlosen Dietrich und dessen Gefährten bewillkommt er freudig im Hunnenreiche, schafft ihnen Pferde, Gold und Kleider, und zwar heimlich, damit niemand ihrer Armut inne werde. Er führt sie zu der Königin, wo sie unter seiner Obsorge herrlich bewirtet und ausgestattet werden. So wird der Empfang bei Etzeln vorbereitet, der ihnen auf Helkes Fürsprache seine Hilfe zusichert. Der Markgraf führt selbst das hunnische Kriegsheer gegen Ermenrich. Als auf diesen Zügen die zwei Söhne Etzels umgekommen sind, ist er der Vermittler zwischen Dietrich und den gekränkten Eltern. Wie er selbst sich jedes Gastes freut, ist er auch überall gern gesehen und darum geschickt zu Botschaften, zumal an Frauen, denen er sich durch seine freundliche Sitte empfiehlt. Nach dem Tode seiner Ge-

bieterin Helke wirbt er als Etzels Bote um Kriemhilden. Dieſe läßt ſich erſt erbitten, nachdem er auch ihr mit allen ſeinen Mannen zu dienen, und was ihr Leides geſchähe, zu rächen beſchworen hat. Die volle Freundlichkeit ſeines Weſens zeigt ſich in ſeinem eigenen gaſtlichen Hauſe zu Bechlaren, als er die Burgunden auf der Hunnenfahrt beherbergt. Hier iſt alles heiter, „wonniglich", heimatlich, aufgetan iſt die Burg, offen ſtehen die Fenſter an den Mauern, an der Hand werden die Gäſte in den ſchönen, geräumigen Bau geführt, wo die Donau untenhin fließt. Wie das Haus, ſo die Bewohner: er, der beſte Wirt, der irgend an der Straße wohnt; dann ſeine liebe Hausfrau und die ſchöne Tochter, deren Kuß die Helden begrüßt. Am wohlbeſetzten Tiſche, beim guten Weine geht allen das Herz auf. Wie ſehr ſie ſich wehren, müſſen ſie doch bleiben bis zum vierten Morgen, und zum Abſchied werden ſie aufs reichlichſte beſchenkt. Jeder empfängt eine herrliche Gabe, Waffenkleid, Schwert, Schild, Goldringe; die herrlichſte der Jüngling Geiſelher, dem der milde Wirt ſeine ſchöne Tochter verlobt. Er geleitet dann die Gäſte an Etzels Hof, wo ihm der herzzerreißende Kampf bevorſteht zwiſchen den Pflichten dieſer innigen Gaſtfreundſchaft und dem Eide, womit er ſich Kriemhilden verpflichtet hat. Er ſoll die verderben, die er in ſein Haus geladen, denen er Speiſe und Trank ſamt all ſeiner Gabe geboten. Welches er läßt und welches er beginnt, ſo hat er übel getan. Er heißt Etzeln wiedernehmen, was er von dieſem empfangen, Land und Burgen; Weib und Tochter an der Hand, will er zu Fuß ins Elend gehen; aber nicht erläßt man ihn ſeines Schwures. Da gibt er Seel' und Leib an die Wage, daß die Rächerin Kriemhild ſelbſt darob weinen muß. Seinen Freunden kündet er Dienſt und Gruß auf, obſchon ſie ihn an die Gaſtgeſchenke mahnen. Wollte Gott, jene wären daheim am Rheine und er ſelbſt mit Ehren tot! Noch gibt er ſeine letzte Gabe; an Hagen, dem der Schild vor der Hand zerhauen iſt, verſchenkt er den ſeinigen. Wie grimm und hartgemut Hagen iſt, doch erbarmt ihn das; er und ſein Geſelle Volker geloben, Rüdigern nimmer im Streit zu berühren. Als nun der Markgraf ſich aufgerafft und in die Schar der Burgunden gedrungen, trifft er fechtend auf Gernot; einer fällt von des andern Schlage, Rüdiger von dem Schwerte, das er ſelbſt dem Gegner gegeben. Nie ward ſo reiche Gabe ſchlimmer gelohnt. Von ungeheurem Jammer erſchallt Haus und Turm, zergangen iſt alle Freude in Hunnenland. Den grimmigen Amelungen rinnen Tränen über die Bärte, ein Vater iſt ihnen erſchlagen; „ſäh ich heute meinen Vater tot, mir würde nimmer leider", ruft Wolfwin aus; ſie erheben um ſeine Leiche den Kampf, in dem ſie untergehen.

Mit ſichtlicher Liebe verweilen die Lieder bei Rüdigers Charakter. Mit den innigſten Worten, in blühendem Bilde wird ſeine Milde, ſeine Güte geprieſen. Er iſt ein Troſt der Elenden, ein Vater aller Tugenden; ſein Herz trägt Tugenden, wie der ſüße Mai Gras und Blumen trägt. „Wie Rüdiger erſchlagen ward", iſt eine der ausgeführteſten Aventiuren, die rührendſte Darſtellung im Nibelungenliede. Hier erſcheint nicht bloß äußerer Kampf, wo Trotz gegen Trotz, Kraft gegen Kraft anringt. Die mildeſten Tugenden ſelbſt, die Gaſtfreundſchaft, die Dienſttreue, ſind unter ſich in den ſchmerzlichſten Widerſtreit geraten, und das Herz, das ſie ausgeboren, muß in der unauflösbaren Verwicklung brechen. Es gilt nicht Leib und Leben allein; daß er die Seele verliere, hat er auch das geſchworen? Er ruft zu Gott, der ihm das Leben gab, ihn recht zu weiſen. Brot und Wein, Gold und Tochter, Schwert und Schild, alles hat er gern gegeben, das Leben ſelbſt gäb' er willig hin; aber auch die Ehre, die Treue, die eigene Seele noch ſoll er hinopfern. Seine Dienſtwilligkeit iſt ihm zum Fluche geworden, die Gabe ſeiner Gaſtfreiheit ſelbſt gibt ihm den Todesſtoß. Dieſe Empörung von Pflicht gegen Pflicht, von Tugend gegen Tugend, dieſe Zerſpaltung des edelſten Herzens iſt der tiefſte Schnitt des furchtbaren Geſchickes, das in dem Liede waltet. Keiner der Helden verſinkt ſo jammervoll in den allgemeinen Untergang als eben dieſer, der beſtgeſinnte. L. Uhland.

31. Wate.

(Eine Charakteriſtik nach dem Gudrunliede.)

Wer den Wert eines Epos lediglich nach der Größe der Handlung, nach dem Grade, in welchem die vorgeführten Leidenſchaften und Schickſale der Helden unſer Inneres zu erſchüttern vermögen, beſtimmt, wird unter den deutſchen Heldengedichten dem Nibelungenliede die Palme zuerkennen. Der dämoniſchen Leidenſchaft eines Hagen, welche durch die ihr zu Grunde liegende Treue eine ſittliche Färbung erhält, der lange aufgeſparten und endlich rückſichtslos durchgeführten Rache der minniglichen Maid, die nun zur Teufelin geworden iſt, dem blutigen, von düſterer Flammen Schein beleuchteten Kampf eines Heldengeſchlechts, das, tapfer und treu bis zum letzten Atemzug, in dunkle Nacht verſinkt, dem Weinen und Klagen Dietrichs und Etzels ohne Troſt und ohne Hoffnung läßt ſich nichts anderes an die Seite ſtellen. Wer dagegen nach einer feinen, bis in alle Einzelheiten konſequent durchgeführten Charakteriſtik der Perſonen fragt, wird das Gudrunlied bald liebgewinnen und nach eingehendem Studium bewundern. Die Geſtaltungskraft des Dichters dieſes Liedes iſt geradezu

erstaunlich. Nicht nur die Hauptpersonen gewinnen bei der Lektüre in unserer Phantasie individuelles Leben, sondern auch die Nebenpersonen sind mit Sorgfalt gezeichnet und ziehen den Leser unwiderstehlich an. Weit entfernt von aller schablonenhaften Bildung machen sie den Eindruck des Geheimnisvollen, welchen alles wirkliche Leben erweckt, und erscheinen dann wieder durch eine Seite ihres Wesens, die so verständlich und vertraulich ist, wie alte Bekannte. Vornehmlich ist es unter den Nebenpersonen der alte Wate, den der Dichter mit besonderer Vorliebe behandelt hat. Es mag daher eine Charakteristik dieses Helden versucht werden. Sollte uns diese gelingen, so wird sie uns die schöpferische Phantasie des Dichters dankbar bewundern lassen.

Wate ist von seinem Herrn nach Irland gesandt, um die Tochter des wilden Hagen, die schöne Hilde, zu gewinnen. Aber Hagen tötet jeden Freier seiner Tochter. So hat Wate denn zur List seine Zuflucht genommen: in der Maske eines harmlosen Kaufmanns hält er unter des Königs Geleit mit Frute seinen Kram feil. Alles muß ihm daran liegen, eine Entdeckung zu vermeiden: sie kann ihm den Tod bringen. Da läßt Hagen seinen Gästen zu Ehren Waffenspiele aufführen. Wates Auge folgt jeder Bewegung der Kämpfenden: wo er Streit sieht, kann er nicht den Gleichgültigen spielen. So veranlaßt er selbst Hagen zu der verfänglichen Frage, ob solche Kämpfe ihm etwas Neues seien. Einen Augenblick spielt ein verächtliches Lächeln um des Alten Mund, dann aber erklärt er, scheinbar mit gutmütiger Offenheit, er habe dergleichen noch nie gesehen. „Doch will ich gerne," fügte er hinzu, „solches Fechten lernen." Hagen selbst nimmt den Alten, an dem er ein eigentümliches Wohlgefallen findet, in die Lehre. Und siehe da, der Schüler ist über Erwarten anstellig. In kurzer Zeit hat er Hagens vier Schläge begriffen, so daß der Lehrmeister alle Kraft anwenden muß, um in dem Kampfspiel noch einigermaßen mit Ehren zu bestehen.

Hier zeigt sich der Alte in seiner ganzen Liebenswürdigkeit. Kampf ist sein Leben, und wo Waffen geschwungen werden, da muß er dabei sein. Aber jetzt soll er den unschuldigen Krämer spielen, der mit der Elle hantiert und nur im Falle der Not einmal zu den Waffen greift. Wie schlecht gelingt ihm das! Fast will er sich durch sein schelmisches Lachen verraten, als ihm noch zu guter Stunde die Rolle einfällt, welche ihm übertragen ist. Er stellt sich unerfahren im Waffenhandwerk. Aber kaum fühlt er das Schwert in der Hand, so kann er den kühnen Arm nicht mehr meistern. Ein Glück für ihn, daß der wilde Hagen in seiner Freude an dem Alten nicht allzu tief über die Gelehrigkeit seines Schülers nachdenkt! Was muß das doch für ein Held sein, der, von Gefahren umringt, so gemütlich und harmlos scherzen kann!

Die Burg der Normannen ist erstürmt. Ein ungeheurer Frevel, der Raub einer Königstochter, findet die verdiente Vergeltung. Wate hat vernommen, daß man die Tochter seiner Herrin wie eine geringe Magd hat waschen lassen, um sie zu einem Ehebündnis zu zwingen, das sie niemals eingehen kann. Jetzt kennt des Alten Zorn keine Grenzen mehr. Mit fletschenden Zähnen, mit funkelnden Augen, mit ellenbreitem Barte, so tobt er durch die Gemächer: eine sucht er, die seine Herrin so teuflisch gequält hat, er will dafür sorgen, daß Gudrun ihr niemals wieder Kleider wäscht. Und er weiß sie zu finden: er packt sie und macht ihr vor dem Saale den Garaus.

Es ist der Zorn einer edlen, aber derben Natur, der den Alten hier beseelt. Die gemeine Gesinnung einer Gerlind ist seinem graden Gemüte unverständlich, er kennt für dieselbe keinen Maßstab, sie hat überhaupt keine Existenzberechtigung — so ist es das beste, daß man mit der, welche jene Gesinnung bewiesen hat, kurzen Prozeß macht, mag sie auch nur ein schwaches Weib sein.

In diesen beiden Bildern am Anfang und am Ende des Gedichtes enthüllen sich die Gegensätze, welche dieser Charakter in sich begreift. Dort sehen wir Wates unverwüstliche Laune, die ihm auch in gefahrvoller Lage nicht abhanden kommt — aber doch lugt die ungebändigte Kraft hier und da aus der gutmütigen Harmlosigkeit hervor; hier kennt sein Zorn keine Grenzen, und dieser braust daher wie das rächende Schicksal selber.

Ein Gefühl unbezwingbarer Kraft scheint den Grundzug in dem Wesen des Helden zu bilden. Darauf deutet schon sein Äußeres: trotz des ergrauten Haares atmet die untersetzte Gestalt mit den muskulösen Gliedern Feuer und Leben. Das blaue Auge blickt offen und treu, doch macht die buschige Braue, welche es beschattet, den Eindruck der Unnahbarkeit. Der gewaltige Bart, der auf die Brust herabfällt, läßt ahnen, welch furchtbarer Gegner der Held im Kampfe ist. In den durch Runzeln scharf markierten Zügen prägt sich ein unbeugsamer Wille aus.

Daß er über eine unerschöpfliche Fülle von Kraft verfügt, weiß der Held. So braucht er seine Kraft nicht zu sparen: wenn er auch munter dreinhaut, wird sein Arm im kritischen Augenblick doch nicht erlahmen. Daraus erklärt sich sein kühnes Selbstvertrauen, das keine Furcht, kaum eine Gefahr kennt. Während des Kampfes kann ihm wohl die Besonnenheit, soweit sie nicht lediglich auf die Technik des Fechtens sich erstreckt, abhandenkommen: seine Kampfesweise macht durchaus den Eindruck des Unbändigen. Hat er sich einmal mit einem Gegner eingelassen, so ist es ihm Selbstzweck des Streites, zu erfahren, welcher der Stärkere ist. Nichts kann ihm daher verhaßter sein als ein Abbrechen des Kampfes vor der Entscheidung.

Das Gefühl der Überlegenheit gibt seinem Wesen im Kreis

von Freunden und Frauen einen gewiſſen gutmütigen Zug, und ſo iſt der bärbeißige Held in der fröhlichen Geſellſchaft wohl gelitten. Die Kehrſeite dieſer Gutmütigkeit iſt aber ein lodernder Zorn, der ſchon auf kleinen Anlaß entbrennen kann, auf freundliche Zuſprache zwar bald verraucht, aber dem Feind gegenüber keine Grenzen kennt.

Daß Wate nicht ohne Gemüt iſt, zeigt ſein Humor, der ſich jedoch in ziemlich derben Formen bewegt und dem Feind gegenüber zu bitterem Sarkasmus wird. Von zarteren Gefühlen ſcheint er nichts zu halten. Wir hören ihn bei ſchmerzlichen Verluſten nicht klagen; ein herzliches Lachen kennt er ebenſowenig wie den ſüßen Troſt der Tränen. Was einmal geſchehen iſt und ſich nicht ändern läßt, nimmt er hin, ohne einen Blick in ſein Empfinden dabei tun zu laſſen.

Der alte Held iſt eine durch und durch praktiſche Natur. Verwickelte Pläne zu ſchmieden iſt nicht ſeine Art; dagegen zeigt ihm ſein klarer Verſtand, was im gegebenen Falle notwendig und nützlich iſt. Zum Herrſcher iſt er ſonach nicht geboren, wohl aber wie geſchaffen zum Dienſtmann, der mit Treue und Umſicht eine einzelne Angelegenheit ſeines Herrn in die Hand nimmt und durchführt.

Dieſe Treue gegen ſeine Herrſchaft hebt und adelt ſein ganzes Weſen. Er dient nicht, weil er muß, ſondern weil innige Ergebenheit ihn an ſein Fürſtenhaus feſſelt. Seines Herrn Ruhm iſt ſein Ruhm, ſeines Herrn Ehre ſeine Ehre, ſeines Herrn Schmach ſeine Schmach. Damit ſein Herr eine würdige Gattin erhalte, wagt er willig Leib und Leben; die Erniedrigung, welche der Tochter ſeines Herrn widerfahren iſt, fühlt er als eigene Demütigung.

Kein Wunder iſt es, daß Hettel den Wert eines ſolchen Mannes voll und ganz erkennt, daß er ihm zutraut, was ſonſt keiner vermag, daß er zuverſichtlich glaubt, Wate werde alles für ſeinen Herrn unternehmen, was nur irgend möglich iſt, und ſich eher Wunden ſchlagen laſſen als einen Auftrag ſeines Herrn nicht ausführen. Kein Wunder, daß die arme Gudrun im fremden Lande, als ihr der tröſtende Engel erſcheint, vor allem auch nach Wate, dem Alten, fragt. Wenn ſie noch Erlöſung hoffen darf, ſo wird der kühne Recke ſie bringen.

Das iſt Wate, der Alte. Welch eine Geſtalt voll Kraft und Leben! Man wird keinen Zug an ihm entdecken, der nicht durchaus natürlich und notwendig erſchiene. Wie das Meer, auch wenn es friedlich ſchlummert, doch ſtets eine gewiſſe Ehrfurcht erweckt, wenn es aber vom Sturme gepeitſcht brandet, uns mit grauſender Bewunderung erfüllt, ſo iſt Wate ſtets ehrfurchtgebietend, im Zorn furchtbar und ſchrecklich. Aber er iſt nicht eine bloße Naturkraft; ſein Weſen erhält einen ſittlichen Adel durch die Treue, die ihn an ſeinen Herrn und deſſen Familie kettet.

A. Hartert.

32. Tailleſer.

(Nach Uhlands Ballade.)

Uhland gehört zu denjenigen deutſchen Dichtern, die ſich an dem Borne des Volksliedes erfriſcht haben und deren Geſänge darum klingen und zu Herzen dringen wie jene Liedlein, die im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert ſo kräftig in den Gauen unſeres Vaterlandes erſchollen. Man ſpricht von einem kecken Wurfe des Volksliedes: nebenſächliche Zwiſchenglieder der Handlung werden übergangen, die vorausgeſetzte Situation muß der findige Hörer erraten, die Charaktere werden mit wenigen kräftigen Strichen durch Wort und Tat gezeichnet, Freud und Leid werden mit wenigen einfachen Worten aus dem Herzen heraus und in das Herz hinein geſungen. Dieſen kecken Wurf zeigen nun auch manche Balladen Uhlands. Aber auch kecke, freudige Charaktere liebt das Volk und verherrlicht ſie im Liede. Auch darin folgt Uhland dem Volksgeſange. Wer kennt nicht ſeinen Jung Siegfried, ſeinen Graf Richard ohne Furcht, ſeinen tapfern Schwaben, ſeinen Roland? Einen ſolchen kecken Charakter verherrlicht nun der ſchwäbiſche Sänger in einer Darſtellung, die vielfach an das Volkslied erinnert, auch in ſeinem Tailleſer. Der Mann iſt ein normanniſcher Held, aber durch Uhlands Verdienſt gehört er auch uns Deutſchen.

Keckheit iſt das Weſen dieſes Mannes, Keckheit atmet ſeine Geſtalt vom Scheitel bis zur Zehe, aber eine mannhafte Keckheit. Bekanntlich iſt das Wort keck ein und dasſelbe wie queck, das wir in Queckſilber und erquicken noch gebrauchen, und bedeutet lebendig. Überquellende, überſprudelnde Lebenskraft iſt die Grundlage von Tailleſers keckem Mute, ſein volles, reiches Leben muß ſich äußern und gibt ſeinem ganzen Gebaren etwas Friſches, Freudiges. Fröhliche Tatkraft, ein klares, offenes Auge für die Wirklichkeit, ſchnelles und ſicheres Urteil und ein bewegliches, aber tapferes Gemüt ſind die Grundzüge ſeines Weſens. Da iſt nichts Überhaſtetes und Übereiltes, nichts Berechnendes und Schleichendes, ſondern ein geſundes, kräftiges Leben ſtellt ſich dar. Der kecke Held ſpottet der Schranken, denn ſie können ſein Lebensgefühl nicht hemmen: iſt er Knecht, ſo iſt er ein fröhlicher Knecht; iſt er Ritter, ſo wird er ſelten im Schritt reiten, er wird auf den Feind munter drauſſchlagen. Sorgen und Kümmerniſſe können ihm nichts anhaben; denn er ſitzt an der Quelle des Lebens, in ihm rinnt ein unerſchöpflicher Lebensſtrom. So iſt Tailleſer, und darum gewinnt er alle Herzen.

Aber neben dieſem friſchen, fröhlichen Mut, der natürlich in einem geſunden, ſtattlichen Leibe wohnt, hat ihn die Natur noch mit einer zweiten Gabe beſchenkt, der Gabe des Geſangs. Ihm iſt's ge-

geben, mit ſchöner melodiſcher Stimme ſein reiches Gemütsleben auszuſprechen, das ſüße Ahnen und Hoffen der Liebe nicht minder wie das mächtige Wagen des feurigen Mutes vor heißem, entſcheidendem Kampf. Aber ſelbſtverſtändlich trägt auch ſein Geſang den Charakter lebensfroher Keckheit und zeigt keine Spur von Wehmut, Sentimentalität oder Schwärmerei.

Das ſind die hervorſtechenden Charakterzüge Tailleſers, des Helden und Sängers. Von ihm erzählt nun der Dichter, daß er vom einfachen Leibeigenen bis zum Ritter, Tiſchgenoſſen und Verwandten des Normannenherzogs emporgeſtiegen ſei. Wie wir den Mann kennen, wird uns das kaum noch wundernehmen.

Wenn Tailleſer im Hofe das Rad am Brunnen ſchwingt, wenn er im Saale das Feuer ſchürt und facht, ſo läßt er vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend ſeinen fröhlichen Geſang erſchallen, der des Herzogs Mut erhöht und ſein Herz lachen macht. Er fragt nach Tailleſer und ſpricht ſeine Zufriedenheit mit ihm aus. Als dies dem Leibeigenen hinterbracht wird, äußert er, daß er als freier Ritter dem Herzog noch ganz anders dienen wolle. Das wird wiederum dem Herzog hinterbracht. Bald reitet Tailleſer als Ritter ins Feld und rührt durch ſeine ſtattliche Geſtalt, wie durch ſeinen mächtigen Geſang das Herz der Schweſter des Herzogs, die ihm von ihrem Turme verſtohlen nachſchaut. — Wilhelm landet in England, ihm gegenüber lagern Haralds Scharen. Da bittet ſich Tailleſer zum Lohn für ſeine Dienſte als Knecht und Ritter die Ehre aus, den erſten Schlag auf die Feinde führen zu dürfen. Sein mächtiger Schlachtgeſang und ſein mutiges Dreinſchlagen begeiſtern die Normannen und verſchaffen Wilhelm den Sieg und damit zugleich die Krone von England. Als nun der König mitten auf dem Schlachtfelde lagert und das Mahl hält, muß Tailleſer herbeikommen und ihm aus goldenem Pokal Beſcheid tun; der Sang aber, den er heute geſungen, wird dem König ſein Leben lang in den Ohren klingen.

So erlangt Tailleſer durch ſein keckes Reden und Handeln erſt den Ritterſchlag und verpflichtet dann dauernd ſeinen Herrn; ſein fröhlicher Geſang aber macht Wilhelm auf ihn aufmerkſam, gewinnt ihm das Herz der Königstochter und führt endlich den Sieg der Normannen herbei. Er verdankt alſo ſein Glück ſich ſelbſt, und doch könnte man auch ſagen: es fällt ihm in den Schoß. Der Mann iſt kein Streber, aber er ſpottet der Schranken; und was andere nur durch Erziehung lernen — feſten, männlichen Mut, Geſchick und Takt — iſt bei ihm Naturgabe: durch den Geſang, gleichfalls eine Gabe der Natur, iſt ſein Weſen verklärt. Der Mann iſt durch und durch naiv; ohne Kampf, ſo ſcheint es, ſind ihm auch ſeine ſittlichen

Vorzüge geworden. Und doch beneiden wir ihn nicht, nein, wir achten, lieben und bewundern ihn. Er ist ein echter Held des Volkes.

A. Hartert.

33. Charakteristik des Cid.

(Nach Herders „Cid".)

Don Rodrigo Diaz, Graf von Vivar, von den Mauren Cid (d. h. Herr) genannt, erscheint in der Geschichte als ein roher, habgieriger und grausamer Kriegsheld, welcher bei der Verwirrung, die nach dem Tode Ferdinands des Großen in Spanien eintrat, den Christen wie den Mauren furchtbar wurde. Bald bemächtigte sich jedoch die Sage dieser historischen Gestalt, und wie das Wasser von einem Kiesel, der in den Bach fällt, allmählich alle Kanten und Ecken abschleift, so merzte auch sie alle abstoßenden und unedlen Züge aus dem Charakter des Helden und setzte an ihre Stelle lauter edle und vortreffliche Eigenschaften, so daß der Cid mit der Zeit zu einer volkstümlichen Heldengestalt wurde, in der sich nationale, ritterliche und christliche Tugenden vereinen. Durch Herders treffliche Bearbeitung der Cidromanzen ist dieser herrliche Held auch uns näher gerückt, und viele große, zugleich deutsche Charakterzüge machen ihn auch für uns zu dem Muster eines körperlich und geistig gleich hervorragenden Menschen.

Seine äußere Gestalt ist achtunggebietend und von männlicher Schönheit.

„Mutter, welch ein Ritter!
Einen schönern sah ich nie,"

ruft begeistert die Infantin Donna Uraca, als der Cid im blanken Waffenschmucke, den er von ihr empfangen, im hohen Dome von Coimbra steht, und glücklich preist sie das Bauernmädchen, welches ihn

„ohne Scheu des Vorwurfs
Unanständig niedrer Sitte"

nach Gefallen anschauen und bewundern kann. Sie entbrennt in Liebe zu dem stattlichen Helden, den sie auch dann noch nicht vergessen kann, als er längst vermählt ist und unter Sancho dem Starken sogar als Feind gegen sie auftreten muß. Die Wirkung seiner äußern Erscheinung zeigt sich auch in der Scene mit dem entsprungenen Löwen. Als dieser blutlechzend in den Saal kommt und Flucht und Entsetzen verbreitet, tritt ihm der Cid mit kaltblütiger Kühnheit entgegen, und vor seinen „Flammenblicken" und seiner „Eisenstimme" zieht sich der Gewaltige erschrocken zurück.

Mit dem glänzenden Äußern des Cid steht in vollem Einklange

ſein edles und männliches Innere. Er iſt zunächſt ein Mann der Waffen und des Kampfes, ebenſo unwiderſtehlich als Kriegsheld, wie großmütig als Sieger.

Schon in früher Jugend unternimmt er den Zweikampf mit dem als Helden bewährten Don Gormaz und erlegt den Gegner. Noch nicht zwanzig Jahre alt, bietet er ſeinen Heerbann auf, ſchlägt das weit überlegene Heer der Mauren und nimmt ihre fünf Könige gefangen. Ebenſo rückt er gegen den Grafen Raimund, welcher vom deutſchen Kaiſer geſandt iſt, um den verweigerten Tribut mit Gewalt einzufordern. In Italien erringt er Sieg auf Sieg und bringt die Feinde ſo ſehr ins Gedränge

„Daß in Eile Papſt und Kaiſer,
Beide des Tributs vergeſſend,
Botſchaft ſenden zu Fernando,
Nur den Cid hinwegzuziehen."

Aber obſchon der Held ſeit ſeiner früheſten Jugend im Lärm der Waffen gelebt und mehr Zeit auf blutigen Schlachtfeldern als zu Hauſe zugebracht hat, iſt er doch nicht hart und gefühllos geworden; gegen Arme, Schwache und Beſiegte zeigt er ſtets Milde und Barmherzigkeit. Als er Valencia erobert hat, ſendet er ſeinen Freund Pedro dorthin mit den Worten:

„Pedro, ſo geht zu den Mauren,
Schafft den Leidenden Erquickung
Und dem Totenheer ein Grab.
Sagt den Uberwund'nen allen,
Daß, die Stolzeſten im Kriege,
Wir die Sanfteſten im Frieden,
Menſchlich und großmütig ſei'n."

Ein anderer ſtark ausgeprägter Zug im Charakter des Cid iſt das hohe Ehrgefühl und ſtolze Selbſtbewußtſein, welches er ſogar vor ſeinem Vater und vor dem Könige nicht verleugnet. Als der Vater allen ſeinen Söhnen, um ſie zu prüfen, ſchmachvolle Feſſeln anlegt, iſt der Cid der einzige, welcher nicht in weibiſche Klagen ausbricht, ſondern „mit entflammten Tigeraugen" ausruft:

„Vater, ihr vergeſſet,
Wer Ihr ſeid und wer ich bin.
Hätt' ich nicht aus Euren Händen
Meine Waffenwehr empfangen,
Ahndet' ich mit einem Dolche
Die mir jetzt geboine Schmach."

Vor dem Könige ſteigt er nicht aus eigenem Antriebe vom Pferde, obſchon er ſieht, daß dies von allen anderen geſchieht; denn er huldigt

dem Grundsatze „Männerstolz vor Königsthronen", unbekümmert darum, ob es ihm Nutzen oder Schaden bringt.

Hiermit hängt auch seine rückhaltslose Offenheit und Geradheit gegen jeden, selbst gegen den König, zusammen, durch welche er sich so vorteilhaft vor den feilen Hofschranzen auszeichnet, die ihm in der Seele zuwider sind. An den ungerechten Sancho, der seine Ankunft auf dem Schlachtfelde mit Jubel begrüßt, richtet er das freimütige Wort:

„Euch, o König,
Bringet hier in diesem Felde
Weder Sieg noch Niederlage
Ruhm, Euch schändet dieser Krieg."

Nicht minder ehrlich und offenherzig handelt er, als er den König Alfonso durch einen furchtbaren Eid bekräftigen läßt, daß er am Tode seines unglücklichen Bruders keinen Anteil habe. Obwohl dies im Grunde nur zum Besten des Königs geschieht, kann es dem Cid doch nicht entgehen, daß er durch dies Verfahren den Stolz des Herrschers empfindlich beleidigen und dafür nichts weniger als Dank ernten werde.

Um Dank und Lohn ist es ihm ja nicht zu tun, wenn er dem Könige und dem Vaterlande seine Dienste weiht. Er erfüllt nur seine Pflicht, wie Herz und Gefühl es ihm gebieten, und ist gleichgültig gegen die Folgen. Dem undankbaren und ungerechten Sancho dient er mit derselben Treue und Aufopferung, wie dem edlen und freigebigen Fernando, und mit tiefem und aufrichtigem Schmerze beklagt er Sanchos plötzlichen Tod, obwohl er von ihm wiederholt empfindlich beleidigt und zur Teilnahme an dem ungerechten Bruderkriege, die einen Ritter von so zartem Ehrgefühle, wie den Cid, innerlich empören mußte, gezwungen worden ist. Alle drei Könige wissen auch die treuen Dienste des Cid sehr wohl zu schätzen, wenn auch jeder von ihnen seinem Charakter gemäß seiner Wertschätzung einen verschiedenen Ausdruck verleiht. Fernando liebt und ehrt ihn, Sancho, der sich vor dem geraden und edelmütigen Helden gedrückt und unsicher fühlt, schmeichelt ihm, während Alfonso erst nach der Verbannung ihn richtig beurteilen und schätzen lernt.

Rühmenswert, wie das Verhältnis des Cid zu seinen Königen und Herren, ist auch das Verhältnis zu seiner Familie. Kaum erkennt man den Meister der Schlachten und den Schrecken der Feinde Spaniens wieder, wenn man ihn im Kreise der Seinigen sieht, wenn man hört, wie er für sie besorgt ist und ihnen Lehren und Ermahnungen gibt, welche die reichste Erfahrung und die tiefste Lebensklugheit bekunden. Wie er selbst immer ein arbeitsvolles und anstrengendes Leben führt, so verlangt er auch von seinen Angehörigen Fleiß und Tätigkeit.

„Nie, Ximene, nie ſeid müßig!
Arbeit iſt des Blutes Balſam,
Arbeit iſt der Tugend Quell,“

ſagt er ſeiner Gemahlin beim Abſchiede, als er gegen Valencia ziehen will, und die folgenden Worte, die er an ſie richtet, ſind für ſeinen klugen und praktiſchen Sinn als Gatte und Vater ſo charakteriſtiſch, daß ſie wohl verdienen, hier beſonders angeführt zu werden. Sie lauten:

„Eure reiche Kleidung ſchließet
Ein bis auf mein Wiederkommen,
Nicht, darin mir zu gefallen,
Sondern mir zur Ehre dann.
In Abweſenheit des Mannes
Kleidet einfach ſich die Frau.
Zeigt den Hausgenoſſen Würde;
Euren Frauen ſeid geſprächig,
Gegen Fremde ſeid beſcheiden,
Gegen Euch und Eure Kinder
Unnachgebend ſtreng und feſt!
Keiner Freundin, auch der beſten,
Zeiget einen meiner Briefe,
Wie ich keinem meiner Freunde
Einen Eurer Briefe zeige;
Denn das Band der Ehgenoſſen
Iſt ein zart vertraulich Band;
Nehmet Rat von keinem Manne,
Fragt, was ich Euch raten würde,
Wär' ich da, und folgt dem Rat:
Und in ſchweren Dingen ſchreibet;
Nie verläßt Euch meine Feder,
Wie mein Degen und mein Herz.
Zweiundzwanzig Maravedis
Laſſ' ich Euch zur Tagesausgab',
Haltet Euch danach! Der wahre
Adel ſteht nicht im Erſparen,
Doch auch im Vergeuden nicht.“

Der Cid iſt jedoch nicht bloß das Muſter eines Gatten und Hausvaters inmitten ſeiner Familie, ſondern er iſt auch das Muſter eines weiſen und ernſten Kriegers inmitten ſeiner Waffengenoſſen. Er weiß, daß der Blick des ganzen Heeres auf ihn, den Feldherrn, gerichtet iſt und daß alle durch ſein Beiſpiel geleitet werden. Wie er im Kampfe allen voran ſich in das dichteſte Kampfgewühl ſtürzt und Wunder der Tapferkeit verrichtet, ſo befleißigt er ſich im Lager eines mäßigen und enthaltſamen Lebens. Seine Mahlzeiten nimmt er nicht an prunkender Tafel, ſondern im Kreiſe ſeiner Krieger auf dem Boden des Zeltes. Nie entſchlüpft ſeinen Lippen ein überflüſſiges Wort: was man von ihm hört, iſt faſt nur ein kurzes Befehlswort oder die

Frage nach der Beſorgung ſeines Pferdes, denn ſein edles Roß Babieça, ebenſo wie ſein gutes Schwert, die Tizona, liebt er über alle Maßen, und ſelbſt im Tode erſcheint er mit ihnen vereinigt. Es iſt eine außerordentlich ergreifende Scene, wie der Held ſich von Babieça, dem treuen Schlachtgenoſſen, verabſchiedet, ehe er den letzten Atemzug tut.

Des Cids Tod iſt, da er auf ein Leben voll der treueſten Erfüllung der Pflichten gegen Gott und die Menſchen zurückblicken kann, ruhig und ergeben. Sterbend zeigt er noch einen Charakterzug, der während ſeines geräuſchvollen, tatenreichen Daſeins weniger hervorgetreten iſt, nämlich ſeine tiefe, herzinnige Frömmigkeit, die vom Himmel damit gelohnt wird, daß der heilige Petrus ſelbſt herabſteigt und ihm ſeine baldige Auflöſung verkündet.

Der Cid iſt alſo ein Vorbild jeglicher Menſchentugend; er iſt ein heldenhafter Ritter und ein Ehrenmann, ein pflichttreuer Vaſall und hervorragender Feldherr, ein muſterhafter Gatte und ein frommer Chriſt. Er gehört deshalb zu den Idealgeſtalten, welche die Phantaſie der Völker geſchaffen hat, um ſich darin die beſten Züge ihres eigenen Weſens zu veranſchaulichen, er tritt in eine Reihe mit dem griechiſchen Achilles und dem deutſchen Siegfried.

Schüleraufſatz. — H. Bockerabt.

34. Der Ritter in Schillers „Der Kampf mit dem Drachen".

(Charakteriſtik.)

Der Ritter in Schillers „Kampf mit dem Drachen" beſitzt eine Menge trefflicher Eigenſchaften. Wie ſich von jemand erwarten läßt, der ſich dem Ritterſtande widmet, iſt er ſtark und gewandt. Aus „ſtarker Fauſt" verſendet er den Speer; „tief" ſtößt er dem Drachen das Schwert ins Gekröſe und bohrt es nach „bis ans Heft"; „behend" ſchwingt er ſich vom Roß, und „ſchnell" iſt ſein Schwert entblößt. Zur Körperkraft geſellen ſich bei ihm auch kühner Mut und Tapferkeit. Fünf Ritter, und zwar nicht die ſchlechteſten, ſondern „die Zierden der Religion" waren vorher gefallen, und doch läßt er ſich nicht abſchrecken, das Wagnis zu unternehmen. Während des Kampfes ſieht er ſich von ſeinem feurigen Roſſe, auf deſſen Unterſtützung er gerechnet, verlaſſen; dennoch greift er das Untier ſtehenden Fußes an und läßt nicht nach, bis er ihm den Todesſtoß gegeben hat. Auch ſeine gewaltigen Doggen, die anderen Kampfgenoſſen, wenden ſich anfangs zur Flucht und werden nachher gewiß erſt durch ſeinen unverzagten Mut zu neuer Kampfbegier entflammt. Selbſt der ſtrenge Ordensmeiſter erkennt des Jünglings Mut an:

„Du haſt als Held getan;
Der Mut iſt's, der den Ritter ehret,
Du haſt den kühnen Geiſt bewähret."

und ferner:

„Den Drachen, der dies Land
Verheert, ſchlugſt du mit tapfrer Hand."

Aber nicht nur Mut und Tapferkeit zeigt der Ritter während des Kampfes, ſondern auch Geiſtesgegenwart. Selbſt im Augenblicke der höchſten Gefahr verläßt ſie ihn nicht. Sofort weiß er, was zu tun iſt, als das Roß ihn im Stiche läßt und der Speer machtlos wie ein dünner Stahl vom Schuppenpanzer abprallt. — Die genannten Eigenſchaften würden ihn aber nicht zum Siege geführt haben, hätte ihnen nicht die Klugheit zur Seite geſtanden. Dieſe Zierde unſeres Helden zeigt ſich beſonders in ſeiner Vorbereitung zum Kampfe. Aus gefahrloſem Hinterhalte beobachtet er zuerſt das Ungeheuer, läßt dann ſeine Geſtalt in geſchickter Weiſe nachbilden und gewöhnt nun unverdroſſen ſeine Kampfgenoſſen, das Roß und die Doggen, ſo lange an den Anblick desſelben und an ſeine Weiſe es anzugreifen, bis er glaubt, ſich auf jene verlaſſen zu können. Mit gutem Grunde kann er daher in ſeiner Verteidigungsrede ſagen:

„Nicht unbedachtſam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch Liſt und kluggewandten Sinn
Verſucht' ich's in dem Kampf zu ſiegen."

Neben dieſen ritterlichen Tugenden beſitzt der Ritter aber auch noch echt menſchliche, chriſtliche, durch die unſere Achtung für ihn noch geſteigert wird. Nicht eitle Ruhmſucht iſt es nämlich, die ihn zum Kampfe bewegt, ſondern Mitleid und Erbarmen. Er ſpricht ſich darüber ganz klar aus:

„Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes friſch erneuter Schmerz:
Zerriſſen fand man jüngſt die Hirten,
Die nach dem Sumpfe ſich verirrten.

Und wenn der Morgen dämmernd kam,
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beſchloß, es friſch zu wagen."

Wie aber in allen Menſchen neben guten Eigenſchaften ſich auch tadelnswerte finden, ſo iſt es auch bei unſerem edlen, hochherzigen Ritter der Fall. Der Ordensmeiſter hat den Kampf mit dem Drachen verboten, und zwar unbedingt. Der Ritter wird in ſeinem Tatendurſte darüber unmutig und ſinnt auf Bedingungen, unter denen ihm der Kampf erlaubt, ja Pflicht zu ſein ſcheint. Mit den Ordensgelübden

findet er ihn sogleich im Einklang, da diese ihn verpflichteten, sich der Pilger anzunehmen. Ob die Pilger nach Jerusalem oder nach der Kapelle auf dem Felsen wallfahrten, ob sie von Saracenen oder den Drachen bedroht werden, erscheint ihm ganz unerheblich; hatte doch der Orden selbst sich nie so engherzig gezeigt und von Anfang an die Pflege und Wartung der kranken Pilger mit in seine Bestimmung aufgenommen. Auch über das zweite, schwierigere Hindernis ist er nach längerem Bedenken hinweggekommen: nach seiner Meinung findet das Verbot auf diejenigen keine Anwendung, welche den Kampf mit solcher Bedachtsamkeit und Klugheit unternehmen, daß sie eines glücklichen Ausganges gewiß sein können. Das ist aber eine willkürliche Deutung des Gesetzes, die ihn dahin bringt, das erste Ordensgelübde, den Gehorsam, zu verletzen. Nachdem indes der Meister ihm in ernsten Worten gezeigt hat, daß er die höchste Pflicht verletzt hat, um eine geringere zu erfüllen, sowie daß Gehorsam höher steht als Tapferkeit, kommt er zur Erkenntnis seines Fehlers, bereut ihn und unterwirft sich in Demut dem Ordensgesetz:

„Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht."

Und diese vollständige Sinnesänderung, diese sittliche Wiedergeburt macht ihn des Meisters würdig, erwirkt ihm dessen Verzeihung und ehrenvolle Belohnung. G. Tschache.

*35. Gertrud.

(Charakteristik nach Schillers „Tell".)

Schillers „Tell" hat nur drei bedeutende Frauencharaktere aufzuweisen, nämlich Stauffachers Gattin Gertrud, Tells Gattin Hedwig und das Ritterfräulein Bertha von Bruneck. Jede dieser Frauengestalten ist mit besonderen Zügen ausgestattet. Am bedeutendsten erscheint der Charakter der Gertrud, weil sie den ersten Gedanken an Widerstand gegen Österreich in ihrem Manne erweckt und damit die erste Triebfeder der Haupthandlung des Stückes wird.

Sie ist zunächst eine echte Hausfrau und getreue Gattin, insofern als sie von ihrem Manne verlangt, seinen Gram mit ihr zu teilen. Als nämlich Stauffacher seiner Gattin erzählt von dem Neide Geßlers auf ihn und von seinen Drohungen, daß er den Bauern künftig wehren wolle, sich stattliche Häuser zu bauen, wie es Stauffacher dank seinem Wohlstande im stande gewesen war, erklärt sie, den Grund seines Kummers schon lange gekannt zu haben, und erwartet nur von ihm, daß er zu ihr Vertrauen haben soll. Sie

erfaßt also die Pflicht der Gattin im vollen Umfange, insofern als sie nicht nur sein Glück, z. B. seinen Wohlstand, mit ihm teilen will, sondern auch seine Sorgen, denn sie weiß, daß durch die rückhaltslose Aussprache derselben ihrem Gatten das Herz erleichtert werden wird.

Indem sie aber dem Grunde des Kummers ihres Mannes nachging, mußte sie auf die Verhältnisse ihres Vaterlandes kommen, und in deren Beurteilung zeigt sie nun eine zweite rühmliche Eigenschaft, nämlich hohe Einsicht und Scharfsinn. Diese Eigenschaften sind einmal ein Erbteil ihres edlen Vaters, aber sie sind auch erworben, insofern als Gertrud in den Zusammenkünften desselben mit seinesgleichen immer aufmerksam zugehört hat. Dadurch hat sie einen Einblick in die Verhältnisse ihres Vaterlandes im allgemeinen gewonnen. Sie weiß, daß Österreich darauf ausgeht, die Schweizer zu unterjochen. Sie weiß auch im einzelnen das Verhalten Geßlers gegenüber ihrem Manne zu erklären aus dessen eigener Armut und dem daraus folgenden Neide auf Stauffachers Wohlstand und Unabhängigkeit.

Doch nicht genug, daß Gertrud die Gefahr ihres Vaterlandes erkennt, sie sucht auch dieselbe abzuwehren, und zeigt daher hohe Klugheit. Sie weiß, daß Stauffachers vereinzelter Widerstand nur Unglück über ihn bringen würde. Daher gibt sie ihm den Rat, sich mit Gesinnungsgenossen über die zu treffenden Maßregeln zu besprechen. Sie weiß, daß nur vereinte Kraft das Ziel, nämlich die Befreiung ihres Vaterlandes, erreichen kann.

In den Mitteln nun, die sie entschlossen ist, für diese Befreiung des Vaterlandes aufzubringen, zeigt sie die höchste ihrer Eigenschaften, einen bei einer Frau ganz ungewöhnlichen Hochsinn. Als ihr nämlich Stauffacher der Reihe nach die Bedenken und die schrecklichen Folgen eines möglichen Krieges mit Österreich aufzählt: die Schwäche der Schweizer gegenüber einem kriegsgewohnten Heere, die Verwüstung des Eigentums, Bedrohung und Vernichtung des Lebens, selbst des Lebens von Frauen und Kindern, — da weist sie ihn hin auf die bewährte Tapferkeit der Schweizer und auf die Hilfe Gottes, da erklärt sie sich bereit, alle irdischen Güter dem edlen Zwecke zu opfern, da ist sie endlich bereit, auch das Leben, das höchste zeitliche Gut, freiwillig dahinzugeben. Die Rücksicht auf alles Irdische verschwindet ihr neben den ewigen Gütern, der Freiheit und Unabhängigkeit der Schweizer.

Durch diese heldenmütige Gesinnung seiner Frau besiegt, beschließt Stauffacher, ihrem Rate zu folgen, und tut das mit den Worten:

„Wer solch ein Herz an seinen Busen drückt,
Der kann für Herd und Hof mit Freuden fechten,
Und keines Königs Heermacht fürchtet er."

H. Ullrich.

36. Der regelmäßige Müßiggänger, oder der Mann ohne Laster und ohne Tugend.

Eraſt, mehr einſiedleriſch als geſellſchaftlich, lebt für ſich und teilt ſein Vermögen ſo ein, daß er ehrlich und ruhig leben kann. Er iſt ohne Familie, hat keine Hausſorgen, iſt Herr ſeiner Zeit und ſorgt, daß er niemand zur Laſt falle. Er lebt ſeit zehn Jahren einen Tag ſo regelmäßig als den andern, iſt geſund und mit ſeinem Schickſal zufrieden. Um 8 Uhr erwacht er; der Tee, die Zeitung, das Fenſter beſchäftigen ihn bis 10 Uhr. Um dieſe Zeit beſorgt er ſeine Geſchäfte, d. h. er trägt die geſtrigen Ausgaben in ſein Tagebuch ein, beſieht ſeinen geſtrigen Anzug, ob etwas mangelhaft daran geworden, wählt den heutigen, ſchreibt einen Brief, wenn ihm der Anſtand einen abfordert, blättert in einem neuen Buche, das ihm aus dem Laden zugeſchickt worden iſt, oder zeichnet eine halbe Stunde zu ſeinem Vergnügen oder tritt an ſeinen Flügel. Ehe es 12 Uhr ſchlägt, iſt er angekleidet. Er ſpeiſt gut, aber mäßig, und weiß ſeit 30 Jahren nicht, was ein Rauſch iſt. Seine Zeit von 2 Uhr bis Abends 10 Uhr iſt gleichfalls eingeteilt. Eine Stunde ſchenkt er dem Billard, eine dem Beſuche, den er gibt oder annimmt, eine halbe Stunde dem Schlafe, eine Stunde dem Leſen einer anmutigen Schrift, eine Stunde dem Spaziergange, wenn es das Wetter erlaubt, eine der Abendmahlzeit, und um 10 Uhr überläßt er ſich regelmäßig dem Schlafe. Von dieſer Ordnung läßt er nicht ab außer des Sonntags, da er die Kirche beſucht. Dieſer Mann hat den Ruhm der Eingezogenheit und einer ordentlichen Lebensart. Sein Bedienter rühmt, daß ſein Herr alle Morgen bete und alle Abend ſinge. Und in der Tat, Eraſt iſt mäßig und haushälteriſch, kein Freund der Wolluſt und rauſchender Vergnügungen. Er ſpricht von niemand Böſes, läßt jeden in ſeinen Würden, bezahlt, was er zu geben ſchuldig iſt, richtig und lebt ſtill für ſich.

Gleichwohl, wer iſt Eraſt, wenn man ihn in ſeinem ganzen Betragen unterſucht? Iſt er mehr als ein regelmäßiger Müßiggänger? Was iſt die Hauptabſicht ſeines Planes? Bequemlichkeit und methodiſierte Trägheit. Er lebte mäßig, um geſund zu ſein, wirtſchaftlich, um nicht zu darben, und ordentlich, um die beſchwerlichen Folgen der Unordnung zu vermeiden. Er lebt für ſich und nicht für andere. Iſt er deswegen in die große Geſellſchaft der Menſchen geſetzt worden? Er befördert ſein Vergnügen, aber iſt es das, welches von der Vernunft gebilligt wird? Er geht mit ſeinem Vermögen ſorgfältig um, wie es die Pflicht eines Vernünftigen iſt. Aber iſt nur der Gebrauch des Vermögens, nicht auch der nützliche Gebrauch der Zeit eine Pflicht? Er wendet die Zeit bloß zur Pflege und zur Erhaltung ſeines Körpers

an; und also lebt er, um künftig so lange gelebt zu haben, als er nur gekonnt. Er hat eine Seele bloß für seine Sinne, und einen Verstand, bloß um die Gegenstände zu entdecken, die seiner Bequemlichkeit schmeicheln. Er glaubt, er tue nichts Böses, weil er sich vor Lastern hütet, die sich selbst bestrafen; allein sein ganzer Plan des Lebens ist böse, weil ihn die Vernunft und die göttliche Bestimmung verwirft. Er beweist selbst durch seine Einrichtung, daß die Seele des Menschen ein vernünftiges Wesen ist, weil er ihr in jeder Stunde eine Art der Unterhaltung gibt. Warum kann er nicht einsehen, daß es besser ist, ein nützlicher und arbeitsamer Mann zu sein, als ein geschäftiger Müßiggänger? Hofft er, daß Gott ihn einst ewig für die Mühe belohnen soll, die er auf das Vergnügen seiner Sinne so ordentlich verwandt hat? Könnte er so oft schlafen als er wollte, so würde er wahrscheinlich den größten Teil seines Lebens verschlafen. Er habe noch so wenig Gaben von der Natur empfangen, so hat er doch mit allen Menschen die Pflicht der Vernunft und der Religion gemein, seine geringen Talente zum Besten der Welt aufrichtig anzuwenden. Hierin besteht seine Tugend und Ruhe. Er soll zufrieden leben, als ein Mitbürger, nicht als ein träumerischer Einsiedler. Er darf seine Bequemlichkeit suchen; aber er lebt nicht für sich allein, sonst würde ihn der Schöpfer in eine Höhle eingeschlossen und mit den nötigen Lebensmitteln umgeben haben. Endlich ist es falsch, daß ein bequemes Leben ein zufriedenes Leben ist.

Wenn Erast nachdenkt (und er kann doch nicht alle ernsthaften Gedanken durch Trägheit ersticken), macht ihm sein Herz wegen seiner sinnlichen Lebensart gar keine Vorwürfe? Fühlt er nichts Leeres in seiner Seele? keine Besorgnis, daß andere, für die er nichts Nützliches tut, ihn verachten werden? keine Beschämung, daß er vierzig oder fünfzig Jahre gelebt hat, ohne ein besserer Mensch geworden zu sein? Kann er sich auf die schützende Hand der Vorsehung verlassen und sich, wenn sein Vermögen, das er jetzt nur zu seiner Bequemlichkeit gebraucht, sich in Mangel verwandeln sollte, mit ihrem Beistande trösten? Kann er mit Hoffnung sterben, wenn er an den Tod denkt? Hat er diese Vorteile des Geistes nicht, so ist er nicht zufrieden, sondern nur von seiner Bequemlichkeit, der er dient, mit einem angenehmen Kitzel auf einige Jahre für seine Dienstbarkeit belohnt und zugleich bestraft.

Ch. F. Gellert.

37. Gang der Handlung in Schillers „Tell".

Der erste Akt gibt uns zunächst ein Bild von dem Zustande des Landes unter der Tyrannei der Vögte bis zum Bunde der drei Männer. Baumgarten, der seines Weibes Ehre verteidigt und den

Wolfenſchießen erſchlagen hat, wird von den Reitern des Landenbergers, des Zwingherrn in Unterwalden, verfolgt und von Tell über den ſtürmiſchen See gerettet. Nachdem wir ſo „der Vögte Geiz und Wüterei" geſehen haben, tritt uns in der Scene zwiſchen Stauffacher und ſeiner Frau der erſte entſchloſſene Gedanke, „wie man des Drucks ſich möcht' entledigen", entgegen. Stauffacher macht ſich „ſtehenden Fußes" auf nach Uri, begleitet von Tell, der ihm den geretteten Baumgarten zugeführt hat. Dann ſehen wir zu Altorf, im Bau des Zwing-Uri und in der Aufrichtung des Hutes, neue Beiſpiele vom Übermut und frechen Hohne der Vögte, hier Geßlers. Stauffacher begibt ſich, da Tell auf ſeine Hindeutungen nicht eingeht, zu Walther Fürſt, wo er den jungen Melchthal trifft. Die furchtbaren Ereigniſſe, die wir vernehmen, die Blendung des Vaters, bilden eine mächtige Steigerung alles Bisherigen, und ſo erſcheint der Bund der drei Männer, der hier geſchloſſen wird, als das natürliche Ergebnis der dargeſtellten unerträglichen Zuſtände: ſie verabreden, ſich mit zehn ſicheren Männern aus jedem der drei Lande auf dem Rütli zu treffen.

Der zweite Akt führt die Handlung bis zum Schwur auf dem Rütli, zeigt uns aber vorher den Freiherrn von Attinghauſen, der, an der alten Treue zum Vaterlande feſthaltend, vergeblich ſeinen Neffen Rudenz vom Anſchluß an den Unterdrücker zurückzuhalten ſucht. Dann bringt die Rütliſcene die ſo im einzelnen vorbereitete Handlung des ganzen Volkes zu einem vorläufigen Abſchluß, indem die beſten und berufenſten Vertreter der drei Länder ſich zu dem feſten Entſchluſſe einigen, das unwürdige Joch abzuwerfen.

Mit dem dritten Akte hebt die Handlung an, deren Hauptträger Tell ſelbſt iſt. Wir ſehen ihn zuerſt in ſeiner Häuslichkeit, und die Erzählung von ſeiner Begegnung mit Geßler, der, „vor ihm gezittert" hat, läßt uns bereits für ein Zuſammentreffen der beiden Charaktere nichts Gutes ahnen. Raſch eilt die Handlung nun weiter: Tell wird vor dem aufgeſteckten Hute, dem er keine „Reverenz" erweiſt, feſtgehalten; Geßlers zufällige Dazwiſchenkunft macht aus dem Vorfalle plötzlich furchtbaren Ernſt. Vergeblich ſträubt ſich Tell gegen das „Ungeheure", vergeblich gerät das Landvolk in verzweifelten Aufruhr, vergeblich tritt Rudenz, der ſein Herz wiedergefunden hat, mit ſcharfem, ritterlichem Worte dem Fühlloſen entgegen. Der Tyrann iſt übermächtig und beſteht auf ſeinem unmenſchlichen Willen. Der Schuß geſchieht und gelingt; als der Schwergereizte ihm den tiefen Groll ſeiner Seele enthüllt, führt er ihn gebunden zu Schiff über den See.

Unmittelbar ſchließt ſich der vierte Akt an. Der ausbrechende Sturm befreit den Helden, und „ſeines nächſten Schuſſes erſtes Ziel" iſt das Herz ſeines Feindes, der im Hinſinken klar empfindet, daß es

„Tells Geschoß" ist, welches ihn niederstreckt. Dazwischen führt uns der Dichter an das Totenbett des alten Freiherrn, und wir sind Zeuge, wie die Landleute auf Rudenz' Drängen, der jetzt ihr neuer Bannerherr ist, ohne Tells Befreiung ahnen zu können, den Rütlibeschluß „das Christfest abzuwarten" umstoßen und sich zu sofortigem Handeln entschließen.

So findet der fünfte Akt das Werk der Befreiung, das Ziel des ganzen Dramas, vollendet: „Herrlich ist erfüllt, was wir im Rütli schwuren." Die Kunde vom Tode des Kaisers, der durch Mörderhand gefallen ist, gibt uns die Gewißheit, daß die junge Freiheit zunächst keinen Angriff zu fürchten hat. Mit dem Ausdruck des allgemeinen bewundernden Dankes gegen Tell, „den Schützen und Erretter", schließt das Drama. L. Bellermann.

38. Die Anfangsscene in Schillers „Tell".

Beim Aufgehen des Vorhanges sehen wir vor uns das hohe Felsenufer des Vierwaldstättersees, Schwyz gegenüber. Der See macht eine Bucht ins Land, eine Hütte steht unweit dem Ufer. Ein Fischerknabe fährt sich in einem Kahn. Über den See hinweg sieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwyz im hellen Sonnenschein liegen. Zur Linken des Zuschauers zeigen sich die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben; zur Rechten, im fernen Hintergrund, sieht man die Eisgebirge. Schon ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Kuhreigen und das harmonische Geläute der Herdenglocken, welches sich auch bei eröffneter Scene noch eine Zeitlang fortsetzt. Vertreter der drei Hauptstände der Schweiz, nämlich jener Fischerknabe, ein Hirte und ein Alpenjäger, erscheinen jetzt, zunächst namenlos, vor unseren Augen; ein jeder singt von dem, was seine Brust bewegt: der Fischerknabe, noch im Kahn, singt nach der Melodie des Kuhreigens ein Liedchen über den geheimnisvollen Reiz des Wassers, das den am Ufer Ruhenden in die Tiefe zieht; ein auf dem Berge erscheinender Hirte singt ein wehmütiges Abschiedslied zum Preise der geliebten Matten, die er jetzt, da der Spätherbst herangekommen ist, mit seinem Vieh verläßt, um erst im lieblichen Mai wieder dahin zurückzukehren; ein auf der Höhe des gegenüberliegenden Felsens erscheinender Alpenjäger endlich singt nach einer zweiten Variation des Kuhreigens von den Gefahren und Schrecknissen der Alpenwelt, denen kühn ins Auge zu sehen sein Beruf ihn gewöhnt hat.

Währenddessen hat sich das Aussehen der Landschaft verändert; man hört ein dumpfes Krachen von den Bergen, und Schatten von Wolken laufen über die Gegend. Aus seiner Hütte tritt, nachdem der Jäger

Werni und der Hirte Kuoni, letzterer gefolgt von seinem Handbuben Seppi, herabgestiegen sind, der Fischer Ruodi, und heißt seinem Knaben den Nachen einziehen, denn der Mythenstein bedecke sich mit einer Nebelkappe, und das sei das Anzeichen eines nahenden Sturmes. Der Hirte und der Jäger bestätigen die Beobachtung, jener, weil er seine Schafe begierig Gras fressen und seinen Hund die Erde scharren sieht; dieser, weil er beobachtet hat, wie die Fische im Wasser springen und das Wasserhuhn untertaucht. Nachdem sie einige Bemerkungen, veranlaßt durch die schöne Herde des Hirten, über die Klugheit der Tiere ausgetauscht haben, wollen sie sich eben voneinander verabschieden, als sie einen Mann in voller Hast heranstürzen sehen, der von Werni als ein Einwohner aus Alzellen, namens Baumgarten, erkannt und bezeichnet wird.

Dieser verlangt atemlos vom Fischer, über den See gesetzt zu werden, da ihm des Landvogts Reiter auf den Fersen seien, und berichtet, von den drei um den Grund seiner Flucht befragt, daß er den Vogt Wolfenschießen auf Roßberg, der die Ehre seiner Frau zu schänden versucht, mit der Axt erschlagen habe. Während die drei die Tat gut heißen und die Bestrafung des Landvogts als eine gerechte bezeichnen, ist aber das Gewitter ausgebrochen, und infolgedessen verweigert der Fischer, trotz Baumgartens flehender Bitten und des Zuredens der anderen, die Überfahrt. In diesem Augenblicke der höchsten Not erscheint, mit der Armbrust auf der Schulter, Wilhelm Tell, ein Einwohner von Bürglen.

Auf seine kurze Frage nach dem Hilfeflehenden von dem Sachverhalte unterrichtet, wird er sofort vom Fischer zum Zeugen dafür aufgerufen, daß die Überfahrt unmöglich sei. Anstatt aber dem Fischer beizustimmen, sucht auch er diesen zur Rettungstat zu bestimmen durch den Hinweis darauf, daß im Notfalle sich alles wagen lasse, daß der brave Mann an sich selbst zuletzt denke und daß sich vielleicht der wütende See, nicht aber der Landvogt erbarmen werde. Und als alles dies nichts über den Fischer vermag, der zuletzt bekennt, deshalb nicht fahren zu können, weil heute der Tag Simonis und Judä sei, wo der See regelmäßig ein Opfer verlange, erklärt Tell, in der Überzeugung, daß Baumgarten Hilfe werden müsse, diesen selbst übersetzen zu wollen, allerdings mit dem demütigen Vorbehalte, daß er den Unglücklichen nur aus den Händen seiner Verfolger zu retten sich verbürgen könne und daß die Hilfe aus Sturmes Not einem Höheren überlassen bleiben müsse. Nachdem er den Zurückbleibenden noch anbefohlen hat, seiner Familie tröstend beizuspringen, falls ihm etwas Menschliches begegnen sollte, besteigt er mit Baumgarten den Kahn. Auf den Vorwurf des Hirten an den Fischer,

warum dieſer nicht gewagt habe, was der Tell ſich getraut, entſchuldigt ſich der Fiſcher mit den Worten, daß beſſere Männer als er es dem Tell nicht nachtäten, der im Gebirge nicht zwei ſeinesgleichen habe. Der Nachen iſt unterdeſſen, wie der Jäger vom Felſen aus beobachtet hat, glücklich abgeſtoßen und hat ſich durch die ſchwere Brandung glücklich hindurchgearbeitet. Und es iſt die höchſte Zeit geweſen, denn in dieſem Augenblicke kommen die verfolgenden Reiter angeſprengt. Barſch verlangen ſie von den Anweſenden die Herausgabe des Flüchtlings und rächen ſich, vom Jäger höhniſch auf jenen, der ſich auf dem See nunmehr in Sicherheit befindet, aufmerkſam gemacht, an den Zurückgebliebenen, indem ſie mordend und zerſtörend in die Herde des Hirten und die Hütte des Fiſchers einbrechen. Mit dem Wehrufe der von der Rache Betroffenen ſchließt wirkungsvoll dieſe erſte Scene und fällt der Vorhang. H. Ullrich.

39. Die Fabel und Ökonomie von Schillers „Maria Stuart".

Das Stück zeigt einen außerordentlich regelmäßigen und überſichtlichen Aufbau der Handlung.

Der erſte Akt führt uns Maria im Kerker vor, und wir erhalten durch Paulets gewaltſames Verfahren, durch das Erbrechen des Schrankes der Königin, ſogleich ein lebendiges Beiſpiel der erniedrigenden Behandlung, die ſie erdulden muß. Aufs ſchärfſte wird alsdann der Hauptpunkt hervorgehoben, auf den es für das ganze Stück ankommt: Maria iſt unſchuldig des Verbrechens, wegen deſſen ſie verurteilt wird, nämlich der Mitſchuld an „Babingtons und Parrys Hochverrat", aber bedrückt von alter ſchwerer Blutſchuld. Das Bewußtſein der Unſchuld zeigt ſich in ihrer würdigen und hoheitsvollen Haltung ihrem Kerkermeiſter gegenüber und hat ihr auch den Mut gegeben, ſich in einem Briefe, den ſie Paulet zur Beſtellung übergibt, an Eliſabeth zu wenden und um eine perſönliche Unterredung mit der Königin zu bitten, „die ſie mit Augen nie geſehn". Das Bewußtſein ihrer Schuld iſt am lebendigſten, wo ſie mit ihrer alten, treuen Amme allein iſt. Es kam dem Dichter darauf an, das blutige Verbrechen ihrer Jugend ſtark und ſchonungslos hervorzuheben und doch dabei auch auf die Punkte hinzuweiſen, durch die es begreiflich wird, während zugleich eine ſo eingehende Beſprechung jener alten Vorgänge auch in der dramatiſchen Situation begründet ſein mußte. Mit gewohnter Meiſterſchaft erreicht der Dichter alle dieſe Zwecke ſcheinbar ganz von ſelbſt, indem er die Worte teils der Maria, teils der Kennedy in den Mund legt: ſie ſelbſt iſt ihr

glaubwürdigſter Ankläger, die Amme ihr liebevollſter Anwalt. Und wie natürlich leitet er das Geſpräch ein! Mortimers abſichtlich ungezogenes Benehmen, wodurch uns ſogleich das Vertrauen ſeines Oheims erklärlich wird, gibt dieſem zu den herben Worten Anlaß, welche der Kennedy den ſchmerzlichen Ausruf erpreſſen: „Darf Euch der Rohe das ins Antlitz ſagen? O, es iſt hart.“ Höchſt wirkungsvoll ſetzt hier Maria ein:

„Wir haben in den Tagen unſres Glanzes
Dem Schmeichler ein zu willig Ohr geliehn,
Gerecht iſt's, gute Kennedy, daß wir
Des Vorwurfs ernſte Stimme nun vernehmen.“

Aber ſo unzweideutig auch ihre Mitſchuld an König Darnleys Ermordung hervortritt, ſo wird doch daneben aufs ſchärfſte betont:

„Was Ihr auch zu bereuen habt, in England
Seid Ihr nicht ſchuldig; nicht Eliſabeth,
Nicht Englands Parlament iſt Euer Richter.
Macht iſt's, die Euch hier unterdrückt; vor dieſen
Anmaßlichen Gerichtshof dürft Ihr Euch
Hinſtellen mit dem ganzen Mut der Unſchuld.“

Ehe ſie indes Gelegenheit hat, dieſen Mut einem Vertreter des Gerichtshofes gegenüber zu bewähren, gibt der Dichter der Handlung plötzlich einen gewaltigen dramatiſchen Schwung, indem ganz unerwartet ein Strahl der Hoffnung aufleuchtet: Mortimers Feindſeligkeit war nur geſchickte Verſtellung, er ſteht plötzlich vor ihr mit der Entſchloſſenheit eines Schwärmers, der vor nichts zurückbebt; mit zwölf edlen Jünglingen hat er das Sakrament darauf genommen, Maria gewaltſam zu befreien; ſein Bund reicht bis in das Haus des franzöſiſchen Geſandten, der eben zum Abſchluß eines Ehebündniſſes zwiſchen ſeinem Herrn und Eliſabeth in London anweſend iſt. Ja die Möglichkeit des Gelingens erhöht ſich noch durch die Ausſicht, daß der mächtige Graf Leſter für Maria tätig ſein werde; ſie hofft auf ihn und ſeine Liebe und übergibt Mortimer einen Brief an ihn. Wir ſehen die eben noch ſo entſagungsvolle Heldin wieder in das wogende Meer von Furcht und Lebenshoffnung geworfen. Aber kaum iſt dadurch ihr Geiſt zu neuer Spannkraft belebt, ſo tritt ihr der Todesgedanke nun erſt unmittelbar nahe: Burleigh bringt die Verurteilung. Hatte ſie ſich vorher, der Kennedy gegenüber, gebeugt, jetzt richtet ſie ſich ſtolz empor, nicht einen Augenblick unterliegt ihr königlicher Geiſt. Mit ſiegreichem Eifer widerlegt ſie Burleigh und zeigt ſcharf und beredt das Ungerechte des gerichtlichen Verfahrens: „Nicht vom Rechte“, ruft ſie aus,

„von Gewalt allein
Ist zwischen mir und Engelland die Rede."
„Ermorden lassen kann sie mich, nicht richten."
„Sie kleide nicht in heiliges Gewand
Der rohen Stärke blutiges Erkühnen."

Ungebeugt geht sie ab, und während Burleigh staunend bekennt, daß sie auf ihr Todesurteil hin auch nicht einmal „die Farbe verändert habe", muß der ehrliche Paulet ihr sogar sachlich recht geben: „Es sind Unziemlichkeiten vorgegangen in diesem Rechtsstreit, wenn ich's sagen darf." Wir sehen endlich, wie Burleigh, der kühle, rücksichtslose Staatsmann, doch, wenn es möglich wäre, gern den Schein der blutigen Tat vermieden sähe. Aber seine Andeutung eines Meuchelmordantrags wird von Paulet bestimmt zurückgewiesen.

Der zweite Akt, der uns in die Gemächer der Elisabeth führt, läßt vor allem erkennen, daß die Königin den bestimmten Willen hat, sich ihrer Feindin zu entledigen; das zeigt zuerst die Art und Weise, wie sie dem französischen Gesandten, der für die Gefangene das Wort nimmt, mit Schärfe entgegnet; das zeigt ferner ihr Verhalten im Staatsrat (II. 3), wo sie zwar Milde und selbst Abscheu vor dem Blute der Gegnerin heuchelt, aber Shrewsburys Versuch einer Verteidigung derselben mit kaum verhohlener persönlicher Gereiztheit herb und bitter zurückweist; das zeigt endlich ihr heimlicher blutiger Auftrag an Mortimer. Trotzdem scheint die Hoffnung für Maria sich noch zu steigern. Denn indem Elisabeth auf Mortimers trügliche Zusage baut, trägt sie um so weniger Bedenken, sich vor der Welt den Schein der Gnade zu geben, und willigt ein, die Gegnerin von Angesicht zu Angesicht zu sehen, eine Begegnung, von der nicht nur Maria selbst eine Verständigung hofft, sondern von der auch sogar Burleigh geurteilt hatte, daß die Königin sich dadurch die Freiheit rauben werde, „das Notwendige zu tun".

„Das Urteil kann nicht mehr vollzogen werden,
Wenn sich die Königin ihr genahet hat;
Denn Gnade bringt die königliche Nähe."

Graf Lester, dessen schwankender und selbstsüchtiger Charakter dem leidenschaftlichen Mortimer schlechterdings keine Handhabe bei der Ausführung seines wilden Rettungsplanes bietet, überredet die Königin durch höfisch gleisnerische Schmeicheleien, durch die Aussicht auf einen persönlichen Triumph über die Verhaßte, diesen verhängnisvollen Schritt zu tun.

Der dritte Akt bringt den Wendepunkt im Schicksal Marias: was zu ihrem Heil dienen sollte, wird ihr Verderben, das Gespräch mit Elisabeth. Mit großer Kunst hat der Dichter die Stimmung der

Heldin ſo vorbereitet, daß der Erfolg kein andrer ſein kann. Die ungewohnte Freiheit, die man ihr heute gewährt, hat ihre ganze Natur in eine ſtürmiſche Bewegung geſetzt:

„Bin ich dem finſtern Gefängnis entſtiegen?
Hält ſie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durſtigen Zügen
Trinken die freie, die himmliſche Luft!"
„Umfängt mich nicht der weite Himmelsſchoß?
Die Blicke, frei und feſſellos,
Ergehen ſich in ungemeſſ'nen Räumen."

So ſchweift ihr Geiſt mit den eilenden Wolken hinaus in ihr Jugendland, und ihre beflügelte Phantaſie ſpiegelt ihr Rettung und neues Lebensglück vor; ſie glaubt, „Graf Leſters mächt'gen Arm" in dieſer Vergünſtigung zu erkennen, und malt ſich in trunkenem Wonnegefühl aus, daß die Zeit nahe ſei, wo der Geliebte ihr „die Bande auf immerdar löſen werde", während ſie gleichzeitig, hingeriſſen durch den Klang der nahen Jagdhörner, die dem Zuſchauer Eliſabeths Nahen verkündigen, in der Erinnerung jugendfroher Vergangenheit ſchwelgt und an die tobende Jagd „auf des Hochlands bergigten Heiden" zurückdenkt. Fern iſt ihr in dieſem Augenblicke jeder Gedanke an die kalte, herzloſe, heuchleriſche Feindin; und plötzlich ſoll ſie vor ihr ſtehen, Paulet bringt ihr die Nachricht. Vergeblich ſucht der edle, wohlmeinende Shrewsbury ſie zur Faſſung zu mahnen; ihr wild empörtes Blut läßt ſich nicht bezähmen. Jahrelang hat ſie ſich auf dieſen Augenblick vorbereitet, ſich alles geſagt und ins Gedächtnis eingeſchrieben, wie ſie die Gegnerin rühren und bewegen wollte, und nun —

„Vergeſſen plötzlich, ausgelöſcht iſt alles,
Nichts lebt in mir in dieſem Augenblick
Als meiner Leiden brennendes Gefühl."

Eliſabeth kommt, und jedes Wort zeigt, daß eine Verſtändigung unmöglich iſt. An Maria iſt alles zitternder Pulsſchlag leidenſchaftlicher Empfindung, an Eliſabeth feindſelige Abſichtlichkeit und Schauſtellung. Schon ihr erſtes Wort, ihre erkünſtelte Klage über die „unmäßigen, abgöttiſchen Zeichen der Liebe ihres guten Volkes" iſt auf die unglückliche Hörerin berechnet, die dies ſofort kältend empfindet: „O Gott, aus dieſen Zügen ſpricht kein Herz!" Trotzdem bezwingt ſie ſich und demütigt ſich vor ihr, aber ihre Worte finden nur mitleidloſe, kalte Zurückweiſung, und als ſie endlich, tief gebeugt und entſagend, ſich nur noch an den Edelmut der Gegnerin wendet, atmet Eliſabeths Erwiderung nichts als ſchneidenden, eiſigen Hohn:

„Bekennt Ihr endlich Euch für überwunden?
Iſt's aus mit Euren Ränken? Iſt kein Mörder

Mehr unterwegs?" — „Ja, es ist aus, Lady Maria,
Es lüstet keinen, Euer — vierter Mann
Zu werden denn Ihr tötet Eure Freier
Wie Eure Männer" —
„Es kostet nichts, die allgemeine Schönheit
Zu sein, als die gemeine sein für alle."

Da ist es mit Marias Fassung vorbei. „Das ist zuviel!" ruft sie aus, und „vor Zorn glühend, doch mit einer edlen Würde" entladet sich ihr empörtes Herz „des langverhalt'nen Grolles". Mit instinktmäßiger Sicherheit trifft sie die beiden wunden Punkte der Gegnerin, ihre vor der Welt mühsam behauptete „Ehrbarkeit", womit sie „die wilde Glut verstohl'ner Lüste decke", und den Makel ihrer Geburt, den ihr eigener Vater durch Hinrichtung ihrer Mutter anerkannt hat. Elisabeth, vor Wut keines Wortes fähig, geht ab mit dem vernichtenden Gefühl einer völligen Niederlage, Maria steht als Siegerin da. Es ist klar, daß dieser Sieg über die Todfeindin ihr eigenes Schicksal besiegelt, und insofern ist dieser „Zank der Königinnen", wie er äußerlich die Mitte des Stückes einnimmt, auch der Höhepunkt der Handlung. Aber der Dichter will uns die Notwendigkeit des tödlichen Ausgangs noch eindringlicher fühlbar machen, und darum gibt er der Handlung hier abermals einen neuen, unerwarteten starken Schwung durch den Mordversuch auf die Königin Elisabeth; der Streich mißlingt, „Graf Shrewsbury entwaffnete den Mörder". Nun ist keine Rettung mehr für Maria: Lester selbst hatte II. 3. gesagt, sobald sich nochmals ein Arm für sie bewaffne, müsse ihr Haupt fallen. Also nicht bloß die persönliche Begegnung, auf die sie Hoffnung setzte, schlägt zum Unheil aus, auch was ihre Freunde zu ihrer Befreiung unternehmen, hat den entgegengesetzten Erfolg.

Das Ziel der Handlung des vierten Aktes ist die Unterschrift der Königin unter das Todesurteil. Zunächst sehen wir, wie Graf Lester, sobald es sich ernstlich um seine Sicherheit handelt, die Unglückliche völlig fallen läßt, und zwar mit einer rücksichtslosen Entschlossenheit, die uns trotz ihrer vollendeten Selbstsucht doch eine gewisse Anerkennung seiner geistigen Kraft abnötigt. Mortimer, der ihm die Kunde von der drohenden Gefahr bringt, wird als Staatsverräter verhaftet, und der Selbstmord des schwärmerischen Jünglings erleichtert dem Grafen sein Spiel: er kann jetzt Burleighs Anklagen siegreich niederschlagen, muß aber, um ganz gereinigt dazustehen, die sofortige Hinrichtung der Stuart dringend empfehlen und kann sogar nicht umhin, wenn auch mit merklichem Widerstreben, einzuwilligen, daß die Vollstreckung des Urteils ihm mit übertragen werde. Der Staatssekretär Davison bringt das Urteil zur Unterschrift, und wir

erfahren durch den Grafen Kent, daß das Volk von London, durch den Mordversuch auf die Königin in Wut versetzt, den Palast umlagere und das Haupt der Stuart fordere. Noch einmal wird das Für und Wider durch Shrewsbury und Burleigh erörtert; nicht mehr die Gerechtigkeit des Urteils wird von dem einen bestritten, von dem andern verteidigt, sondern nur die Folgen der Vollstreckung werden scharf beleuchtet: Shrewsbury sieht, wie nach der blutigen Tat der Haß des Volkes gegeu Maria sich in Mitleid, die Liebe zu Elisabeth in Furcht und Abscheu verwandeln werde, während Burleigh mit grellen Farben das Verderben des Reichs, die Wiederkehr des alten katholischen Aberglaubens ausmalt und die Seelen aller ihrer Untertanen von der Königin fordert:

„Hat Shrewsbury das Leben dir gerettet,
So will ich England retten, das ist mehr!"

Elisabeth schickt alle fort, und in einem Selbstgespräch enthüllt sich uns ihr Herz. „O Sklaverei des Volksdiensts!" ruft sie mit grimmigem Unmut aus. Wir sehen, wenn sie bisher gezögert hat, war es nur die Rücksicht auf den äußern Schein, auf die Meinung der Menge. Sie hat „Gerechtigkeit geübt und Willkür gehaßt ihr Leben lang", und fühlt mit Bitterkeit, daß sie sich dadurch für diese „erste unvermeidliche Gewalttat" die Hände gebunden hat; freilich auch, daß ihr diese Tugenden durch die „allgewaltige Notwendigkeit, die auch den freien Willen der Könige zwingt", auferlegt worden seien, weil sie damit „die Blöße ihres Rechts bedecken mußte". Aber über alle diese Bedenken erhebt sich in ihrer heftig begehrenden Seele unwiderstehlich der eine Gedanke, daß Maria „die Furie", „der Plagegeist" ihres Lebens ist: „Wo ich mir eine Freude, eine Hoffnung gepflanzt, da liegt die Höllenschlange mir im Wege."

„Maria Stuart
Heißt jedes Unglück, das mich niederschlägt;
Ist sie aus den Lebendigen vertilgt,
Frei bin ich wie die Luft auf den Gebirgen."

Und dazu nun die Erinnerung an die tödliche Kränkung, die sie heute erfahren hat:

„Mit welchem Hohn sie auf mich niedersah,
Als sollte mich ihr Blick zu Boden blitzen!
Ohnmächtige! Ich führe andre Waffen,
Sie treffen tödlich, und du bist nicht mehr!"

Sie unterschreibt „mit einem raschen, festen Federzug". Ihr Wille hat gesiegt, aber der „Ausdruck des Schreckens", mit dem sie von dem Tische wegtritt, zeigt, daß sie das Verhängnisvolle des

Schrittes fühlt. Gern möchte ſie vor der Welt das nicht getan zu haben ſcheinen, was ſie doch notwendig tun mußte. Darum ihr heuchleriſches Spiel mit dem Staatsſekretär Daviſon, der bei ihren Worten „Tut, was eures Amts iſt" mit dem unterſchriebenen Urteil in tödlicher Ungewißheit zurückbleibt, bis ihm Burleighs Eifer das Blatt aus der Hand reißt und nunmehr das Schickſal ſeinen Lauf geht.

Im fünften Akte ſehen wir die Heldin gefaßten Mutes in den Tod gehen, den ſie als eine Befreiung aus ihrer erniedrigenden, einer „großen Königin unwürdigen" Lage empfindet:

„Die Krone fühl' ich wieder auf dem Haupt,
Den würd'gen Stolz in meiner edeln Seele."

Sie ſpricht es noch einmal aufs klarſte aus, daß ſie an dem Verbrechen, für das ſie den Tod erleidet, unſchuldig iſt, daß ſie keinerlei „Anteil an Babingtons und Parrys Hochverrat" habe, aber ſie erkennt darin eine Sühne für ihre alte Schuld.

„Gott würdigt mich, durch dieſen unverdienten Tod
Die frühe, ſchwere Blutſchuld abzubüßen."

Sie empfängt den Troſt ihrer Kirche, und in Graf Leſters zitternden, von Gewiſſensqualen gefolterten Worten wird uns ein Bild ihrer letzten Augenblicke gegeben, das um ſo erſchütternder wirkt, weil es halb verhüllt iſt. — Eliſabeth ſetzt ihr heuchleriſches Spiel fort. „Ich bin Königin von England", bricht ſie lebhaft aus, als ſie erfährt, daß die Lords zur Vollſtreckung des Urteils abgereiſt ſind. „Wer darf ſagen", ſetzte ſie hinzu, „ich hab's getan? Es ſoll an Tränen mir nicht fehlen, die Gefall'ne zu beweinen." Als Graf Shrewsbury meldet, daß der Schreiber Kurl, auf deſſen Zeugnis Maria verdammt worden, vor Gewiſſensbiſſen halb wahnſinnig geworden ſei und ſeine Ausſage widerrufen habe, geht ſie ſo weit in der Verſtellung, eine Erneuerung der Unterſuchung zuzuſagen, mit dem Zuſatz „Gut, daß es noch Zeit iſt", obwohl ſie ganz genau weiß: „Der Pfeil iſt abgedrückt, er fliegt, er trifft, er hat getroffen; gält's mein Reich, ich kann ihn nicht mehr halten." Burleigh bringt die Todesnachricht, ſie verbannt ihn von ihrem Angeſicht und läßt Daviſon „auf Leib und Leben verklagen". Aber ſie muß ſofort erfahren, daß alle dieſe Künſte nichts fruchten, da der redliche Shrewsbury ſich mit tiefem Schmerze, daß er „ihren edlern Teil" nicht habe retten können, von ihr wendet. Mit ihrem Gefühle völliger Vereinſamung, da auch Graf Leſter „zu Schiff nach Frankreich" entwichen iſt, ſchließt das Stück.

L. Bellermann.

40. Inhalt des Gudrunliedes.

Die Gudrun zerfällt in drei Abſchnitte. Der erſte enthält die Jugendgeſchichte Hagens. Dieſer, der Sohn des reichen und hehren Königs von Irland, Sigeband, und ſeiner Gemahlin Ute, wird als ſiebenjähriger Knabe von einem Greif geraubt und von drei — ebenfalls durch den Greif ihrer Heimat entriſſenen — Königstöchtern in einer Höhle auferzogen. Herangewachſen, tötet er den Greif und kehrt mit den Jungfrauen auf einem Schiffe, deſſen ihm feindlich begegnenden Herrn nebſt dreißig von der Beſatzung er ins Meer ſchleudert, nach Irland heim. Dort von dem König Sigeband empfangen und von deſſen Gattin Ute an einem goldenen Kreuze als ihr Sohn wiedererkannt, übernimmt er die Herrſchaft und vermählt ſich mit einer der von ihm befreiten Königstöchter, der ſchönen Hilde von Indien. Sie gebiert ihm eine Tochter, die den Namen der Mutter erhält, zur ſchönſten Jungfrau heranwächſt und viel umworben wird. Aber der Vater, der ſie nur einem mächtigern Fürſten, als er ſelbſt iſt, vermählen will, tötet alle um die Tochter werbenden Boten.

Der zweite Abſchnitt erzählt nun die mit Erfolg gekrönte liſtige Werbung des mächtigen Königs Hetel von Hegelingen um die junge Hilde. Dieſer entſendet ſeine Helden, den alten ſtarken Wate, den prächtigen Fruote, den ſangeskundigen Horant, nach Irland, um die ſchöne Hilde zu gewinnen. Sie finden, ſich für Handelsleute ausgebend, die von Hetel vertrieben ſeien, bei Hagen gute Aufnahme, ſicheres Geleit und Einladung an den Hof. Der Sänger Horant trägt der jungen Hilde in ihrer Kemenate die Werbung König Hetels vor und beredet ſie, in Begleitung Hildburgs, einer der Königstöchter aus dem Greifenlande, zur Flucht. Hagen ſetzt mit Heeresmacht den Fliehenden nach, und nach der Landung bei den Hegelingen kommt es in Waleis zum Kampfe, wobei Hagen von Wate ſchwer verwundet, aber von demſelben, unter der Bedingung, ſich mit Hetel auszuſöhnen, geheilt wird. Die Vermählung Hildes mit Hetel wird gefeiert. Auf dieſe beiden vorbereitenden Abſchnitte folgt nun als dritter das eigentliche Lied von der Gudrun, das als die Verherrlichung treuer Liebe bezeichnet werden kann. Aus der Ehe des Königs Hetel und der jungen Hilde gehen zwei Kinder hervor, ein Sohn Ortwin und eine Tochter Gudrun. Drei Könige, welche um die ob ihrer Schönheit hochgeprieſene Maid werben, werden von dem hochgemuten Hetel abgewieſen: Siegfried von Mohrenland, Hartmut, der Sohn Ludwigs von Normandie, und Herwig von Seeland. Dieſer letztere rüſtet ſich zum Heereszuge in Hetels Land. Es kommt zum Kampf, den Gudrun ſchlichtet. Dieſe wird nun mit Herwig verlobt, und die Vermählungs-

feier auf das nächste Jahr angesetzt. Inzwischen ist Siegfried von Mohrenland in das Land Herwigs eingefallen, welchem Hetel zu Hilfe zieht. Während Hetel und Herwig vereint Siegfried bekämpfen, ist aber der zweite der zurückgewiesenen Freier, Hartmut von Normandie, mit seinem Vater Ludwig in Hetels ungeschütztes Land der Hegelingen eingefallen und hat Gudrun samt 62 Jungfrauen, darunter auch Hildburg, entführt. Auf diese Kunde machen Hetel und Herwig Friede mit Siegfried, der sich mit ihnen gegen die Normannen verbindet. Auf Schiffen, welche man Pilgern abnimmt, eilt man verfolgend den Feinden nach. Auf dem Wülpensande kommt es zu einem harten Kampfe, in welchem Gudruns Vater Hetel von der Hand Ludwigs, des Normannenkönigs, fällt. Die Hegelinge, begierig ihren gefallenen König zu rächen, verwunden sich in der Dunkelheit untereinander; am anderen Morgen ist Hartmut mit der geraubten Gudrun bereits entschlüpft. Die Hegelinge müssen die Verfolgung aufgeben, begraben die Toten und fahren heim. Der alte Wate verkündet der Königin Hilde den Tod des Gemahls und den Verlust der Tochter, doch tröstet er sie auf die Zeit, wo die Jungen zum Kampfe herangewachsen sein werden, als auf die Zeit der Rache. Die von Hartmut in die Normandie geschleppte Gudrun bewährt nun ihre Treue gegen ihren Verlobten Herwig. Von Hartmuts Mutter Gerlinde aufs härteste behandelt und zu den niedrigsten Arbeiten gezwungen, weigert sie sich doch beharrlich, ihrem Elend dadurch ein Ende zu machen, daß sie Hartmut ihre Hand reicht. Einzig Ortrun, Hartmuts Schwester, nimmt sich ihrer freundlich an. Dreizehn Jahre vergehen auf diese Weise, da endlich kann Hilde ein Hegelingenheer zum Rachezug gegen die Normannen ausschicken. Dieses Heer landet, und Ortwin, Gudruns Bruder, und Herwig, ihr Verlobter, ziehen ihm als Kundschafter voraus. Ein Engel, in der Gestalt eines Wasservogels, kündet der mit Hildburg am Meeresstrande waschenden Gudrun die nahenden Boten ihrer Mutter Hilde an. Am andern Morgen müssen Gudrun und Hildburg wieder, wie niedrige Mägde, barfuß im Schnee am Meeresufer waschen. Hier erfolgt nun die Erkennung zwischen Gudrun und Herwig durch die Verlobungsringe. Herwig will seine Verlobte und deren Gefährtin sofort mitnehmen, steht aber davon ab, weil Ortwin auch das übrige Gesinde retten will und heimliches Entweichen oder Entführen für unwürdig hält. Gudrun aber, im gehobenen Selbstgefühl, weil zwei Könige sie geküßt haben, schleudert die Wäsche ins Meer. Dafür von Gerlinde mit Strafe bedroht, zeigt sie sich zum Scheine willig, Hartmut ihre Hand zu reichen, verkündet indessen ihrem Gesinde die frohe Aussicht auf nahe Erlösung. In der Nacht segeln die Hegelinge vor Kassiane, die Burg des Normannenkönigs. Ludwig und Hartmut

ziehen ihnen entgegen. Der erſtere fällt in dem nun entbrennenden Kampfe durch Herwigs Hand, dem zweiten droht der Tod durch den alten Wate, den aber Herwig daran hindert, weil die durch Ortruns Bitten gerührte Gudrun dieſer den Bruder am Leben zu erhalten wünſcht. Doch wird Hartmut ſamt 80 Rittern gefangen genommen und hart gefeſſelt aufs Schiff geführt. Die Burg wird erſtürmt, faſt alle werden erſchlagen, auch Gerlinde durch den grimmig tobenden Wate, während Ortrun und ihr Geſinde, nur durch Gudruns Fürſprache, ihr Leben geſchenkt erhalten. Mit den Befreiten und den Gefangenen ſegeln nun die Hegelinge in die Heimat, wo Frau Hilde ſie froh empfängt und vor allen dem alten Wate reichen Dank zollt. Gudrun erbittet von der zuerſt abgeneigten Mutter auch Huld für Ortrun, und ſpäter werden auf Gudruns und Ortruns Verwendung auch Hartmut und ſeine Ritter der ſchweren Bande erledigt. Eine vierfache Hochzeit bildet den alles verſöhnenden Schluß. Die ſo lange getrennten Verlobten Herwig und Gudrun werden ein Paar; ebenſo Hildburg, Gudruns treue Gefährtin im Elend, und Hartmut; Hartmuts Schweſter Ortrun und Gudruns Bruder Ortwin, und endlich Herwigs Schweſter und König Siegfried von Mohrenland. D. Sanders.

*41. Die Geburtstagsfeier.

(Nach Voß' Luiſe, zweiter Geſang.)

Wir befinden uns in Grünau, einem freundlichen Pfarrdorf an der Oſtſee. Als die vornehmſte Familie des Ortes gilt die des Pfarrers. Hier finden wir ſämtliche Familienglieder, nämlich den Pfarrer ſelbſt, ſeine Gattin und ſeine Tochter Luiſe, und einige Gäſte verſammelt zu dem Zwecke, den Geburtstag Luiſens feſtlich zu begehen. Die Gäſte ſind der kleine Karl, der Sohn der gräflichen Familie, die am Orte anſäſſig iſt, und ſein Erzieher Walther. Letzterer iſt einer der zahlreichen jungen Theologen, die, ſei es aus Neigung oder aus Not, bevor ſie als Geiſtliche ein Amt antreten, eine Informatorſtelle bekleiden. Als ein ſolcher hat er die Bekanntſchaft des Pfarrers zu Grünau und ſeiner Familie gemacht, Luiſens Liebe gewonnen und ſich mit ihr verlobt. Die Geſellſchaft ſitzt nach beendigtem Mittagsmahle noch beiſammen um einen Steintiſch im Schatten der zwei vor dem Pfarrhauſe ſtehenden breitkronigen Linden. Die Schilfſeſſel, die ihnen als Sitze dienen, ſind ein Geſchenk des wackern Knechts für Luiſe; der Pfarrer hat ſich ſeinen gewohnten Lehnſtuhl ins Freie tragen laſſen und ergeht ſich in behaglicher Rede über allerlei Gegenſtände. Die Pfarrerin entſchuldigt ſich bei dem gräflichen Sohne wegen des beſcheidenen Mahles, der „Bauernkoſt", zu der man ihn

geladen. Das will aber der wackere Walther nicht gelten laſſen. „Gut ſein iſt beſſer denn vornehm", und auch ein Kaiſer habe ſich eines ſo ſtattlichen Mahles in ſo trauter Geſellſchaft nicht zu ſchämen. Auch der Pfarrer findet die Entſchuldigung der Mutter nicht am Platze. Indem er die Gerichte und ihre Vortrefflichkeit ſeinen Zuhörern tadelnd vorhält, ſehen wir, daß wir es mit einer wohlhabenden Familie in einer wohlhabenden Gegend zu tun haben, für die die Speiſenwahl zugleich charakteriſtiſch iſt. Schon vorher hat die Mutter das Töchterchen befragt, ob ſie ihren Geburtstag lieber in der Geißblattlaube oder im Walde feiern wolle, und bringt nun, als Luiſe das letztere vorzieht, ihren Wunſch vor den Vater. Und als dieſer ſogleich ſeine Genehmigung gibt, ordnet ſie an, daß die drei jüngeren Leute — Walther, Luiſe und Karl — zu Fuß vorangehen ſollen, während ſie ſelbſt und der Vater, dem ſein Mittagsſchläfchen nicht verkümmert werden dürfe, im Kahne des Verwalters auf einem andern Wege nachkommen wollen.

Die drei jüngeren Leute begeben ſich nun auf den Weg, der ſie zunächſt um die Mühle herum in ein grünes Tal führt. Hier überſchreiten ſie einen kleinen Bach und gelangen, einen vom Regen ausgewaſchenen Pfad emporſteigend, auf eine mäßige Anhöhe, die einen entzückenden Blick auf die Gegend mit ihren reichen Kornfeldern, dem mitten in Obſtbäumen liegenden Dorfe, dem aus dem Dunkel alter Kaſtanien hervorblickenden Schloſſe, dem blauen See und dem waldigen Hügel, gewährt. Karl entdeckt eine Stelle, wo würzige Erdbeeren in reicher Menge wachſen; ſie beſchließen, einen guten Vorrat davon zu ſammeln, zu welchem Zwecke der geſchickte Karl ein zierliches Körbchen aus Binſen flicht. Im Weiterſchreiten hören ſie den Geſang des Webers aus dem Dorfe, der, für ſeinen Beruf zu ſchwach geworden, ſich durch allerhand leichtere Arbeit ſeinen Unterhalt verſchafft und wegen ſeiner Biederkeit bei allen beliebt iſt. Sie treffen ihn gleichfalls beim Beerenſammeln. Er erhält von Walther ein Geſchenk und ſpricht gerührt herzliche Wünſche für dieſen und ſeine als Wohltäterin des Dorfes allgemein verehrte Luiſe aus. Dann ſetzen die drei ihren Weg fort, bis ſie das Ziel ihres Spazierganges, einen am See gelegenen Hügel, mit Tannen und weißſtämmigen Birken bewachſen, erblicken. Als ſie in die Nähe des Seeufers gelangen, hören ſie auch ſchon den Ruderſchlag des ſich nähernden Kahnes, der die Eltern herbeibringt. Schnellfüßig eilt Luiſe hinab, ſo daß der Vater ihr warnend zurufen muß. Die Eltern ſteigen, auf Walthers Hand geſtützt, aus dem Kahne, und die Mutter trifft ſogleich die Vorbereitungen zum Kaffeekochen. Der Kaffee ſoll im Schatten der alten Familienbuche eingenommen werden. Zu dem Zwecke ſchöpfen die Alten das nötige Waſſer aus

einem Quell, der im Volksmund der „Elfenborn" heißt, der aber, seit ihn der Knecht im letzten Jahre Luisen zu Ehren vertieft und besser eingefaßt hat, in unserer Familie der „Luisenborn" heißt, während das jüngere Volk angewiesen wird, von dem in der Nähe reichlich umherliegenden Reisholze einzusammeln. Der Kaffee wird unter heiterem Gespräche eingenommen, das aber infolge eines Rückblicks des Pfarrers auf die Zeit, wo ihm seine Luise geschenkt wurde, eine ernste Wendung nimmt und in eine Danksagung zu Gott ausklingt, dem „in allerlei Volk angenehm ist, wer ihn fürchtet und recht tut". Um seine eigene tiefe Bewegung zu verbergen, fordert der Vater das Töchterchen auf, ihnen den Gesang vorzutragen, den ihnen einst ein lieber Gastfreund (der Dichter selbst) bei seinem Besuche gedichtet hat. Dann brechen sie zu dem Hügel selbst auf. Dieser, mit Tannen und Birken bewachsen, hat einige unter Wachholdergestrüpp halb versteckte Hünengräber aufzuweisen, was ihm etwas Geheimnisvolles gibt. Hier erfreuen sich alle der schönen Aussicht, die besonders nach Eutin zu eine ausgedehnte ist, verweilen eine Zeitlang in heiterem Gespräch und im Singen von Liedern ihrer Lieblingsdichter Stolberg, Claudius, Hagedorn, Bürger, Jacobi, Gleim und Hölty, kehren aber dann, da der Abend naht, zu der Buche zurück, wo auch das Abendessen eingenommen werden soll. Mutter und Tochter tragen zunächst die Eßgerätschaften aus dem Kahne und dann an Speisen große Bachkrebse, kalten Kapaun, Waffeln, Melonen, Butter und verschiedene Arten Käse und Obst herbei, dann lagert sich alles am Boden, nachdem noch der Knecht Milch und Wein, die er der Kühlung halber im Schilf geborgen, herbeigebracht hat. Als der letztere bei dieser Gelegenheit ebenfalls seinen Glückwunsch in schlichten Worten vorbringt, muß er auf ihre Gesundheit ein ihm vom Pfarrer gereichtes Glas Wein leeren. Nun bringt auch Karl die gesammelten Erdbeeren zum Nachtisch herbei und erhält für seinen Eifer und seine Geschicklichkeit das verdiente Lob.

Die Zeichen des sinkenden Tages in der umgebenden Natur mehren sich, da entkorkt der Pfarrer zum Kehraus eine Flasche edlen, langaufgesparten Weines, ihm einst von einem lieben Gastfreunde geschenkt, und fordert alle auf, noch einmal die Gesundheit seiner lieben Tochter zu trinken. Es geschieht, und auch der Knecht, dem die Mutter ein wenig abseits gedeckt hatte, tritt glückwünschend mit seinem Glase heran, nicht ohne von der mutwilligen Luise ein wenig durch Worte geneckt zu werden. Sodann bereiten sie sich zum Aufbruch, da die sorgliche Mutter bereits den fallenden Tau im Grase bemerkt hat. Nachdem alles Eßgerät sorgsam im Kahne untergebracht ist, besteigen sie diesen selbst, und der Knecht lenkt ihn geschickt heimwärts nach dem Dorfe, dessen Fenster schon im Rot der untergehenden Sonne

leuchten. Zum Schutz vor der Kühle auf dem Wasser hat Luise, dem Vater gehorsam, das ihr von ihrem Verlobten geschenkte seidene Halstuch um den Hals genommen und bei diesem Anlaß jenem noch einmal für die wertvolle Gabe gedankt. Auf Aufforderung des Vaters singt Luise Klopstocks tiefempfundenes Lied „Willkommen, o silberner Mond!" Der Kahn umfährt zunächst eine Insel im See, ein alter Wachtturm, der Überrest eines Ritterschlosses, lenkt das Gespräch flüchtig auf die Vergangenheit und wie diese sich im Glauben des Volks spiegelt. Es wird dunkler. Zu der Mondsichel am Himmel gesellen sich aus dem Dunkel immer mehr Sterne, da sind sie auch schon am Ziel. Sie landen unter Dankesworten des Pfarrers an Gott für den ihnen geschenkten schönen Tag, der Knecht befestigt den Kahn wieder an seinem Platze. Die Gesellschaft schreitet über eine Wiese, entlang dem sie einzäunenden Erdwalle, steigt über ein niedriges Gattertor, das die Einfahrt zu derselben bildet, und ist im Dorfe, wo noch die Bewohner plaudernd vor ihren Häusern stehen und ihren beliebten Pfarrer freundlich begrüßen, und schnell auch an der Schwelle des Pfarrhauses angelangt, wo sie der Hofhund mit freundlichem Wedeln empfängt.

H. Ullrich.

42. Inhaltsangabe des ersten Gesanges von Goethes „Hermann und Dorothea".

a.

Wir befinden uns, zu Anfang des letzten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts, in einem kleinen Landstädtchen, in einem der Täler abseits vom rechten Ufer des Mittelrheins gelegen. Der Ort ist mit der Heerstraße nur erst durch einen Feldweg verbunden und liegt eine kleine Stunde davon entfernt. Er macht einen schmucken Eindruck, denn nach einem vor zwanzig Jahren stattgefundenen Brande sind die meisten Häuser neu aufgebaut worden. Wie in den meisten Landstädten, ist auch hier die Hauptbeschäftigung der Bewohner die Landwirtschaft, doch ist auch Handel und Industrie unter ihnen vertreten. Es ist in den ersten Stunden nach dem Mittag eines Sonntags. Die Bewohner unseres Städtchens, deren Leben sich sonst im gleichmäßigen Wechsel von Arbeit und bescheidener Erholung bewegt, sind durch ein Ereignis nicht alltäglicher Art aus dem Gefühl der Sicherheit ihrer Existenz aufgeschreckt worden. Auf der Heerstraße bewegt sich nämlich an unserem Städtchen vorbei ein Zug Flüchtlinge, die, durch die französische Revolution aus ihrer Heimat links des Rheins vertrieben, auf dem rechten Ufer dieses Flusses eine neue Heimat suchen, und die meisten Einwohner des Städtchens sind, von dem Schicksal jener

Flüchtigen, das ja auch an ihre Tore pochen kann, zu lebhafteſter Teilnahme gerührt, oder auch bloß in verzeihlicher Neugierde, auf jenem Feldwege hinab ins Tal geeilt, um den Zug der Heimatloſen vorbeikommen zu ſehen. So iſt denn das Städtchen wie verödet, und der ſonſt ſo belebte Marktplatz liegt in völliger Ruhe. Nur unter der ſteinernen, gewölbten Einfahrt eines ſtattlichen, am Markte gelegenen Hauſes, des Gaſthofs „Zum goldenen Löwen", ſehen wir auf einer hölzernen Bank ein würdiges Paar, den Wirt und ſeine Frau, in traulichem Geſpräche begriffen ſitzen. Der drohende Staub der Fahrt und die herrſchende Hitze, nicht minder die Beſorgnis, durch den Anblick des Elends der Flüchtigen zu ſehr gerührt zu werden, haben ſie in der Stadt zurückgehalten. Dafür haben ſie aber in werktätiger Liebe ihren Sohn Hermann zu Wagen hinausfahren laſſen und mit mannigfaltigen Gaben an Lebensmitteln, Kleidungsſtücken und Wäſche für die Unglücklichen verſehen. Indem der Wirt ſich der Abfahrt ſeines Sohnes erinnert, entſchlüpft ihm ein Ausdruck der Befriedigung über die Geſchicklichkeit, mit der dieſer das neue Kütſchchen zu lenken verſteht. Seine Frau erklärt ihm, diesmal ganz beſonders willig und reichlich geſpendet zu haben, da ſie von Alten und Kranken unter den Flüchtigen gehört habe. Freilich habe auch ſein Vorrat an Kleidungsſtücken einiges abgeben müſſen, unter anderm habe ſie den von ihm ſo geſchätzten Schlafrock weggegeben. Nach einem mißbilligenden Blick auf die neue Mode, die jede bequeme Tracht, auch im Hauſe, verbannt wiſſen wolle, heißt er die Handlungsweiſe ſeiner Frau gut, da jener Schlafrock abgetragen geweſen ſei. Der Anblick einiger auf dem Markte erſcheinender Einwohner, die erhitzt und beſtaubt von der Landſtraße zurückkehren, bringt unſern Wirt, der offenbar ein tüchtiger Landwirt iſt, auf das Wetter zu ſprechen. Da dieſes infolge des ſeit längerer Zeit wehenden Oſtwindes zwar heiß, aber beſtändig iſt, ſo ſpricht er die Hoffnung aus, am folgenden Tage die reiche Ernte trocken einbringen zu können, wie es ihnen mit der Heuernte gelungen iſt. Unter den immer mehr wachſenden Scharen der Zurückkehrenden befindet ſich auch der reiche Kaufmann des Ortes, der mit ſeinen Töchtern im neuen Landauer vor ſeinem dem Gaſthof gegenüberliegenden ſtattlichen Hauſe vorfährt. Endlich erſcheinen auch der Pfarrer und der Apotheker des Städtchens, zwei Hausfreunde unſeres Paares, die auf dasſelbe zuſchreiten und nach gegenſeitiger Begrüßung ſich mit auf der Bank niederlaſſen. Unaufgefordert beginnt der Apotheker, ein redſeliger Mann, das Geſpräch mit einem heftigen Tadel der Neugierde ſeiner Mitmenſchen, für die ſelbſt eine Feuersbrunſt oder eine Hinrichtung ein erwünſchtes Schauſpiel ſei. So ſei auch in dieſem Falle alles hinabgeeilt, um ſich den

Zug der Flüchtlinge anzusehen, und dabei bedenke keiner, daß auch ihn, vielleicht binnen kurzem schon, ein gleiches Schicksal treffen könne. Der Pfarrer mag diese Neugier nicht tadeln lassen. Ein noch in jugendlichem Alter stehender, aber in Erfahrungen gereifter Mann, der auch seine geistliche Bildung in wohltuender Weise durch die Lektüre guter weltlicher Bücher ergänzt hat und seine Rede den geistigen Bedürfnissen seiner Hörer anzupassen versteht, gewinnt er auch der Neugier eine gute Seite ab. Sie treibe den Menschen zunächst allerdings nur dazu, alles ihm Neue aufzusuchen; aber nach und nach lerne der Mensch aus dem Neuen, was ihm aufstoße, das aussondern, was ihm nütze, und von diesem aus gelange er endlich zum sittlich Guten, das ihn über das vernunftlose Tier erhebe. Gleich nützlich erweise sich dem Menschen ein leichter Sinn. In der Jugend sei ihm dieser ein froher Begleiter, der ihm die Gefahren verhülle und, wenn ein Übel den Menschen betroffen, die Spuren desselben schnell tilge. Freilich müsse sich in den reiferen Lebensjahren aus solchem leichten Sinn ein gesetzter Verstand entwickeln, der im Glück wie im Unglück die Probe bestehe. Hier unterbricht die ungeduldige Hausfrau das Gespräch und begehrt eine Schilderung dessen, was jene gesehen. Der Apotheker gibt den gewünschten Bericht. Zwar ist die Hauptmasse des Zuges bereits vorüber gewesen, aber von dem mit einer solchen Flucht verbundenen Elend haben sie noch genug zu sehen bekommen. Ganz besonders peinlich ist ihm, dem Erzähler, die Kopflosigkeit aufgefallen, mit der die Rettung der Habe bewerkstelligt worden war, und die Unordnung, mit der die Flucht vor sich ging. Es ist ihnen auch nicht erspart geblieben mit anzusehen, wie einer der hochbepackten Wagen, auf dem sich zudem noch Kranke und Alte befanden, am Rande des Wegs zum Umfallen kam, wobei die Insassen herabgeschleudert wurden, glücklicherweise ohne ernstern Schaden zu nehmen. Gerührt von dieser Schilderung, bittet der Wirt, das Gespräch darüber abzubrechen und ihm in sein kühleres Hinterzimmer zu folgen. Hier lassen sich alle um einen großen, runden, glänzendgebohnten Tisch nieder, und die Mutter bringt eine Flasche Dreiundachtziger nebst den grünen Römern auf einem blanken Zinnteller.

Als der Wirt zum Anstoßen auffordert, hält der Apotheker, noch in tiefes Nachdenken über das Gesehene versunken, mit seinem Glase zurück und muß vom Wirte mit herzlichen Worten wiederholt aufgefordert werden. Nachdem Gott, so äußert dieser, vor zwanzig Jahren sie zwar so schwer heimgesucht, aber seitdem nicht nur mit Heimsuchungen gnädig verschont, sondern auch reich gesegnet habe, wie sei da zu befürchten, daß er sie nun im Stiche lassen und zulassen werde, daß die Scharen der Feinde ihren Wohlstand wieder vernichteten? Vom

Pfarrer wegen dieſes Gottvertrauens belobt, fährt der Wirt in ſeinen klugen Reden fort. In ſeiner frommen Geſinnung erſcheint ihm der herrliche Rheinſtrom, den er immer ſchon auf früheren Geſchäftsreiſen bewundert hat, jetzt als ein ſtarker Wall gegen die vordringenden Feinde. Und zudem ſei bei beiden kriegführenden Parteien ſchon der Wunſch nach Frieden vorhanden. Das ſehnlichſt erwartete Friedensfeſt ſoll ihm, ſo ſchließt er, auch einen perſönlichen Wunſch erfüllen, nämlich den, daß ihm ſein Sohn an dieſem Tage endlich eine Schwiegertochter ins Haus bringen möge. Dazu iſt aber, nach ſeinen Worten, wenig Ausſicht, denn der ſo wackere, im Hauſe ſo tätige Jüngling ſcheut allen Verkehr, ſelbſt den mit ſeinen Altersgenoſſen. Das Geſpräch wird abgebrochen durch die Rückkehr Hermanns, der mit ſeinem Wagen donnernd unter dem Torweg einfährt. H. Ullrich.

b. (Kürzere Faſſung.)

Der Dichter verſetzt uns, was auch die Alten vom Homer rühmten, ohne Vorrede mitten in die Dinge. Ein altes Ehepaar, nämlich der Wirt und die Wirtin „Zum goldenen Löwen", ſitzt unter dem Torweg des Hauſes in behaglicher Ruhe, und des Vaters abgeriſſen hingeworfene Bemerkungen, zwiſchen denen Pauſen zu denken ſind, lehren uns ſogleich, wo wir ſind und was heute vorgeht. Die Kriegsnot hat eine Menge Menſchen von jenſeit des Rheines zur Flucht genötigt, ſie ziehen in einiger Entfernung von der Stadt vorbei, alle Einwohner ſind trotz des heißen Mittags hinausgewandert, den Zug zu ſehen, und auch Hermann, der Sohn, iſt in der neuen Kutſche hingefahren, um die Notleidenden zu erquicken. Allmählich kommen die Neugierigen zurück, die Straßen füllen ſich, der reiche Kaufmann von drüben kommt an ſein neues Haus gefahren, auch der Pfarrer und der Apotheker ſind wieder da und geſellen ſich grüßend zu den beiden Sitzenden. Einige allgemeine Betrachtungen, die die beiden hinzugekommenen Hausfreunde über das heutige Ereignis in verſchiedenem Sinne anſtellen, unterbricht die ungeduldige Hausfrau mit der Frage nach dem, was ſie denn geſehen. Der Apotheker, ſchnell das Wort ergreifend, gibt darauf eine lebendige Schilderung des verworrenen Zuges der Flüchtigen, der ordnungslos unter Unfällen und Bildern mannigfachen Elends dem nächſten Dorfe zuging. Dieſer Bericht rührt den menſchlichen Hauswirt, aber in ſeiner behaglichen Art will er die Gedanken davon abwenden und lädt die Freunde zu einem erfriſchenden Glaſe Wein in den kühlern Saal. Dort ſitzen die drei Männer um den großen, braunen Tiſch, und fröhliche Hoffnung belebt den Wirt. Dies Städtchen, ruft er aus, deſſen Wohlſtand ſeit dem großen Brande ſo ſichtlich gedeiht, Gott wird es nicht

von neuem untergehen lassen. Ja, fährt er nach einer bestätigenden Zwischenrede des Pfarrers fort, der mächtige Rheinstrom wird uns wie Wall und Graben beschützen; die Streiter sind müde, alles deutet auf Frieden. Und wenn dann das Friedensfest gefeiert wird und in der Kirche Orgel, Glocke und Trompete das Tedeum begleiten, wenn doch dann dies hohe Landesfest für mich auch ein häusliches Fest würde und mein Hermann mit der Braut vor den Altar träte. Aber ich fürchte, das wird nicht so sein, denn so tätig zu Hause, so schüchtern ist er nach außen, zeigt sich nicht unter den Leuten und flieht den Tanz und die Gesellschaft junger Mädchen. Indem er so sprach, rollte Hermanns Wagen donnernd unter den Torweg. V. Hehn.

43. „Wallensteins Lager" von Schiller.

(Inhaltsangabe.)

Wir finden die Truppen (Sc. 1) in den böhmischen Winterquartieren, die sie zuerst nach der Schlacht bei Lützen bis zum Frühjahr 1633 und jetzt zum zweitenmal (vom November 1633 bis zum Februar 1634) bezogen haben, nachdem das Land schon vorher (nach der Schlacht bei Leipzig 1631) von den Sachsen unter Arnim (V. 33) heimgesucht worden ist. Wie es dem armen Lande ergangen ist, was die Einwohner von dem Stolze, dem Übermut und der Grobheit der Soldaten zu leiden haben, erfahren wir von dem Bauern; von den Soldaten dagegen hören wir (Sc. 2), daß die Herzogin, Wallensteins Gemahlin, mit ihrer Tochter in Pilsen eintreffen soll. Diese Veranlassung macht den Sonntag, an dem die Handlung vorgeht, zu einem doppelt festlichen Tage, so daß von der doppelten Löhnung wohl nicht viel übrig bleiben wird, um so mehr, als es darauf abgesehen ist, die neuangekommenen Truppen zu gewinnen. Die Soldaten haben wohl gemerkt, daß etwas Besonderes vorgeht, und aus ihren spitzigen gegen die Regierung in Wien gerichteten Reden wie aus dem Mißtrauen, mit welchem sie den Kriegsrat Questenberg (V. 23 „die alte Perücke") betrachten, können wir auf ihre Anhänglichkeit an Wallenstein schließen. Sie lassen es sich daher im Lager ruhig wohl sein, beschäftigen sich einstweilen (Sc. 3) mit Stibitzen, Tauschen, Handeln und Betrügen und lassen sich die Nachricht, daß (Sc. 4) von dem Kurfürsten von Bayern Regensburg genommen worden sei, ebensowenig zu nahe gehen wie ihr Feldherr. Inzwischen sind (Sc. 5) die neuen Truppen und mit ihnen die Marketenderin angekommen, die uns einen kurzen Überblick über den bisherigen Verlauf des Krieges und seine weite Ausdehnung gibt, während wir (Sc. 6) von den Holkischen Jägern erfahren, in welcher wilden Weise derselbe geführt worden ist und wie die Truppen über die Gewalt

ihres Feldherrn denken, dem sie mit abergläubischer Verehrung ergeben sind. Daß des Friedländers Macht immer noch im Wachsen begriffen ist, veranschaulicht uns der Dichter (Sc. 7) durch die Einführung des Rekruten, den der philiströse Bürger vergeblich von dem allgemeinen Kriegsschwindel zurückzuhalten sucht, während der erfahrene Wachtmeister ihm mit stolzem Selbstbewußtsein seine Soldatenphilosophie vorträgt. Aber nicht alle denken wie Wallenstein und sein Herr. Der Kapuziner (Sc. 8), der es meisterhaft versteht, seine beschränkten und abergläubischen Vorstellungen mit einer Flut von biblischen Reminiscenzen aufzuputzen, erscheint und hält den Soldaten eine Strafpredigt. Von der Sonntagsentheiligung ausgehend, schildert er die Not der Zeit und erinnert an die Strafgerichte Gottes, welche infolge des greulichen Sündenlebens hereinbrechen werden, aber er mischt sich auch in die Politik und vertritt die Partei des Kaisers; er verlangt, daß das Heer Böhmen verlasse, dem Kurfürsten von Bayern zu Hilfe eile und sich gegen die ketzerischen Schweden wende. Und wenn die meisten Lagergenossen hierauf auch wenig hören und ruhig weiterzechen, — die geschichtlich richtige Tatsache: „drum kann er (Wallenstein) den Hahn nicht hören krähn" hat einzelne Soldaten (Sc. 9) doch stutzig gemacht. Mit des Wachtmeisters sinniger Entschuldigung bildet der bei seinen falschen Würfeln ertappte Bauer zunächst nur einen seltsamen Kontrast. Aber nachdem er dem (Sc. 10) angedrohten Hängen glücklich entronnen ist, und zwar durch einen dazwischentretenden Pappenheimer, dessen Regiment seine eigene Justiz ausüben darf, da bricht (Sc. 11) die Unzufriedenheit unter den Truppen hervor. Die Zumutung, acht der besten Regimenter vom Heere zu trennen, um den spanischen Infanten aus Mailand nach den Niederlanden zu begleiten, beleidigt ihr Selbstgefühl. Der Wachtmeister spricht das aus, was in aller Herzen lebt, öffnet den Gedankenlosen die Augen und prophezeit dem Heere, was es von Wien her zu erwarten hat. Jetzt regt sich die Neigung zum Widerstande. Die Soldaten kennen die Bedingungen, unter denen Wallenstein das Kommando übernommen hat; sie fühlen sich daher berechtigt, nicht dem Kaiser, sondern nur ihrem Feldherrn zu gehorchen; sie wollen nicht, daß seine Regimenter voneinander getrennt werden. Aber es soll keine Meuterei stattfinden; sie fassen den Entschluß, ihren Willen ordnungsgemäß kund zu geben, und der junge Piccolomini, der Wallensteins volles Vertrauen genießt und zugleich bei Hofe in Ansehen steht, soll ihr Sprecher sein. Hierauf erhält das Ganze mit dem Reiterliede einen beruhigenden Abschluß.

L. Rudolph.

44. Das Gewitter.

(Inhaltsangabe von G. Schwabs Gedicht.)

In der württembergiſchen Zeitung „Der Schwäbiſche Merkur" vom Jahre 1828 findet ſich unter anderem folgende Notiz: „Am 30. Juni 1828 ſchlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der württembergiſchen Stadt Tuttlingen und tötete von zehn Bewohnern desſelben vier Perſonen weiblichen Geſchlechts: Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erſte 71 Jahre, die letzte 8 Jahre alt." Dieſe einfache Zeitungsnotiz iſt die Quelle zu G. Schwabs ſchönem Gedichte „Das Gewitter".

Vier Perſonen ſind in einem Zimmer beiſammen; ſie ſind einander nicht nur verwandt, ſondern ſie vertreten auch die vier verſchiedenen Lebensſtufen: das Greiſenalter (die Urgroßmutter), das Mannesalter (die Großmutter), das Jünglingsalter (die Mutter), das Kindesalter (das Kind). Im Zimmer herrſcht eine drückende Schwüle, denn am Himmel ſteht ein ſchweres Gewitter. Der Dichter macht uns nun auch mit dem Tun dieſer Perſonen bekannt: das Kind ſpielt, die Mutter ſchmückt ſich, die Großmutter arbeitet, und die Urgroßmutter ruht ſich im Lehnſtuhle am Ofen aus. Während ſo alle Perſonen mit ſich beſchäftigt ſind und die Vorgänge in der Natur vielleicht nicht ahnen, deutet der Dichter uns dieſe ſchon an mit den Worten:

„Wie wehen die Lüfte ſo ſchwül!"

Alle Perſonen ſind mit ihren Gedanken bei dem folgenden Tage, einem Feiertage. Zuerſt wird das Kind redend eingeführt. Dieſes ſpielt zwar ſonſt auch immer, aber am Feiertage will es ſich dem Spiele ganz beſonders eifrig hingeben. Im Haine und auf dem Anger, alſo in Wieſe und Wald, will es umherſpringen und dabei Blumen pflücken, kurz, ſich freuen, wie es dieſer Altersſtufe gemäß iſt. Die mahnende Frage:

„Hört ihr's, wie der Donner grollt?"

geht an ſeinen ahnungsloſen Sinnen unbeachtet vorüber.

Die Mutter, eine noch junge Frau, welche noch Freude an geſelligen Vergnügungen hat und noch auf ein gefälliges Äußere hält, rüſtet ihren Sonntagsſtaat, um am Feiertage unter fröhlichen Menſchen fröhlich zu ſein. Auch ihr iſt der bevorſtehende Feiertag willkommen, und ſchöner ſcheint ihr an ihm die Sonne, weil die tätigen Menſchen dann eine arbeitsvolle Woche hinter ſich haben. Auch ſie überhört in dem Gedanken an die bevorſtehende Freude das Grollen des Donners.

Ganz anders ſpricht die Großmutter. Sie hat nicht nur eine Woche voll Arbeit, ſondern ein ganzes arbeitsvolles Leben hinter ſich,

ſie iſt daher dem Spiel, dem Schmuck und ähnlichen Freuden der Jugend nicht mehr zugänglich, ſie hat keinen Feiertag mehr, wenigſtens nicht in dem Sinne, wie Kind und Mutter ihn ſich ausmalen. Auch am Feiertage gedenkt ſie, ihre tägliche Arbeit fortzuſetzen. Aber es iſt dabei ihr Sinn auf das Himmliſche gerichtet, ruft ſie doch aus:

„Wohl dem, der tat, was er ſollt'."

Je näher das Gewitter kommt, deſto mehr lenkt der Dichter unſer Augenmerk auf den Tod.

Die Urgroßmutter, von Alter und Krankheit gebeugt, ſitzt hinter dem Ofen im weichen Lehnſtuhl. Sie kann nicht mehr arbeiten und ſchaffen, noch weniger ſpielen und ſcherzen. So muß ſie ſich für unnütz auf der Welt halten und zu dem Wunſche kommen, daß der bevorſtehende Feiertag für ſie ein ewiger Feiertag werden möge, an dem ſie für immer von den Mühen, Sorgen und Enttäuſchungen ihres Lebens ausruhen könne. Und kaum hat ſie ſeufzend dieſen Wunſch geäußert und damit gleichſam den Blitz beſchworen, ſo entladet ſich die verderbenſchwangere Wolke, und der Tod ereilt ſie, früher als ſie es gewünſcht; aber nicht nur ſie allein, ſondern auch alle ihre Nachkommen, und damit iſt auch das ganze Gebäude ihrer Wünſche und Hoffnungen zuſammengeſtürzt. Noch einmal ſtellt uns der Dichter den ſchroffen Gegenſatz dar, den er am Ende aller Strophen anbrachte, aber jetzt nicht mehr ſo furchtbar, ſondern wie eine verſöhnende Stimme von oben: „Vier Leben endet ein Schlag — Und morgen iſt's Feiertag." Zwar iſt's nicht der Feiertag, den die vier Menſchen erwarteten, der irdiſche; aber es iſt auch ein Feiertag, und zwar ein größerer, ſchönerer als alle Feiertage der Welt, es iſt der große Feiertag, der alle Wünſche erfüllt, alle Seufzer ſtillt und Freuden bietet, wie wir ſie hier auf Erden kaum ahnen.

Nach W. Dietlein.

45. Der Eislauf.

Ode von Klopſtock.

(Ein Kommentar.)

Als den nächſten Grund der Entſtehung dieſes Gedichtes, deſſen erſte Veröffentlichung in das Jahr 1764 fällt, hat man unſtreitig Klopſtocks Vorliebe für das Schlittſchuhlaufen anzuſehen, ein Vergnügen, dem er ſich nicht nur zur Erholung, ſondern auch aus diätetiſchen Gründen, als einem Beförderungsmittel der Geſundheit und körperlichen Kräftigung, mit Eifer hingab. Dazu kam noch ſein lebhaftes Naturgefühl, welches für die Reize einer ſchönen Winterlandſchaft, die den Genuß des Schlittſchuhlaufens erhöhen, in reichem Maße empfänglich war. Er benutzte hierzu während ſeines Aufent-

haltes in Dänemark gewöhnlich den See bei Lyngbye in der Nähe von Kopenhagen, dann seit seiner Übersiedelung nach Hamburg den Alstersee zwischen dieser Stadt und Wandsbek. Einen wie großen Wert Klopstock auf diese Art von Körperbewegung legte, wird auch daraus ersichtlich, daß er dem Lobe des Eislaufs nicht bloß diese eine Ode, sondern späterhin noch drei andere: „Braga" (1766), „Die Kunst Tialfs" (1767), „Der Kamin" (1770) gewidmet hat. Eine ganz besondere Veranlassung zu dem vorliegenden Gedichte gab vielleicht ein Eislauf, den Klopstock mit seinem Freunde Matthias Claudius und dem jungen Sohne eines anderen Freundes (Kramer) auf dem Lyngbye- oder Alstersee einst ausgeführt hatte.

Der Gang des Gedichtes ist folgender: Klopstock beginnt mit dem allgemeinen Erfahrungssatze, daß der Name vieler Männer, denen man wichtige Erfindungen zu verdanken habe, oftmals der Vergessenheit verfallen sei und daß diese Männer selbst den ihrem Verdienste gebührenden Lohn meistens nicht erlangt haben (Str. 1). Beispiele dafür sind die Erfinder des Segels und besonders der des Schlittschuhes (Str. 2). Es sei sehr zu beklagen, daß man den Erfinder einer der Gesundheit so sehr förderlichen und so viel Vergnügen gewährenden Leibesbewegung, welche sogar die des Reitens und des Tanzes an Vorteilen übertreffe, nicht kenne (Str. 3). Er selbst hofft sich einen unsterblichen Namen dadurch zu erwerben, daß er einen Tanz für Schlittschuhläufer erfinden werde, wodurch (infolge der von einem oder mehreren Paaren gleichzeitig und taktmäßig ausgeführten, abwechselnden und kunstvollen Bewegungen) dies Vergnügen noch an Schwung und Schönheit gewinnen werde (Str. 4). Der Tanz müsse aber auch von einer Melodie begleitet sein; diese zu erfinden, fordert er den ältern, musikkundigen Freund auf und schlägt ihm das Waldhorn als das passendste Instrument zur Ausführung einer solchen Komposition vor (Str. 5).

Er wendet sich dann an den jüngern Freund, der den Wasserkothurn, d. h. den Schlittschuh, den er mit der auf hohem Absatze ruhenden Fußbekleidung der griechischen tragischen Schauspieler vergleicht, zu beseelen, mit Kraft und Gewandtheit zu gebrauchen weiß, und ladet ihn auf die Eisfläche, deren Schönheit er ihm mit den reizendsten Farben ausmalt (Str. 5). Den gefrorenen, vom nächtlichen Reif wie mit Sternen überstreuten See, der einer krystallenen Ebene gleicht, umhüllt leichter Nebelduft, aber er wird bereits von dem anbrechenden Morgen eines klaren Wintertages erhellt (Str. 7). Auf der weiten Schneefläche vernimmt man keinen Laut; nur die Tritte der Schlittschuhläufer tönen auf dem Eise und verraten „den Flüchtling", d. h. den, der sich weiter von den übrigen entfernt, ihrem Ohre, auch

wenn ſie ihn wegen des Nebels nicht mehr zu erblicken vermögen (Str. 8). Winterluft und anhaltende Bewegung im Freien pflegen den Hunger zu ſchärfen; darum richtet er an den jungen Freund die Zwiſchenfrage, ob für Brot und Wein gehörige Vorſorge getroffen ſei (Str. 9). Nun beginnen ſie die gemeinſame Fahrt, für die Klopſtock dem jüngern Genoſſen Verhaltungsmaßregeln gibt. Dieſer ſoll ſich zur Linken wenden, während er ſelbſt rechtshin fährt. Da ſie Halbkreiſe beſchreiben, treffen ſie wieder zuſammen, gleiten aneinander vorüber und wiederholen, nur in veränderter Richtung, den Doppellauf (Str. 10). So kreiſen ſie im „ſchlängelnden Gang", d. h. in einer zweifachen Schlangen- oder Wellenlinie dem Seeufer entlang. Dabei kann der Dichter nicht unterlaſſen, den Gefährten zu mahnen, daß er nicht „künſtele", nicht übertrieben künſtliche und darum geſuchte Stellungen annehme, die ein guter Maler, eben weil ſie unſchön ſeien, nicht nachzeichnen würde. — Preisler, aus einer Künſtlerfamilie zu Nürnberg ſtammend, wo er 1715 geboren wurde, einer der beſten Zeichner und Kupferſtecher ſeiner Zeit, lebte ſeit 1744 als Profeſſor der Malerakademie zu Kopenhagen, wo er im Jahre 1794 ſtarb. Er bewohnte damals ein Landhaus zu Lyngbye, in deſſen Nähe der See liegt, auf dem der Eislauf ſtattfand (Str. 11).

An dieſe Mahnung knüpft ſich eine andere — die zur Vorſicht. Klopſtock bemerkt, daß ſein jugendlicher Begleiter auf ihm ungewohnte Töne lauſcht, die von einer weiter oben im See gelegenen Inſel herkommen. Er belehrt ihn, daß unerfahrene Läufer ſich dorthin gewagt haben; es fehle dem Eiſe an jenem Ort noch die hinreichende Feſtigkeit, um ſchwere Laſten zu tragen. „Netze gingen noch nicht unter ihm fort." Erſt bei gehöriger Dicke des Eiſes pflegen die Fiſcher Öffnungen in dasſelbe einzuhauen, in welche ſie die Netze zum Zwecke des Fiſchfangs einſenken (Str. 12). Es iſt ſicherer, in der Nähe des Ufers ſich zu halten, als ſich in die Mitte des Sees zu wagen, wo vielleicht Quellen aus der Tiefe aufſprudeln, welche die Bildung einer dickern Eisfläche hindern (Str. 14). Auch bei leichter Berührung der Oberfläche durch den flüchtig wie Laub, das über den Boden geweht wird, gleitenden Läufer würde ſie einbrechen und er in die Tiefe ſinken (Str. 15).

Über den Wert dieſes Gedichtes wird niemand in Zweifel ſein, der ſich dem Eindrucke, den es in jedem empfänglichen Gemüte hervorbringt, mit Nachdenken, mit ruhiger Überlegung hingibt. Was den Leſer zunächſt aufs angenehmſte dabei berührt, iſt die edle Heiterkeit der Stimmung des Dichters, die bei einem Manne wie Klopſtock, deſſen Poeſie ſich gewöhnlich mit feierlichem Ernſte in den erhabenſten Regionen bewegt, um ſo anſprechender wirkt, ihn uns von einer Seite kennen lehrt, die ſeltener bei ihm hervortritt. Dieſe heitere Stimmung

teilt sich hier auch seinen Naturschilderungen mit und verleiht ihnen eine besondere Anmut, die durch die unmittelbare Anschauung und Erfahrung, auf denen sie beruhen, noch mehr gehoben wird. Jedes Wort, jedes Bild ist wahr und zutreffend, jedes wirkt durch Kraft oder überraschende Neuheit; nirgends begegnet man einer gesuchten Phrase, einem müßigen Schmuck. Und wie sich des Dichters edler Sinn in der Auffassung der Natur widerspiegelt, so auch in der ganzen Art, mit der er sich dem Vergnügen, das ihn begeistert, hingibt.

Wie wirksam Klopstocks Empfehlung des Eislaufs war, wie empfänglich sich der jüngere Teil seiner Zeitgenossen für die Ermunterung zu dieser körperlichen Übung zeigte, läßt sich am deutlichsten und schönsten aus einer Mitteilung Goethes in „Wahrheit und Dichtung" ersehen, wo er mit Meisterhand den Genuß schildert, den ihm und seinen Freunden das von Klopstock in mehreren Oden und durch sein eigenes Beispiel warm empfohlene Wintervergnügen gewährte, wie sich denn auch ebenda die aufrichtige Dankbarkeit für den verehrten Dichter kundgibt, der jene körperliche Bewegung durch geistige Anregung zu veredeln und würdig zu verbreiten wußte. F. Beck.

46. Die Frühlingsfeier.

Hymne von Klopstock.

(Ein Kommentar.)

Friedrich Gottlieb Klopstock (geb. 1724 zu Quedlinburg, gest. 1803 zu Hamburg) war einer der edelsten und bedeutendsten Männer seiner Zeit. Seine Seele war für alles, was guten Menschen das Teuerste zu sein pflegt, für Vaterland, Freundschaft und Religion, mit seltener Wärme begeistert, und an seinem sittlichen Charakter haftete auch nicht der leiseste Flecken. Als Dichter nimmt er eine ausgezeichnete Stelle ein. Er gab der seit dem unheilvollen Dreißigjährigen Kriege zur äußersten Flachheit und Gedankenleere herabgesunkenen deutschen Poesie einen neuen Aufschwung, indem er ihre Formen mit wahrem, tiefem Gehalt erfüllte. Als Epiker hat er sich durch seinen „Messias" einen unsterblichen Namen erworben, aber noch viel höher ist er als Lyriker zu schätzen. Namentlich in der Ode und Hymne zeigt er eine Erhabenheit der Gesinnung und offenbart in diesen Dichtungsarten eine Kraft und Kühnheit des Ausdrucks, welche ihn den größten Sängern aller Zeiten und Nationen ebenbürtig zur Seite stellt.

Gewiß sind bei so ungemeinen Vorzügen Klopstocks Gedichte es wert, so gut als die altklassischen, sorgfältigst gelesen, ja ganz eigentlich studiert zu werden. Auch darf man sich nicht der Meinung hingeben,

daß sie, weil unserer Muttersprache angehörig, keiner nähern Erläuterung bedürften. Gerade die Erhabenheit des Inhalts und Ausdruckes trägt nicht selten dazu bei, daß manche Schönheit seiner Dichtungen sich mehr verbirgt als hervortritt, so daß sie für den minder kundigen Leser gleichsam erst ans Licht gezogen werden muß. Auch gewisse unserm Dichter eigentümliche Wort- und Satzbildungen, kühne Wendungen in der Sprache, ungewöhnliche Bilder und Gleichnisse, besondere Beziehungen und Anspielungen lassen einen Kommentar keineswegs als überflüssig erscheinen.

Das hier vorliegende Gedicht, „Die Frühlingsfeier" überschrieben, ist ein Erguß der Gefühle der Ehrfurcht und Liebe gegen den Schöpfer, hervorgerufen durch die Herrlichkeit der Natur im Frühling.

Zum Metrum wählte Klopstock bei diesem Hymnus eine vierzeilige reimlose Strophe, innerhalb deren der Rhythmus sich mit vollkommener Freiheit, jedoch nicht willkürlich, sondern in solcher Art bewegt, daß das Versmaß in seinem Wechsel den wechselnden Empfindungen und Schilderungen entspricht. Seinen Ursprung verdankt das Gedicht einem einsamen Morgenspaziergang des Dichters im Jahre 1759. Die feierliche Stimmung, in welcher er sich befand, wurde noch erhöht durch die Beobachtung des Herannahens und des Ausbruches eines majestätischen Hochgewitters, das ihn nötigte, in einer ländlichen Hütte Schutz zu suchen.

Im allgemeinen ist der Gedankengang dieser Hymne folgender. Der Sänger, in seinem Drange, den Schöpfer anzubeten und zu preisen, will sich gleichwohl nicht in die Vorstellung der Unermeßlichkeit des Weltalls verlieren; ihm genügt es, bloß die Erde, die ja gleichfalls aus der Hand Gottes hervorgegangen ist, ins Auge zu fassen. Freilich kommt sie im Verhältnisse zu den übrigen zahllosen Weltkörpern nur einem Tropfen am Eimer gleich; um so gewisser schwindet gegen jene Unermeßlichkeit der Welten das ganze, die Erde bewohnende Menschengeschlecht, geschweige denn der Dichter selbst, wie in ein Nichts zusammen. Höher aber und größer als die gesamte Körperwelt ist doch die Welt des geistigen Lebens, ist die unsterbliche Seele des Menschen. Mitten in dem Dankesjubel, mit welchem den Dichter diese Erwägung des Wertes unvergänglicher Empfindung und unvergänglichen Bewußtseins erfüllt, stimmt ihn jedoch der Gedanke wehmütig, daß ein neben ihm spielendes „Goldwürmchen", nachdem es einmal von der Süßigkeit des Lebens gekostet hat, vielleich bald schon derselben verlustig gehen könnte. Indem er sich hierüber mit dem Gedanken tröstet, daß Gott einst alle Zweifel des Menschen lösen werde, wird seine Seele wieder ruhig, und sie erhebt sich abermals zu freudiger Bewunderung der Schöpfung und des Schöpfers. Diese

Bewunderung, welche der Anblick der reizenden friedlichen Gegend in ihm erweckt, erhöht sich nun stufenweise und nimmt einen immer höhern Schwung bei dem allmählichen Ausbruche eines mächtigen Gewitters. Die Scene verändert sich, an die Stelle der kühlen Morgenlüfte tritt eine drückende Schwüle. Wolken türmen sich auf, die Winde rauschen, Dunkelheit lagert sich auf dem Gefild; das Gefühl der Furcht beschleicht den Dichter, aber er bekämpft es durch die Zuversicht, daß Gott, auch wenn er in der Gewitternacht zu zürnen scheint, keine andere Absicht habe, als Segen und Erfrischung über die Erde zu verbreiten. Noch einmal fällt der Blick des Dichters auf das „Goldwürmchen" neben ihm im Grase; es scheint acht zu geben auf das, was vorgeht, und der Dichter wiederholt die zweifelnde Frage, ob es vielleicht doch nicht seelenlos, ob es unsterblich sei. Ein zuckender Blitz, gefolgt von Donnerschlägen, führt ihn zum Preise des Allmächtigen zurück. Ein neuer Blitz fährt aus der dunkeln Wolke und zündet im nahen Walde; aber die Hütte, in die sich der Dichter geflüchtet hat, ist verschont geblieben; das Verderben zog auf Gottes Geheiß unschädlich vorüber; ein erquickender Regen rauscht nieder. Jehovahs Nähe gibt sich nicht mehr in den Schrecken des Gewitters, sondern in stillem, sanftem Säuseln kund, und der lichte farbige Bogen des Friedens wölbt sich über der beruhigten Erde.

An diese Darlegung des Inhalts unseres Gedichtes im ganzen mögen sich nun noch einzelne Erläuterungen anreihen.

Str. 1. Nicht in den Ozean der Welten ꝛc. — Der Dichter vergleicht hier die Unendlichkeit des Sternenhimmels mit der des Weltmeeres und trägt Bedenken, sich in ihn hineinzustürzen, d. h. in diese Vorstellung, deren Größe er doch nicht fassen könnte, sich zu versenken. Er wagt auch nicht, sich mit seinen Gedanken dahin zu erheben, wo „die Jubelchöre der Söhne des Lichts", die Engel nämlich, in Anbetung des Ewigen sich selbst gleichsam verlieren.

Str. 2. Wie das Bild des Ozeans (Str. 1) der Unermeßlichkeit der Gestirnwelt, so entspricht nun das eines Tropfens an einem Wassereimer der gegen jene unzählbaren Welten fast verschwindenden Kleinheit des von uns bewohnten Erdballs. Zum Vorbilde diente hier dem Dichter ohne Zweifel die Stelle bei Jesaias 40, 15: „Siehe, die Völker (Heiden) sind (von dir) geachtet wie der Tropfen eines Wassergefäßes."

Str. 4 spricht der Dichter von einem „Wogensturze" des Lichtes; er vergleicht die Wolke, von der er herniederströmt, mit einem Felsen, von dem sich ein Wasserfall (hier ein Lichtstrom) ergießt.

Und den Orion gürtete. — In der Sternkarte wird dieses schöne, schon in der Bibel erwähnte Sternbild als ein Mann mit

einer Keule in der einen und einem Schild in der andern Hand abgebildet. Am Gürtel des Orion zeichnen sich drei Sterne, in gerader Linie stehend, besonders aus.

Str. 12. Mit Palmen. — Die Palme ist Symbol des Sieges wie auch des durch ihn gewonnenen Friedens. Der Dichter spricht damit aus, daß er die ihn umdüsternden Zweifel überwunden, die innere Freudigkeit, aus der sein Lobgesang hervorgeht, wieder erlangt habe.

Str. 23. Und die Gewitterwinde? Sie tragen den Donner. Sie tragen ihn, insofern sie seinen Schall fortpflanzen.

Str. 26. Seinem Verderber. — Dem Blitz, der, wenn Gott sich seiner dazu bedienen will, Tod und Verderben bringen kann. — Zugleich Anspielung auf den Würgengel (2. Mos. 12, 23), der vor den Hütten der Israeliten vorbeiging.

Str. 28. Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter. — Der Dichter spielt hier auf die Erscheinung Jehovahs an, welche dem Propheten Elias zu teil wurde, als sich dieser vor der Königin Jesabela durch die Wüste in eine Höhle auf dem Berge Horeb geflüchtet hatte. Eine Stimme tat ihm kund, daß der Herr an der Öffnung der Höhle vorübergehen werde, und gebot ihm, wenn dies geschehe, hervorzutreten. Zuerst nun — so heißt es weiter im Buche der Könige K. 19 — erhob sich ein großer, starker Wind, welcher Berge niederstürzte und Felsen zermalmte, vor dem Herrn; aber der Herr war nicht im Sturmwinde. Dann kam ein Erdbeben, dann ein Feuer; aber der Herr war weder im Erdbeben, noch im Feuer. Zuletzt erhob sich ein sanftes Säuseln der Luft. Als Elias dies hörte, verhüllte er sein Gesicht mit dem Mantel, trat an den Eingang der Höhle, und der Herr redete mit ihm.

Der Bogen des Friedens. — 1. Mos. 9, 13. „Ich werde meinen Bogen in die Wolken setzen, und er wird das Zeichen des Bundes sein zwischen mir und der Erde. Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, soll man meinen Bund sehen in den Wolken. Alsdann will ich gedenken an meinen Bund zwischen mir und euch und allem lebenden Tier in allerlei Fleisch, daß nicht mehr hinfort eine Sündflut komme, die alles Fleisch verderbe."

F. Beck.

47. Dauer im Wechsel.

Erklärung eines Gedichtes von Goethe.

Einleitung. Wir denken uns den Dichter, wie ihn das Porträt von Schwerdgeburth zeigt, in einem anmutigen Garten mit freundlich ernstem Nachsinnen in die Ferne blickend. Er ist noch nicht der Greis, welchen das 1832 nach dem Leben gemalte Bild darstellt, aber da

das Gedicht vermutlich im Jahre 1802 verfaßt ist, hat er doch bereits die Mitte seiner Laufbahn überschritten. Während sein volles, tiefes Auge sich in die Reize der Umgebung versenkt, wird zugleich die Gedankenwelt in seinem Innern lebendig. Stift und Tafel ruhen noch nachlässig in den Händen, indessen streben die Bewegungen seiner Seele bereits, in Wort und Form hervorzutreten. Der Gang des Gedichtes läßt uns deutlich wahrnehmen, wie eine Anschauung die andere hervorruft, ein Gedanke den andern erweckt, und der Anfangspunkt dieser Reihe liegt eben in einer solchen Situation, die wahrscheinlich nicht bloß ein erfundener Anhalt für die Phantasie ist, sondern, als wirklich vorhanden, der Dichtung den Ursprung gab.

A. Erläuternde Umschreibung des Inhalts.

1.

Hielte diesen frühen Segen
Ach! nur eine Stunde fest!
Aber vollen Blütenregen
Schüttelt schon der laue West.
Soll ich mich des Grünen freuen?
Dem ich Schatten erst verdankt,
Bald wird Sturm auch das zerstreuen,
Wenn es falb im Herbst geschwankt.

Ein zeitiger Frühling schmückt den Garten mit segenverheißenden Blüten, mit grünem, schattenreichem Laube. Dieses hervorquellende Leben in der Sinnenwelt, welches den Menschen in seinen Jugendjahren zu Freude und Hoffnung fortreißt, so daß er der Vergänglichkeit, die ihm selbst und allem, was ihn umgibt, ein Ziel bestimmt hat, vergißt, kann den Ernst des reifern Alters nicht gänzlich verscheuchen. Der frohe Genuß der Gegenwart weicht einer sanften elegischen Stimmung. Nicht die frische Pracht des neu entsproßten Naturlebens, sondern ihr baldiger Verfall ist es, worauf der Dichter achtet, und es beunruhigt ihn, daß diese Fülle eine so kurze Dauer hat. Denn schon schüttelt der West die Blüten von den Bäumen, und der Herbst wird ihr Laub entfärben und zerstreuen.

2.

Willst du nach den Früchten greifen,
Eilig nimm dein Teil davon!
Diese fangen an zu reifen,
Und die andern keimen schon.

Nach dem Zusammenhange erwartet man: andere verderben schon. Wie die Blütenpracht keinen Bestand hat, so laben uns auch manche Sträucher und Bäume nur eine kurze Zeit hindurch mit ihren Früchten. Denn ein Teil der letzteren ist noch nicht reif, während andere bereits

faulen und abfallen. Doch dieſer Genuß wird kaum einen Reiz für dich haben, wenn du, gleich dem Dichter, von ernſten Gedanken bewegt wirſt und dich von Sinnbildern des Wechſels und der Vergänglichkeit umgeben fühlſt.

Gleich, mit jedem Regenguſſe,
Ändert ſich dein holdes Tal;
Ach! und in demſelben Fluſſe
Schwimmſt du nicht zum zweitenmal

Die Blicke des Dichters ſchweifen von den Bäumen nach der Ferne hin und über den Garten hinaus. Dort liegt ſein holdes Tal mit dem Fluſſe. Auch ſie ſind ihm heute Symbole der Unbeſtändigkeit. Einige Regentage beſchleunigen die Entwicklung der Pflanzen und geben den Wieſen und Saatfeldern ein anderes Ausſehen. Die weichen Gräſer erheben ſich in einer derberen Geſtalt, das zarte Grün iſt einer dunklen Färbung gewichen. Das fließende Waſſer gar, in welchem die Tropfen unaufhörlich wechſeln und niemals eine Welle zurückkehrt, iſt die Veränderlichkeit ſelbſt. Von dieſen Wahrnehmungen in der Sinnenwelt macht der Dichter eine ſtille Anwendung auf die Umgebung des Menſchen. Die Natur, die Orts- und Zeitverhältniſſe, die Geſchichte nehmen uns mit unſerer Exiſtenz in ſich auf, aber wir werden damit nur in das Reich der wandelbaren Dinge verſetzt und in unſerm irdiſchen Daſein derſelben Macht des Wechſels und der Vergänglichkeit untertan, die rings um uns her alles fortwährend umgeſtaltet und zerſtört.

3.

Du nun ſelbſt! Was felſenfeſte
Sich vor dir hervorgetan,
Mauern ſiehſt du, ſiehſt Paläſte
Stets mit andern Augen an.

Auch ein gewöhnlicher Dichter würde, nachdem er die Erde als einen Schauplatz der Vergänglichkeit dargeſtellt, die Hinfälligkeit des Menſchen ſelbſt geſchildert haben. Es wäre ihm jedoch vermutlich genug geweſen, darauf hinzuweiſen, daß die Geſtalt des Jünglings verblühet, daß ſeine Haare bleichen, die Stirne ſich faltet, der Nacken ſich unter der Laſt der Jahre beugt. Goethe nimmt die Frage auf, ob dieſe Wandlung, welche unſer Äußeres verändert, nicht bis in das innerſte Selbſt des Menſchen, in ſeine Empfindungen und Intereſſen eindringt, und indem er auf eine ebenſo einfache wie tiefſinnige Weiſe das Auge, die Lippe, den Fuß und die Hand zu Symbolen für unſer Geiſtesleben macht, gewinnen die gewöhnlichſten Dinge eine erſchütternde Bedeutung. — Iſt nur dasjenige wandelbar, was dein Auge wahrnimmt? Iſt dein Auge ſelbſt, der geiſtige Blick, deine Auffaſſung und Schätzung der Dinge im Laufe der Zeit unverändert geblieben? Die Mauern,

die Paläſte, und was ſonſt die rüſtige Vorwelt, wie man ſagt, für die Ewigkeit gegründet, ſie haben noch dieſelbe Geſtalt, in der du ſie vor Jahren kennen gelernt; aber dein Urteil über ſie iſt ein anderes geworden. Ehemals lagen ſie als erhabene Zeugniſſe der Menſchenkraft vor deinen ſtaunenden Augen; jetzt erſcheinen ſie dir vielleicht als die Werke des gedankenloſen Zeitverderbes, einer tyranniſchen Fronherrſchaft, eines unmäßigen Luxus. Die Ideale deiner erſten Begeiſterung ſind nicht mehr deine Ideale. Die Weiſen der Welt, deren tiefſinnige Lehren deinem Blicke einſt als ewige Wahrheiten erſchienen, mußt du ſpäter vielleicht zu den Toren vor Gott zählen. Die glänzenden Heroen der Sage und der Geſchichte haben ſich deiner Einbildung unvergeßlich eingeprägt, aber dich erfaßt jetzt ein Grauen vor der Unſterblichkeit ihrer blutigen Taten.

Weggeſchwunden iſt die Lippe,
Die im Kuſſe ſonſt genas,
Jener Fuß, der an der Klippe
Sich mit Gemſenfreche maß.

Und wo iſt der leichte Jugendmut hin, der dich ehemals bei einem Pfänderſpiel alle Sorge und Mühe, die bittere Täuſchung, die kränkende Unbill vergeſſen ließ, der jede Lebensrechnung, wenn du einmal das Soll und Haben überſchlugſt, mit einer friſchen Hoffnung ins gleiche brachte, der dir die grauſigen Lieder, welche die Parzen ſingen, zu einem angenehm aufregenden Phantaſiebilde machte, während es dir jetzt wie ein Traum iſt, daß du einſt aus voller Seele rufen konnteſt: „Wer wollte ſich mit Grillen plagen, ſo lang' uns Lenz und Jugend blüh'n!“ Du biſt nicht mehr der verwegene Götterſohn, der in dem Drange des Kraftgefühles die Felsſpitzen erkletterte und hoch über dem geräuſchvollen Tagewerk der Menſchen, in die unermeßliche Ferne hinausblickend, eine ſchrankenloſe Freiheit zu genießen glaubte, kein Ideal für unerreichbar hielt.

4.

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte, wohlzutun,
Das gegliederte Gebilde,
Alles iſt ein andres nun.
Und was ſich an jener Stelle
Nun mit deinem Namen nennt,
Kam herbei wie eine Welle,
Und ſo eilt's zum Element.

Ja, der ſchönſte Vorzug der Jugend iſt dir entriſſen: der Trieb, mit ganzem Herzen jedem, wer er ſei, ein Gefährte, ein Freund, ein Helfer zu ſein. Das Mißtrauen, die kluge Vorſicht, die Berechnung des eigenen Bedürfniſſes, die nähere Pflicht der Sorge für das eigene

Haus: sie zwingen uns später, den edelsten und seligsten Zug des Herzens, die Nächstenliebe, mit Gesetzen einzuschränken. Der flehende Blick des Armen dringt dir in die Seele. Rasch ist das Almosen in deiner Hand, aber sie zuckt zurück. Sie gibt, doch sie tut es nicht mit Freudigkeit. Du mußt über die unedle Zögerung erröten, vor dem Armen, der dir eine rücksichtslose Güte zugetraut, vor deiner eigenen Natur, die sonst dem Geziemenden willig folgte. — So ist dein Auge trübe, deine Lippe welk geworden, dein Fuß, deine Hand bewegen sich mit Behutsamkeit, mit deinen Gliedern ist das Gebilde deines Innern, sind deine Gedanken und Triebe anders geworden: du heißest nur noch so wie der Mensch, der du einst gewesen. Was ist das Leben, was ist der Mensch, wenn er an sich und in sich nichts Bleibendes hat, wenn nur sein Name auf dem Grabsteine ebenso lautet wie in dem Taufregister! Du hast nicht einmal die Gewißheit, derselbe zu bleiben, der du jetzt geworden bist; deine Verwandlung endet erst mit deiner Auflösung, wenn dein Leib, an den dein persönliches, bestimmtes Dasein auf Erden gebunden war, in Staub zerfällt, wie sich die Flußwelle in den Gewässern des Meeres verliert.

5.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in eins zusammenziehn!
Schneller als die Gegenstände
Selber dich vorüberfliehn.
Danke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.

Doch getrost! Der Dichter läßt dich nicht in dieser zwar ebenso trüben wie wahren Anschauung der Unbeständigkeit untergehen. Mögen die Dinge so schnell wechseln und vergehen, daß Anfang und Ende beinah zusammenfallen, magst du selbst in dem Strome der Zeitlichkeit dich noch schneller ändern, noch schneller vergehen als viele Gegenstände der Außenwelt: die Gunst der Musen, die Geistesbildung, ein den höheren Zwecken des Lebens geweihter Sinn versprechen dir unvergängliche Schätze und geben dem bessern Teile deines Wesens einen ewigen Bestand. Eine Veränderung der Ansichten, Neigungen und Interessen ist nämlich nur bei dem Toren die Wirkung wandelbarer Zeitumstände, in einem kräftigen und gebildeten Geiste erfolgt sie aus seinem eigenen Triebe zur Wahrheit und Lauterkeit, aus seinem eigenen Bestreben, sich von den Irrtümern der unreifen Jahre zu befreien. Was daher an sich wahr und echt ist und was als solches einmal von dir erkannt und empfunden wird, das geht in dein Bewußtsein, in deine Gesinnung

über und verschmilzt mit deinem innersten Wesen. Jeder Gewinn an sittlicher Würde und Anmut, dieser Gehalt deines Busens, und die höhere Erkenntnis, welche in den Scheinbildern der Erfahrung die Ideen, die reinen Formen der Dinge, zu erfassen weiß, sie überdauern allen Wechsel.

Denn dies Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand. (Goethe).

B. Bemerkungen über die Darstellungsweise.

Goethe nannte seine Gedichte Gelegenheitsgedichte, weil ihn gewöhnlich ein bestimmter äußerer Umstand zu der Abfassung derselben angeregt hatte. Viele beginnen daher mit der Angabe der Situation, in welcher das bewegte Gemüt seinen Empfindungen Worte verlieh. Aber mit mächtigem Aufschwunge erhebt der Dichter sich gleich von dem Einzelnen und Besonderen zum Allgemeinen und Unendlichen. — Auch diese Dichtung ist ein solches Gelegenheitsgedicht. Vermutlich war wirklich, wie in der Einleitung angenommen, der bloße Anblick des Blütenregens, den der Wind von den Bäumen schüttelte, das erste Glied einer Gedankenkette, welche das Wesen und das Schicksal der Menschheit, ihr Verhältnis zur Außenwelt und zu dem Reiche des Unvergänglichen umspannt. Der Dichter versetzt uns in seine Situation. Wir sind zugegen und sehen, wie die Bilder und die Gedanken in seinem Geiste auftauchen, wie die Wahrnehmung eines geringfügigen Umstandes sein Nachdenken erweckt, das zu der Frage über Sein und Nichtsein emporsteigt.

Diese Gedanken stellen sich aber nicht als das Ergebnis der forschenden und kombinierenden Abstraktion dar; sie schließen sich stets an eine sinnliche Anschauung an. Der Dichter scheint nur die Gegenstände einzuführen und läßt sie dann selbst für sich reden. Goethe liebte diese konkrete Weise der Entwicklung, welcher man mit seiner Zustimmung den Namen des gegenständlichen Denkens gegeben hat.

Blüten und Blätter, wer hat sie nicht welken gesehen; ein Tal, ein Fluß und gar die Glieder des Menschen, wem fällt es ein, daß sie uns etwas Neues und Bedeutendes sagen könnten? Aber auch dies ist eine Eigentümlichkeit der Goetheschen Lyrik, daß die Anschauungen, welche sich in Symbole für die gewaltigsten Ideen verwandeln, von den einfachsten und gewöhnlichsten Dingen ausgehen.

Schluß. Der größte Vorzug des Gedichtes besteht jedoch darin, daß es nicht, wie so vieles in der romantischen und humoristischen Poesie, nur durch leidenschaftliche Klagen in unserm Innern einen Sturm erregt, uns bloß eine herbe Verzweiflung zu empfinden gibt, sondern daß es auch das Wort des Friedens zu finden weiß und,

indem es das ſchlimme Los des Menſchen nur deshalb mit ſolchem Nachdruck ausmalt, damit wir den Erſatz, der uns für dasſelbe geboten wird, nach ſeinem vollen Werte ſchätzen lernen, mit einer ſchönen Beruhigung und mit der feſten Zuverſicht zu unſerer Kraft und höheren Beſtimmung abſchließt. L. Cholevius.

48. Hand und Maſchine.

(Vergleichung.)

Wenn der Menſch ſeinen höchſten Vorzug vor dem Tiere in ſeinen geiſtigen Gaben erkennt, ſo darf er doch über jenem herrlichſten Geſchenke ein anderes nicht undankbar überſehen, durch das es ihm möglich iſt, in die Körperwelt einzugreifen, durch das er ſein Leben erhält und ſchmückt: die Hand.

Dieſes ſo einfach ſcheinende, ſo zweckmäßig und kunſtvoll gebaute Glied befriedigt ihm an ſich die notwendigſten Bedürfniſſe: ſie faßt das feindliche Tier und erdrückt es, ſie ſammelt Nahrung und führt ſie zum Munde, ſie flicht aus Baſt das Gewand und aus Ruten die Hütte. Und gar mit Werkzeugen, die der menſchliche Geiſt erſann, ausgerüſtet, hat ſie dem Menſchen die Schöpfung dienſtbar gemacht: mit der Waffe ausgerüſtet, iſt er der gefährlichſten Beſtie unnahbar, mit Pflug und Sichel erwirbt er reichliche Nahrung, mit Spindel und Webſtuhl ſchafft er ſich weiche Kleider, mit Axt und Kelle baut er ſich ſtattliche Wohnungen, die er mit Pinſel und Meißel ſchmückt. Faſt jede Einwirkung des Menſchen auf die umgebende Natur geſchieht vermittels der Hand. Die Sprache ſelbſt erkennt dies an, indem ſie die menſchlichen Werke im Gegenſatze zu den Schöpfungen der Natur als Werke der Menſchenhand bezeichnet.

Doch in neuerer Zeit hat der Menſch einen andern Gehilfen gefunden, der der Hand viele Arbeit abnimmt, ja, wie einige wohl meinen, die Handarbeit ganz zu verdrängen droht: die Maſchine. Wohin wir blicken, arbeitet die Maſchine: ſie pflügt, ſie ſät, ſie driſcht; ſie ſpinnt, webt, ſtrickt, näht; ſie bewegt das Dampfſchiff und das Dampfroß, daß ſie mit Windeseile dahinſauſen; ſie fertigt Papier und bedruckt es, daß in wenig Stunden die Ereigniſſe des Tages oder die Meinungskundgebungen der Männer von Bedeutung Tauſenden durch die Zeitung kundgegeben werden; ja ſelbſt Bilder fertigt ſie im photographiſchen Apparat.

Dieſe vielfache Anwendung der Maſchine läßt annehmen, daß ſie weſentliche Vorteile biete; ſonſt würde der Menſch nicht, das ihm von der Natur gegebene Werkzeug beiſeite ſetzend, ſich erſt ein künſtliches verſchaffen und verwenden. In der Tat ſind auch die Vorzüge der Maſchine am Tage liegend und unbeſtreitbar.

Vor allen Dingen ist es die Gleichmäßigkeit, durch welche sie die größte Sorgfalt des Menschen überbietet. Man nehme z. B. eine Teilmaschine: sie macht einen Maßstab genau so wie den andern und alle dem ursprünglichen Maßstab entsprechend. Die Rädchen, welche zur Uhrenfabrikation von der Maschine gefertigt werden, sind einander so gleich, daß man sie gegen einander austauschen kann. Dann kommt in Betracht die Schnelligkeit, die der Mensch nicht erreichen kann. Eine Nähmaschine näht wohl zehn oder mehr Stiche in der Zeit, in welcher die Hand der geübten Näherin einen einzigen Stich macht. Auch wo die Maschine nicht wesentlich schneller arbeitet als die Menschenhand, vermag sie auf andere Art Größeres zu leisten, indem sie eine große Anzahl von Stücken zu gleicher Zeit fertigt. An der Spinnmaschine werden Hunderte und Tausende von Fäden zu gleicher Zeit gedreht; so bringt sie hundert- und tausendfach zu stande, was eine einzige Spinnerin vermöchte. Nimmt man noch dazu die Unermüdlichkeit der Maschine, welche unter Umständen Tag und Nacht ununterbrochen fortzuarbeiten vermag, wie etwa eine Kunstmühle oder der Bohrer in den gewaltigen Tunnels der Neuzeit, so begreift man, wie sehr in Bezug auf die Menge der Arbeitsleistung die Maschine der Hand überlegen ist. Endlich kann die Maschine eine Kraft entwickeln, wie sie noch so viele Menschen vereint nicht auszuüben vermöchten. Welche Lasten das Dampfroß schleppt, ist jedem bekannt; ich erinnere nur noch daran, welches Gewicht eines Hammers etwa in der Kruppschen Eisenwerkstätte die Dampfmaschine hebt und genau mit der beabsichtigten Wucht auf den zu schmiedenden Eisenklotz niederschmettern läßt. — Es ist begreiflich, daß bei solchen Vorzügen der Maschine die Hand zu mancher Arbeit nicht mehr angewendet wird, zu welcher man sie sonst heranzog. So beklagen denn manche das Überhandnehmen der Maschinenarbeit: ja sie sprechen die Furcht aus, daß es bald dem einzelnen nicht mehr möglich sein werde, von seiner Hände Arbeit zu leben, weil niemand dieselbe in Anspruch nehmen werde. Indes verkennen diese doch die Vorzüge, welche die Hand immer behalten muß, wegen deren sie also immer unersetzbar bleiben wird. Sie lassen sich kurz darauf zurückführen, daß die Hand von einem denkenden Geiste gelenkt wird, welcher im stande ist, jeden Augenblick nach Bedürfnis eine Änderung der Tätigkeit eintreten zu lassen, während die Maschine, sie mag noch so kunstvoll ersonnen, noch so sorgfältig ausgeführt sein, nur regelmäßig wiederkehrende Bewegungen vornehmen kann.

Mag der Faden von der Maschine gesponnen und zum Gewebe verarbeitet sein: den Schnitt zum Kleide wird allein der geschickte Meister fertigen können; mag die Schnellpresse Hunderte von Bogen

eilig bedrucken, der Setzer wird die Buchstaben zusammenreihen müssen; die Teilmaschine mag Tausende von Uhrrädchen fertigen, zusammensetzen muß sie der Uhrmacher.

Ja selbst bei allen Werken der Maschine muß die Menschenhand helfend und regelnd eingreifen; der Faden an der Spule muß von der Arbeiterin geknüpft werden, welche die Maschine beaufsichtigt; der Nähmaschine müssen die Stoffteile eingelegt werden, die sie nähen soll; die Maschine des Dampfschiffes muß von dem Wärter geregelt werden, welcher wieder seine Befehle vom Steuermann empfängt.

Die Befürchtung, daß dem Menschen alle Arbeit von der Maschine abgenommen werden könnte, ist also unbegründet: für ihn bleibt noch immer genug zu tun übrig, um so mehr als er nach Befriedigung eines Bedürfnisses sofort sich neue Zwecke setzt. Wir dürfen demnach volle Befriedigung empfinden, wenn die Maschine uns viele Arbeiten, die entweder durch das erforderliche Maß der Kraft oder durch ihre Eintönigkeit die Kraft des Menschen erschöpfen, abnimmt: zu erschlaffender Untätigkeit werden wir darum noch nicht verurteilt werden, nur mehr Zeit und Kraft bleibt uns nach Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse übrig zur Erreichung höherer Ziele und Ausbildnng der geistigen Fähigkeiten.

F. Schöntag.

49. Pflug und Schwert.

Vergleichung mit besonderer Berücksichtigung ihres Wertes für die Gesittung der Menschheit.

Aus einem Metalle bildet der Mensch zwei entgegengesetzten Zwecken dienende Werkzeuge, den Ernährer der Menschheit und den Verderber, das eine die Grundlage aller menschlichen Gesittung, das andere das Sinnbild der rohen Gewalt, den Gehilfen des Mörders: Pflug und Schwert.

Das sind vielleicht die ersten Gedanken, die in uns aufsteigen, wenn wir das Schwert und den Pflug zueinander in Beziehung bringen. Was verdanken wir nicht dem Pfluge! Von ihm gelockert spendet die Mutter Erde reichliche und sichere Nahrung der bedürftigen Menschheit, die sonst auf die kärgliche und unsichere Jagdbeute oder auf den ebenfalls nicht genügenden Ertrag ihrer Viehherden angewiesen wäre. Zu der Kleidung, die uns das Fell des Wildes und die Wolle des Schafes liefert, kommt dank dem Pfluge die glatte Leinwand und ähnliche Stoffe, die der Landbau uns verschafft. Doch nicht bloß Nahrung und Kleidung schafft uns jenes bescheidene Gerät: noch andere Güter müssen wir von dem Pfluge, dem wichtigsten Geräte des Landbaues, herleiten. Die Gründung fester Wohnstätten hat ja erst der

Ackerbau notwendig und möglich gemacht. Unsere ganze Gesittung, die staatlichen Einrichtungen sind bedingt durch den Ackerbau, mit einem Worte, der Preis, den unser Schiller in seinem „Eleusischen Feste" der Ceres, der Göttin des Ackerbaues, spendet, —

„Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt" —

dieser Preis darf dem unscheinbaren Geräte zuerkannt werden, das uns der Göttin Gabe vermittelt.

Mit welch ganz anderen Gedanken betrachtet der Mensch, wenigstens der von milder, friedfertiger Gesinnung, das Schwert! Vielleicht sind noch die Spuren menschlichen Blutes daran zu finden, in das es einst getaucht wurde. Aber auch wenn es von diesen gesäubert oder noch ganz ungebraucht ist, drängt sich unserm Geiste sofort die Vorstellung von dem entsetzlichen Gebrauche auf, für den es gefertigt ist. Todbringend demjenigen, an dem es gebraucht wird, ist es ein Unsegen für den, der es braucht. Gewalttätig wird sein Charakter; gewöhnt Gewalt zu üben, muß er auch Gewalt fürchten. So raubt ihm das Schwert das Gefühl der Sicherheit: in steter Erwartung eines Feindes muß er stets auf der Hut, stets zur Abwehr gerüstet sein. Wenn er also selbst nicht dem Schicksale verfällt, das er anderen bereitet, so ist ihm doch die Ruhe der Seele geraubt. Und muß er nicht schließlich auch eine andere Vergeltung fürchten, wenn auch die menschliche ihn nicht erreicht?

Es ist begreiflich, wenn der weichfühlende Mensch mit Schauder von diesem Werkzeuge des Mordes sich abwendet. Indessen dürfte doch nur ein einseitiges und beschränktes Urteil, das nur den Mißbrauch der Waffe berücksichtigt, dabei sich beruhigen. Wir aber dürfen nicht verkennen, welchen Wert bei richtigem Gebrauche die todbringende Waffe für den Menschen hat. Daß uns diese gegen die wilden Tiere schützt, vergessen wir beinahe, nachdem diese — in unserer Heimat wenigstens — eben mit Hilfe jener Waffe fast ganz ausgerottet worden sind. Aber auch gegen die Angriffe der Feinde des Vaterlandes bedürfen wir der Waffe, und wenn wir selbst auch die Waffe nicht zu ziehen brauchen, so verdanken wir dies nur dem Umstande, daß dafür die Obrigkeit und ihre Diener das Schwert tragen, bereit, es zum Schutze des Redlichen zu gebrauchen. Das Schwert des Scharfrichters, das dem Leben des Verbrechers ein Ende macht, rächt die Bedrohung des Eigentums und des Lebens von Tausenden oder verhütet die Angriffe des Gesetzlosen auf die friedfertigen Staatsbürger. Und wie im innern Leben der Völker, so ist auch in dem Verhältnisse der Staaten untereinander das Schwert noch immer unentbehrlich. Es mag traurig sein, daß selbst hochkultivierte Völker

gegeneinander eines ſolchen Schutzes bedürfen; aber ſolange ein Volk nicht ſicher iſt, von ſeinem Nachbar angefallen, von einem Gewalttätigen unterjocht zu werden, ſo lange muß es im Schwerte ſeine Rettung ſehen. Der Gebrauch desſelben zu ſolchem Zwecke adelt es und zugleich ſeinen Träger. Denn nicht niedere Triebe heißen ihn es ziehen, ſondern die heiligſten Intereſſen: Recht, Freiheit, Vaterland will er ſchützen, und er ſelbſt ſetzt freudig ſein Leben ein, um das anderer zu erhalten.

Alſo iſt es nicht das Schwert, das wir verabſcheuen dürfen, ſondern nur der Mißbrauch desſelben. Es ſchützt, was uns der Pflug erworben, ſchützt Geſetz und Sitte, Freiheit und Vaterland. Und mit dem rechten Geiſte geführt, macht es den Sinn nicht wild, ſondern tapfer und aufopferungsfähig. Wohl mag die Hand am Pfluge in treuer Arbeit beitragen zur eigenen und zur Erhaltung anderer, es mag bei ſeiner Handhabung redliche und friedliche Geſinnung gedeihen; aber Fleiß und Rechtſchaffenheit machen noch nicht den vollen Menſchen; erſt wer bei redlicher und friedlicher Geſinnung auch die Kraft hat, ſich zu ſchützen, und den Mut, ſein Leben zum Schutze der Angehörigen und des Vaterlandes in die Schanze zu ſchlagen, erſt der iſt der ganze Mann, und wohl dem Volke, deſſen Söhne ſolche Männer ſind.

F. Schöntag.

50. Der Wald ein Tempel.

(Eine Vergleichung.)

Betreten wir zu gewöhnlicher Zeit ein Gotteshaus, ſo iſt der erſte Eindruck, den wir empfangen, der einer tiefen Stille, eines erhabenen Schweigens. Dieſe Ruhe legt ſich wohltuend auf unſer Herz, die Stürme, die vielleicht in dieſem toben, alle Aufregung und Leidenſchaft, ſie werden beſänftigt unter dem Eindruck dieſer heiligen Stille, unter dem Bewußtſein, daß wir hier Gott näher ſind als im Getriebe des Werktages. Erweckt das Betreten eines Waldes nicht die gleiche Empfindung? Auch hier umfängt uns tiefe Stille und ein erhabenes Schweigen, wenn wir aus dem lebhaften Treiben des freien Feldes unter die majeſtätiſchen Baumkronen treten, auch hier fühlen wir uns Gott näher gerückt als an einem andern Punkte der Natur.

Wie im Gotteshauſe dieſe Schauer der Ehrfurcht noch vermehrt werden durch das mehr oder weniger große Halbdunkel, durch die Dämmerung, die in ſeinen Räumen herrſcht, ſo auch im Walde. Auch hier dringt das Himmelslicht durch die Lücken des Laubes nur ſpärlich ein, und dort wie hier hat die teilweiſe Abſperrung des Lichtes eine angenehme Kühle des Raumes zur Folge.

Die Wände des Gotteshauſes ſteigen ohne Abſätze bis zur Decke empor, die vielfach von ſtattlichen Säulen getragen wird. Dadurch wird unſer Blick unwillkürlich nach oben gelenkt, was ja bei der gotiſchen Baukunſt durch jedes einzelne Bauglied in hervorragendem Maße bewirkt wird. Iſt nun gar die Decke des Raumes gewölbeartig konſtruiert und vielleicht noch in Blau gehalten und mit Sternen geziert, ſo glauben wir den Himmel geöffnet zu ſehen. Was im Gotteshauſe durch die Bauart erreicht wird, das erreicht die Natur im Walde mit ihren Mitteln in noch großartigerer Weiſe. Wie die Kronen der Bäume den Raum gewölbeartig abſchließen, ſo fehlt auch hier der Himmel nicht; nur iſt es der wirkliche Himmel, der mit ſeinen Lichtern durch die Zweige ſchaut. Wie ferner im Gotteshauſe der Raum vor dem Altare häufig mit einem prächtigen Teppiche geſchmückt iſt, ſo ziert den Boden des Waldes ein Teppich, gebildet aus dunklem Moos und durchwirkt mit buntfarbigen Blumen. Und wenn der Teppich im Gotteshauſe nicht ſelten Gold- oder Perlenſtickerei aufzuweiſen hat, ſo zaubert hier der Sonnenblick in den Tautropfen der Blumen und Gräſer goldige oder bunte Lichter hervor.

Wie im Gotteshauſe, wenigſtens dem der Katholiken, eine Wolke von Weihrauch zur Decke emporſchwebt, der gleich beim Betreten des Raumes unſern Geruchsſinn gefangen nimmt, ſo empfängt uns im Walde der würzige Duft der Tannen, Birken ꝛc. und lieblicher Blumengeruch, und ſo ſteigt des Morgens und Abends eine Wolke von Nebel in die luftige Höhe. Wenn bei beſonders feierlichen Anläſſen die Lichte auf dem Altare und in den Hängeleuchtern angezündet werden, ſo laſſen ſich mit ihrem Scheine die blitzenden Lichter im Walde vergleichen, wenn die Sonnenſtrahlen nur einzeln durch die Laubmaſſen dringen.

Aber auch wenn wir uns das Gotteshaus von einer andächtigen Menge gefüllt denken, iſt die Ähnlichkeit mit dem Walde nicht zu verkennen.

Wie dort die Gläubigen einmal in halbſtummem Gebete ihre Gefühle in einem bloßen Flüſtern äußern, ſo ſäuſelt hier ein linder Wind faſt unaufhörlich in den Baumkronen, und ein ſinniges Gemüt ſieht darin die ſtumme Sprache des Waldes zum Preiſe des Höchſten. Wie im Gotteshauſe dann wieder die Gemeinde, der Prieſter und der Chor im Lobe des Höchſten wetteifern oder vereint demütige Klagen und Bitten anſtimmen, ſo wird es oft im Walde laut von allerlei jubilierenden und klagenden Stimmen der Vogelwelt; wie dort Orgel und Poſaune mit furchtbarem Schalle zum Ohre des Gläubigen dringen, ſo hier die furchtbare Stimme des Orkans an das bebende Herz des Menſchen.

Was anders als die heiligen Schauer des Waldes war es, was unſere Altvordern, die alten Germanen, veranlaßte, ihren Gottesdienſt nicht in geſchloſſenen Räumen, ſondern im Dunkel ihrer Haine abzuhalten, wo ſie die Stimme ihrer Götter aus dem Rauſchen der Blätter, aus dem Murmeln der Quellen, aus dem Toſen des Sturmes herauszuhören glaubten?

Wir dürfen endlich erwarten, daß dieſe Ähnlichkeit zwiſchen Wald und Tempel ſich dem Gemüte der Dichter, das ja beſonders feinfühlig iſt, ganz beſonders aufgedrängt hat. Und dem iſt in der Tat alſo. So ſingt E. M. Arndt („Waldgruß") vom Walde:

„Der Vogel predigt hier, die Imme,
Der Blütenzweig wie Gottes Buch."

Friedrich Rückert („Waldandacht") ſingt:

„Orgeltöne brauſen
Durch der Tannen Haar,
Und mit ſtillem Grauſen
Knie ich am Altar,
Den in Waldeshallen
Mir der Frühling baut,
Und des Herzens Wallen
Wird im Liede laut."

Am erſchöpfendſten endlich Salis-Seewis in ſeinem Gedichte: „Morgenpſalm":

„Der Erdkreis feiert noch im Dämmerſchein;
Still, wie die Lamp' in Tempelhallen, hängt
Der Morgenſtern; es dampft vom Buchenhain,
Der, Kuppeln gleich, empor die Wipfel drängt."

Und weiter:

„Wem dampft das Opfer der betauten Flur?
Ihr Duft, der hoch in Silbernebeln bringt,
Iſt Weihrauch, den die ländliche Natur
Dem Herrn auf niedern Raſenſtufen bringt.
Die Himmel ſind ein Hochaltar des Herrn,
Ein Opferfunke nur der Morgenſtern." H. Ullrich.

51. Wandervögel und Reiſende.

Was die Reiſenden unter den Menſchen, ſind die Wandervögel in ihrem Geſchlecht; bezeichnet man doch auch ſcherzhaft einen Menſchen, der es nicht lange an einem Orte aushält, als Wandervogel. Beiden iſt gemeinſam die Luſt, die Stätte ihres Aufenthalts zu wechſeln; beide werden von Zeit zu Zeit von einem mächtigen Willensdrange ergriffen, fortzuziehen in die Fremde, ob ſie da vielleicht zu einer größern Befriedigung gelangen.

Aber so sehr in den Wandervögeln wie in den Reisenden die Lust dieselbe ist, welche sie in die Ferne treibt, so sind sie doch andererseits sehr verschieden in den Mitteln, mit welchen sie die Reise ausführen, und in den Zielen, welche sie bei ihren Reisen verfolgen. Denn die Vögel sind Tiere und als solche dem Naturtriebe unterworfen, die Reisenden sind Menschen, welche sich durch ihre Vernunft eigene Gesetze geben. Der Wandervogel zieht daher mit natürlichen Mitteln in die Welt hinaus, der Mensch reist mit künstlichen Mitteln, welche seine Vernunft geschaffen hat.

Die Natur hat den Vogel mit einem leichten Leibe ausgestattet, der durch seine Gestalt geeignet ist, ohne Mühe die Luft zu durchschneiden; der nach vorne gestreckte Kopf zerteilt dieselbe, die Schwanzfedern dienen als Steuerruder, und die starken Flügel tragen den Leib schwebend davon; zudem ist der ganze Körper mit wärmenden Federn umwachsen, die ihn gegen die schädlichen Einflüsse der Temperatur schützen, ihn wärmen und das Regenwasser abfließen lassen.

Solche natürlichen Organe hat der Mensch nicht zum Reisen. Seine Beine sind nicht stark genug, um eine lange Wanderung auszuhalten; wollte er im Laufe mit den fliegenden Vögeln wetteifern, so würde er nach wenigen Minuten merken, wie weit er hinter denselben zurückbleibt. Außerdem ist sein Leib nicht so geschützt gegen die Einflüsse der Temperatur, gegen Kälte und Regen, und ihm treten auf seinen Wanderungen so viele natürliche Hindernisse in unüberschreitbaren Gebirgen, in tiefen und reißenden Strömen und Seen entgegen, daß er es wohl oft aufgeben muß. Der Vogel fliegt über alle diese hinweg. Aber was die Natur dem Reisenden versagt hat, ersetzt er durch seine Vernunft; er schafft sich durch seine Vernunft Mittel, welche die natürlichen Organe der Zugvögel in ihrer Wirkung um vieles übertreffen. Er schützt sich gegen die Witterungseinflüsse durch wärmere Kleidung und setzt sich hoch zu Roß, um vorwärts zu kommen, oder auf einen von Rossen gezogenen Wagen; auf der Eisenbahn, in Dampfschiffen und im Luftballon fährt er in riesiger Geschwindigkeit dahin, ohne die Beine zu diesem Zwecke zu gebrauchen, und legt auf diese Weise weite Strecken zurück, wie es die Zugvögel nie im stande sein werden.

Weil nun die geistigen Kräfte des Menschen einer dauernden Entwicklung fähig sind, so werden auch die künstlichen Mittel zum Reisen mit der Zeit immer geschickter und brauchbarer; wir reisen jetzt mit Dampfschiff und Eisenbahn, und im Anfange dieses Jahrhunderts kannte man von diesen Erfindungen noch nichts; und so werden unsere Nachkommen noch immer bessere Mittel erfinden. Den Wandervögeln geht die erfinderische Vernunft ab, daher werden sie immer auf dieselbe Weise fliegen, wie ehedem, auch nach tausend Jahren.

Wandervögel und Reisende unterscheiden sich aber auch in den Zielen, welche sie mit ihren Fahrten verfolgen. Die Vögel, als natürliche Wesen, folgen nur natürlichen Bedürfnissen; wenn zum Herbste ihnen die Kälte unerträglich wird und Nahrung nicht mehr zu finden ist, treibt es sie, in südlicheren Gegenden wärmere Orte aufzusuchen, wo sie Nahrung finden; und wenn es ihnen zum Frühjahre dort zu heiß wird und die Nahrung mangelt, kommen sie wieder zu uns. Aber während des Sommers schweigt die Lust am Wandern hier, wie im Süden während des Winters

Der Reisende geht selbstgewählten Zielen nach, er verfolgt vernünftige, sittliche, ideale Zwecke anf seinen Wanderungen. Fühlt er sich in seiner Heimat gedrückt und beschränkt, so treibt ihn sein Freiheitssinn fort; wohnen Freunde und liebe Verwandte in der Ferne, so sucht er sie auf; ist seine Gesundheit gestört, so geht er an den Strand der See oder ins Hochgebirge oder in eine Heilanstalt; findet er nicht genug Arbeit, so zieht er hinweg nach einem Lande, wo er mit seinen Kräften erwerben kann; Wissensdurst und Forschungstrieb führt manchen hinaus in ferne Länder; christliche Liebe treibt die Missionare, den Heiden in anderen Weltteilen das Evangelium zu verkünden. Das sind vernünftige, sittliche, ideale Zwecke reisender Menschen, welche die Tiere nicht kennen.

Weil endlich in allen Zugvögeln derselbe Naturtrieb lebt, so ziehen sie alle zu derselben Zeit und nach beinahe denselben Gegenden hin; die Natur bestimmt ihnen also Ort und Zeit des Wanderns; aber der vernunftbegabte Mensch ist in seinem Tun an keine Zeit gebunden, ihm ist von der Natur kein Ort vorgeschrieben; seine Vernunft leitet ihn, jede Jahreszeit benutzt er zum Reisen; wohin er will, steht ihm der Weg offen; da ist auch keine Gewalt, die ihn wieder in die Heimat zurücktreibt, denn er ist frei in seinen Bewegungen und Entschlüssen.

A. Jonas.

52. Wüste und Meer.

Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Erde ist für den Menschen bewohnbar. Man denke nur an die ungeheuren Eisfelder der arktischen und antarktischen Zone, an die ausgedehnten Steppen in Nordasien, die unabsehbaren Pampas in Südamerika, die unermeßlichen Wüsten in Afrika und Australien, und nicht zuletzt an das Meer, welches allein, wie bekannt, zwei Drittel der Erdoberfläche bedeckt. Von allen diesen haben Wüste und Meer trotz ihrer Verschiedenheit viel Gemeinsames; nicht wenige Wüsten sind sogar ehemaliger Meeresboden.

Beim Betreten der Wüste wie an der Küste des Meeres hat man eine ungeheure Fläche vor sich, die zu durchmessen Tage, Wochen,

Monate erforderlich sind. Beide Räume entbehren der Straßen, sie sind weglose Öden, unfruchtbar und unbewohnt. Ohne die wohltätige Erfindung des Kompasses wäre es dem Seefahrer wie dem Wüstenreisenden kaum oder gar nicht möglich, durch die Wüste und über das Meer seinen Weg zu finden.

Eine Folge des Charakters beider Räume als Flächen ist, daß der Reisende hier wie dort den Auf- und Untergang der Gestirne, besonders des Tages- und Nachtgestirnes, ungehindert durch Bodenerhebungen aller Art, aufs deutlichste verfolgen kann. Hier wie dort zeigen Sonne und Mond beim Auf- und Untergang infolge der Brechung ihres Lichtes in den Dunstschleiern die herrlichsten, tiefsten Farbentöne. Und infolge einer andern Ursache, nämlich der ungleichen Erwärmung der Luftschichten über den großen Flächen und der Brechung und Reflexion der Lichtstrahlen, erblickt der Seefahrer und Wüstenreisende nicht selten täuschende Bilder von oft meilenweit entfernten Gegenständen, als Bäumen, Häusern, Menschen, Karawanen, Schiffen ꝛc., die sogenannte Fata Morgana.

Eine Folge der Öde und Unbewohnbarkeit beider ist zunächst, daß eine Reise über das Meer wie durch die Wüste äußerst einförmig ist. Wie der Schiffer oft lange Monate hindurch auf den engen Raum seines Schiffes beschränkt ist, von aller Welt abgeschieden, immer nur denselben Kreis von Menschen um sich hat, so darf sich der Wüstenreisende kaum von dem Rücken des Kamels, „des Schiffes der Wüste", wie man es, wohl wegen seines schwankenden Ganges, genannt hat, entfernen, will er nicht ein Opfer der Schrecken der Wüste werden. Wie die Aussicht hier wie dort großartig, aber doch auf die Dauer ermüdend, weil ohne Abwechslung ist, so ist auch die Reise hier wie dort äußerst ermüdend, und jede noch so geringfügige Unterbrechung, z. B. auf dem Schiffe die Jagd auf einen Hai, in der Wüste auf einen Löwen, willkommen.

Die Folge der Unfruchtbarkeit beider ist, daß der Reisende sich mit reichen Vorräten für die Reise versehen muß. Da man die Fleischvorräte aber früher nur durch Einsalzen haltbar zu machen verstand, dem Verderben der Brotnahrung und des Trinkwassers gar nicht zu steuern wußte, so entstanden häufig Krankheiten unter den Reisenden, z. B. der furchtbare Skorbut, der den in Gesundheit blühenden Menschen in kurzer Zeit dahinraffte, wenn er nicht durch den baldigen Genuß frischen Fleisches und frischer Pflanzenkost geheilt werden konnte. Dieser Skorbut wird nicht bloß von den Seereisenden gefürchtet, sondern ist gleicherweise bei Wüstenreisenden beobachtet worden. Die Erneuerung der Lebensmittel und des Trinkwassers erweist sich auf dem Schiffe als entschieden leichter als in der Wüste.

Verhältnismäßig recht häufig nämlich berührt der Seefahrer eine Küste oder er landet an einer der nach Tausenden zählenden Inseln und findet hier fast immer jagdbares Wild, Pflanzenkost und frisches Trinkwasser, ganz abgesehen davon, daß er schon während der Fahrt Gelegenheit hat, seinen Tisch mit Fischkost zu bereichern. Der Wüstenreisende ist weniger gut daran. Zwar fehlen auch der Wüste solche Inseln nicht inmitten des toten Sandes, nämlich die Oasen, beckenartige Vertiefungen im Boden mit einer Quelle oder einem kleinen Bache und verhältnismäßig reichem Pflanzenwuchs, aber diese Oasen sind unendlich seltener als die Inseln im Ozean und bieten auch entsprechend weniger von dem, was der Reisende bedarf, was nicht ausschließt, daß sie dem Reisenden trotzdem willkommen sind. Ist doch der Wüstenfahrer unendlich genügsamer als der Seefahrer. Ihm genügt es schon, wenn er frisches Trinkwasser für seinen ausgetrockneten Gaumen, Pflanzenwuchs, Schatten und frischere Luft für seine entzündeten Augen und seine glühende Lunge antrifft.

Die Stürme, die auf dem Meere die ruhige Fläche zu hohen Wogenbergen aufwühlen, neben denen sich furchtbare Abgründe auftun, und die in der Wüste den Sand zu hohen Dünen aufhäufen, die sich gleich den Wogen des Meeres fortbewegen können, steigern die Gefahren für den Reisenden oft bis zu dessen völligem Untergang. Wie dort unter den Wogen oft die stolzesten Schiffe mit Mann und Maus begraben werden, so hier ganze Karawanen unter den Dünen. Ganz besonders gefährlich werden auf der See die Wasserhosen, in der Wüste die Sandhosen, beide vom Wirbelwinde verursacht. Wenn gewisse Winde (Passate) wegen ihrer Regelmäßigkeit dem Seefahrer förderlich werden können, so kann davon bei den Wüstenwinden keine Rede sein.

Zu diesen Gefahren seitens der unbelebten Natur gesellen sich nun noch Angriffe auf Eigentum und Leben der Reisenden durch Raubtiere und Menschen. Droht in den südlichen Meeren der gefräßige Hai, „des Meeres Hyäne", der dem Schiffe oft tagelang folgt, und ist es in den nördlichen Meeren der Walfisch, das Walroß, der Eisbär, die Gefahr für das Leben der Reisenden bringen, so ist es in der Wüste der furchtbare Löwe, der räuberische Schakal, die gefräßige Hyäne, denen manches Transporttier und mancher Mensch zur Beute wird. Und nicht genug damit — so lauert in gewissen Meeresteilen der Seeräuber kleineren Schiffen auf, und Beduinenschwärme überfallen und berauben die Karawanen.

Es müßte wundernehmen, wenn diese Tatsache der Ähnlichkeit von Wüste und Meer nicht auch in gewissen sprachlichen Wendungen Ausdruck gefunden hätte. Letzteres ist in der Tat der Fall. Ihre

große Ähnlichkeit hat dazu geführt, daß man in gewissen Ausdrücken beide einfach mit einander vertauscht, insofern als man von einem Sandmeer und einer Wasserwüste spricht.

Ein Hauptunterschied von Wüste und Meer ist, daß jene die Länder trennt, dieses sie verbindet.

H. Ullrich (nach Andeutungen von L. Cholevius).

53. Das Leben eine Reise.

Man hat das menschliche Leben schon mit den verschiedensten Dingen verglichen, so mit einem Traume — ein Vergleich, der einem tiefsinnigen Drama des spanischen Dichters Calderon zu Grunde liegt —, ferner mit einem Kampfe oder einem Kriege — wem wäre wohl die Darwinsche Bezeichnung des Lebens als eines Kampfes ums Dasein unbekannt? —, vielleicht auch mit einem Flusse oder Strome; ja man hat es sogar — sehr viele Menschen leider mit nur zu großer Berechtigung — ein Jammertal genannt. Aber wohl kein Vergleich ist zutreffender und einleuchtender als der Vergleich des Lebens mit einer Reise.

Das Leben und eine Reise gleichen sich zuvörderst insofern, als man auf beide gar mancherlei Vorbereitungen treffen muß. Wer eine Pilgerfahrt, eine Reise antreten will, beschickt zuvor sein Haus; er sorgt dafür, daß während seiner Abwesenheit alles im gehörigen Gange und in seiner rechten Ordnung bleibe. Hat er einen Hausstand, so ordnet er an, was ein jedes Familienglied oder die Personen, welche ihn in der Betreibung seiner Geschäfte unterstützen, während der Dauer seiner Reise vornehmen und beschicken sollen; hat er keinen, so gibt er wenigstens einem Freunde oder Verwandten Auftrag, wenn Gefahren sein Eigentum uud anderes, was er zurücklassen muß, bedrohen sollten, dafür Sorge zu tragen, daß ihm wo möglich das Seinige gerettet und erhalten werde; er bestimmt, was man tun solle, falls etwa während seiner Abwesenheit etwas ihn Angehendes sich ereignete: kurz ein jeder hat in einem solchen Falle gar mancherlei vorher anzuordnen und vorzubereiten. Und ist er damit zustande, hat er alles für die Zeit seiner Abwesenheit ihm nötig Scheinende überlegt und geregelt, so denkt er an das, was er auf der Reise selbst nötig haben könnte, und versieht sich sorgfältig mit denjenigen Dingen, welche er für erforderlich hält, um jene möglichst ohne Beschwerde und Verlegenheiten zurücklegen zu können. Wie geschäftig sind da seine Hände! wie langt er bald dies bald das hervor! wie wählt er unter seinen Sachen so sorgfältig das ihm am passendsten dünkende Stück! — Gerade so geht es, nur in noch größerem Maß-

ſtabe, mit dem Leben. Welche Vorbereitungen werden da gemacht, um den Lebensweg glücklich zurücklegen zu können! Schon in den erſten Jahren der Kindheit, wenn das Kind kaum zu denken und zu wollen beginnt, fangen ſie an. Wie vieles muß das Kind lernen, an wie vieles ſich gewöhnen, wie vieles ſich verſagen, um ſich zu einem Stande, einem Berufe vorzubereiten, der ihm künftig den Weg durchs Leben ebenen ſoll! Wie ſorgen Vater, Mutter und Verwandte ſo ängſtlich für ſein künftiges Wohl! Wie viel überlegen ſie, welcher Beruf für dasſelbe ſich wohl am beſten eignen, in welchem es am beſten ſein Fortkommen finden oder welcher am meiſten mit ſeinen Anlagen und Neigungen zuſammenſtimmen werde! Und ſo tritt denn der Herangewachſene endlich nach vieler Sorge, Mühe und Vorbereitung ein in das Leben, verſucht ſeine eigene Kraft und wendet an, was er gelernt hat.

Aber es geht nicht immer ſo, wie man erwarten ſollte und gehofft hatte. Bei dem redlichſten Fleiße, bei dem beſten Willen, bei der erprobteſten Tüchtigkeit ſtoßen dennoch die meiſten auf ihrer Lebensbahn auf Hinderniſſe, Schwierigkeiten, ja ſelbſt Gefahren. Manchem freilich ebnet ſich leicht und ſchnell der Weg, und mit Gemächlichkeit wandert er auf gebahnter Straße, wo ſein Fuß an keinen Stein ſtößt; aber wie viele können ſich eines ſolchen Glücks rühmen? Müſſen nicht bei weitem die meiſten Menſchen ihre Kräfte und ihre Zeit faſt erſchöpfen, um nur erſt die Schwierigkeiten, die ſich ihnen entgegenſtellen, beiſeite zu ſchieben? Gleiche Beſtrebungen anderer, ein ähnliches Ziel, das dieſe mit uns zugleich verfolgen, macht ſie zu unſern Widerſachern, und ihre Eiferſucht, ihr Neid erzeugt nicht ſelten gegen uns Verleumdung und erweckt uns Feinde, welche unſere Beſtrebungen verdächtigen und hindern und uns Ärger bereiten, uns wohl gar entmutigen. Bedarf es nicht zur Ausführung ſo mancher Pläne und Unternehmungen gar vielerlei Unterſtützung von anderen, Geldmittel, Empfehlungen und einflußreicher Verbindungen? Wer alſo alles dies oder das meiſte davon entbehrt, iſt für den nicht alles, was er unternimmt, weit ſchwieriger und gewagter? weit weniger geſichert in ſeinem Erfolge? Aber wenn uns auch alles noch ſo günſtig iſt, wenn wir die Beihilfe und Unterſtützung von Gönnern und Freunden haben, die es ſich angelegen ſein laſſen, uns alle unſere Pläne und Unternehmungen mit Rat und Tat zu erleichtern: ſo können doch tauſend unvorhergeſehene und unberechenbare Zufälligkeiten ſich ereignen, deren Zuſammentreffen bewirkt, daß wir uns auf einmal mitten in unſerer Tätigkeit aufs unangenehmſte unterbrochen und gehemmt ſehen. Wie mancherlei Unglücksfälle treffen ferner die Menſchen während ihrer Lebenszeit! Welche Menge von Verluſten

aller Art bedroht sie! Reißt nicht der Tod den Freund vom Freunde, den Gatten von der Gattin, die Kinder von den liebenden Eltern, deren einziger Trost, deren süßeste Freude sie waren! Und kann es wohl ein Menschenherz geben, das bei solchen Schlägen des Schicksals unempfindlich bliebe? O gewiß, wer solche Verluste erlitt, dessen Kraft wird gelähmt, dessen Mut wird gebrochen, dessen Tätigkeit erschlafft. Aber auch sonst ist ja die Kraft des Menschen nur eine beschränkte, und sein Körper ist Krankheiten unterworfen, die ihn längere oder kürzere Zeit in seinen Unternehmungen hemmen und nicht selten schuld sind, daß der günstige Augenblick, etwas glücklich zu beginnen und zu Ende zu führen, entflieht, um vielleicht nie wiederzukehren.

Gerade so ergeht es auf einer Reise, auf einer Pilgerfahrt in die Ferne. Da gibt es rauhe Wege, auf denen man nur langsam und mit Anstrengung weiter kommt; da gibt es Anhöhen und Berge zu erklimmen, welche unsere Kraft erschöpfen, so daß wir uns nach einem gastlichen Hause umsehen, um uns von der Anstrengung zu erholen und uns zur Weiterreise zu stärken. Der einsame Wanderer kommt oft vom Wege ab und gerät auf ungebahnten Stegen an Abgründe, welche ihn zur Umkehr nötigen; er verfehlt die Brücke, welche ihn sicher und schnell über Bäche und Flüsse führt. Ganz seinen Gedanken sich überlassend und mit ihnen schon dem fernen Ziele zueilend, bemerkt er vielleicht nicht, daß ihm an seinen Reisegerätschaften ein unentbehrliches Stück fehlt, welches er an dem letzten Ruheplatze liegen ließ, wo er seine müden Glieder ausgestreckt hatte, und wenn er dann endlich den Verlust bemerkt, steht er still, besinnt sich und kehrt schnell zurück, um vielleicht das Verlorene wiederzuerlangen, wenn nicht ein anderer, weniger zerstreut als er, dasselbe schon gefunden und sich angeeignet hat und damit eines anderen Weges gewandert ist. — Gemächlicher freilich fährt der Wohlhabendere in seinem Wagen, gezogen von raschem Gespann; schneller scheint er dem Ziele seiner Reise entgegenzueilen, und voll stolzen Behagens schaut er auf den Fußwanderer, der an der Seite der Straße dahinschreitet. Aber, siehe da! ein Stein, den der Lenker seines Wagens nicht achtete und an den er hart anfuhr, zerbricht das Rad, und der sich noch eben in behaglicher Ruhe in seinem Wagen Schaukelnde wird umgeworfen und bricht den Arm, so daß er noch froh ist, wenigstens in der Nähe menschlicher Wohnungen zu sein. Hier muß er unter der Pflege Fremder wochenlang liegen bleiben und kann also lange an eine Weiterreise nicht denken. Einen andern überfallen im Dickicht des Waldes raublustige Wegelagerer und plündern ihn aus, so daß er froh ist, nur mit dem nackten Leben davonzukommen.

Und ſo trifft auf der Reiſe den einen dieſes, den andern jenes Ungemach. Es iſt alſo im Leben wie auf einer Reiſe, ſie ſind ſich beide darin ähnlich, daß uns während derſelben gar viele Gefahren und Schwierigkeiten aufſtoßen.

Wer aber wollte es wagen, den Wanderſtab zu ergreifen und dahin zu eilen durch Flur und Tal, durch Wald und über Gebirge, um zu ſehen, wie es jenſeits der Grenze des Horizonts ausſieht, wenn er im voraus wüßte, daß er mit nichts als Unannehmlichkeiten, Schwierigkeiten und Gefahren auf ſeiner Reiſe zu kämpfen haben würde, daß nichts als Verluſte ihm droheten und ſein Gemüt verbittern würden? Nein, es wechſeln vielmehr Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten faſt regelmäßig miteinander ab.

Wenn der Wanderer durch öde und dürre Heideſteppen, wo ſein Auge keinen Baum, kaum ein niedriges Haus erblickte und ſich demſelben nur ein ewiges Einerlei ohne die mindeſte Abwechſlung zeigte, ſeine müden Schritte geſchleppt hat, ſo folgt dann wieder eine freundliche, fruchtbare Gegend, über welche Ceres und Pomona ihr Füllhorn ausgegoſſen haben, wo das herrliche Grün der Wälder, wo ſtolz ſich erhebende Berge und raſche Ströme mit ihren belebten Ufern ſeiner Schauluſt tauſenderlei Gegenſtände darbieten, welche ihm Freude machen. Je unwirtbarer die durchgewanderte flache Sandſteppe geweſen iſt, deſto mehr erquickt gleichſam das Herz des Reiſenden der liebliche Anblick einer ſolchen Gegend, der die Meiſterhand der Natur tauſend Reize anerſchaffen hat. Einen andern führte ſein Weg durch eine rauhe, felſige Gegend, ſo daß ihn oft ſein Fuß ſchmerzte, aber es folgen auf die ſteinigen, rauhen und ſtaubigen Pfade wieder geebnete über Wieſen, durch kühlbeſchattete, duftende Haine oder am Rande ſanftmurmelnder Bäche dahinführende, und vergeſſen iſt dann alle Beſchwerde und Ermüdung, und mit friſchem Mute pilgert der Reiſende weiter. — Er hat ſich verirrt und erreicht nicht das Ziel ſeiner Wanderung; aber da trifft er auf ſeinem Gange einen Menſchen an, den er zwar nie zuvor kannte, mit dem er aber doch bald innig befreundet wird, mit dem er Herz gegen Herz tauſcht und in dem er ſo, durch den Zufall, einen Freund fürs Leben gewinnt, den er nicht gefunden haben würde, wäre er nicht vom Wege abgekommen. So achtet vielleicht der, welcher auf ſeiner Reiſe ſelbſt in Lebensgefahr gekommen war, bald weder Schmerzen noch Zeitverluſt, noch die Verfehlung ſeines Reiſeziels; denn die menſchenfreundliche Hand, die den Verwundeten pflegt, iſt es, welche ihm das Schickſal beſtimmte, um ihn den Weg durchs Leben zu führen: er hat in ſeiner Pflegerin eine treue Lebensgefährtin gefunden und kehrt ſo von der Reiſe, welche ihm anfangs ſo viele Leiden bereitete, fröhlich, ja im Innerſten be-

glückt, zur Heimat zurück. — Oft trifft der Reisende auf seinem Wege heimtückische, böse Gesellen, die es darauf anlegen, den Harmlosen zu kränken oder in Schaden zu bringen; er ist der Übervorteilung und dem Betruge Gewinnsüchtiger ausgesetzt; aber er trifft auch wieder auf biedere, sich freundlich seiner annehmende Menschen, die ihn, den Fremden, wie einen alten Bekannten aufnehmen und behandeln. — Bisweilen begegnet es dem Reisenden, daß er nicht einmal nach langer Anstrengung und fast gänzlicher Erschöpfung seiner Kräfte eine freundliche, bequeme Nachtherberge findet, sondern sich mit der schlechtesten Lagerstätte und fast ungenießbarer Kost begnügen muß, so daß er froh ist, bei grauendem Morgen, obgleich am ganzen Körper matt und wenig gestärkt durch Speise und Trank, seinen Wanderstab weitersetzen zu können; aber bald vergißt er wieder diese Unannehmlichkeit, denn Natur und Kunst bieten ihm auf seinem Weitermarsche, wo er eine schöne Stadt erreicht, so viele Genüsse, er sieht so viel Neues und Schönes, daß er sich freudig gesteht, jenes sei wohl wert, deshalb manche Bequemlichkeit zu opfern und manche Beschwerde zu ertragen. Und so begegnet jedem Wanderer neben manchem Unangenehmen und Verdrußerweckenden auch viel Erfreuliches und Angenehmes auf der Reise.

Gerade so geht es auch im Leben der Menschen: auch hier folgt nach dem Unangenehmen und Schmerzlichen wieder etwas, was unser Herz mit Freude erfüllt. Die Verluste an Hab und Gut werden nicht selten durch einen glücklichen Zufall wieder ersetzt, und der, welcher sie erlitten hatte, wird oft später noch reicher und begüterter als er vor dem Verluste war. Der Kranke genest allmählich wieder von seiner Krankheit, und die frühere Kraft uud Rüstigkeit kehrt ihm zurück, ja er fühlt sich, wenn einmal die Krankheit aus seinem Körper gewichen ist, wohl selbst gesünder und wohler, als er vorher war. Auf Ärger und Kummer, den böswillige Menschen uns bereitet hatten, wird uns nicht selten die Freude, durch die zuvorkommende, liebevolle Aufmerksamkeit und Willigkeit Gutgesinnter zu erfahren, daß die Welt doch nicht so ganz verderbt sei, wie wir es in unserm Unmute uns zuvor einbildeten, Groll und Haß verschwinden wieder aus unserm Herzen und weichen milderen Gesinnungen. Einen zärtlich geliebten Freund oder Verwandten führt das Schicksal in weite Ferne von uns hinweg, oder es raubt ihn uns der unerbittliche Tod; aber die Freude über eine günstige Wendung unseres eigenen Schicksals mildert zunächst unsern Schmerz über den erlittenen Verlust, und wir gewinnen später statt des von uns geschiedenen einen neuen Freund, der, wenn auch zunächst noch nicht ganz, doch zum Teil uns den Verlust des früheren ersetzt, weil er diesem in treuer Anhänglichkeit

an uns gleicht. Und so heitert sich der Himmel unseres Lebens, wenn er auch bisweilen mit trüben Wolken bedeckt war, wieder auf, und alles um uns her kleidet sich in rosigen Freudenschimmer, so daß wir der Zukunft, vor der wir vor kurzem noch so sehr bangten, nun frohen Mutes entgegensehen. Wer erkennt also nicht auch in dieser Hinsicht die Ähnlichkeit des Lebens mit einer Pilgerfahrt, insofern nämlich, als bei beiden Unangenehmes mit Angenehmem abwechselt?

Sie gleichen sich endlich aber auch insofern, als man bei beiden, wenn auch auf verschiedenen Wegen, einem Ziele entgegengeht, an dem der eine früher, der andere später anlangt. — Von ganz verschiedenen Himmelsgegenden aus beginnen nach einem und demselben Punkte hin oft Wanderer ihre Reise. Alle haben die gleiche Absicht; aber sie legen den Raum, der sie von ihrem Ziele trennt, auf die verschiedenste Weise und auf den verschiedensten Wegen zurück. Der eine folgt der genauesten Richtung, der gebahnten Heerstraße, und achtet nicht Staub und Hitze, um das Ziel seiner Reise je eher je lieber zu erreichen; er vermeidet jeden Aufenthalt an irgend einem Orte, und böte er auch noch so viel Angenehmes und Merkwürdiges, da er mit nichts beschäftigt ist als mit dem, was seine Absicht fördern kann. Der andere dagegen macht es sich bequemer, er folgt den Seitenwegen neben der Hauptstraße, wenn sie ihm angenehmer scheinen, er sucht die schönsten Punkte der zu durchwandernden Gegenden auf und läßt sein Auge mit Wohlgefallen und lange auf jedem Gegenstande verweilen, der ihn anzieht; er läßt es sich nicht verdrießen, sogar einen weiten Umweg zu machen, wenn er dadurch Gelegenheit hat, ein schönes Werk der Kunst oder der Natur durch eigene Anschauung kennen zu lernen, oder mit einem ausgezeichneten Manne Bekanntschaft zu machen, welcher da oder dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Die Zeit dünkt ihm nicht verloren, die er auf seiner Wanderung zu solchen Zwecken verwandte, ob er auch infolgedessen später an seinem Bestimmungsorte eintrifft. Gemütlich also wandert er über Berg und Tal und verweilt, wo es ihm gefällt, bald am schattigen Wiesenquell, bald auf dem Rücken des himmelanstrebenden Gebirges, von wo eine weite Fernsicht über die Länder und ihre Städte und Dörfer sich öffnet; bald treibt er sich im Gewühle volkreicher Städte umher und wandert erst weiter, wenn er alle Reize der Natur, der Kunst, des geselligen und geistigen Verkehrs mit denen empfunden und genossen hat, mit welchen ihn Wahl oder Zufall zusammenführte. — So gelangen die verschiedenen Wanderer zwar nicht zu gleicher Zeit, nicht auf demselben Pfade, aber doch alle endlich zu dem Ziele, nach dem sie gepilgert waren.

Die Benennung Erdenpilger ist aber für uns alle ebenfalls

eine höchſt paſſende Bezeichnung, inſofern als wir im Erdenleben alle nach einem Ziele hinwandern, das wir auf verſchiedenen Wegen, in verſchiedener Zeit erreichen. — Das nächſte und erſte Ziel, auf das alle losſteuern, iſt das, einen Wirkungskreis, eine feſte Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft zu gewinnen, um ſo einen Familienkreis um ſich zu bilden, für den und in welchem ein jeder zu leben Verlangen trägt. Denn weil alle Glieder desſelben ſo enge Bande der Liebe und Freundſchaft aneinander knüpfen, ſo iſt ein ſolcher Kreis allein geeignet, uns nach Anſtrengung und Arbeit Erholung, Stärkung des Körpers und Aufheiterung des Geiſtes zu gewähren und, wenn Sorge, Unmut oder Not irgend welcher Art ſich uns naht, ſie uns erträglicher zu machen. Aber wie verſchieden ſind die Berufsarten und Geſchäfte des Menſchen und ihre Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft! Wie verſchieden alſo auch die Mittel und Wege, durch welche man ſich zu denſelben befähigt und ſo dieſes erſte und nächſte Ziel im Leben erreicht! Die eine Art von Beruf oder Amt erfordert eine längere, die andere eine kürzere Vorbereitung, und ſo gelangen die einen ſpäter, die anderen früher zu dieſem Ziele. Die einen beeilen ſich es zu erreichen, die anderen nehmen ſich Zeit und machen es ſich bequemer, je nachdem Neigung und Verlangen ſie mehr oder weniger antreiben. So verfolgen einige außer dem Hauptziele noch mehrere Nebenziele und Richtungen und gelangen ſpäter dahin, wo viele, die mit ihnen gleichzeitig die Reiſe antraten, ſchon längſt angekommen ſind. Einige ſcheuen auch wohl eine ununterbrochene Anſtrengung und ruhen deshalb oft auf ihrem Wege aus und ſchonen ihre Kräfte, weil ſie nicht erſchöpft am Ziele anlangen wollen. — Von dieſem nächſten Ziele aus müſſen endlich alle, ohne es zu wollen, ſich zu einer Wanderung nach einem letzten Ziele anſchicken, nämlich dem Ziele des Lebens überhaupt, dem Tode, und auch an dieſem langen die einen früher, die anderen ſpäter an: die einen als hochbetagte Greiſe, die anderen im rüſtigſten Mannesalter, viele ſogar, nachdem ſie kaum ins Leben eingetreten ſind. Und wie verſchieden ſind die Wege, auf denen die Erdenpilger eingehen zur dunklen Pforte des Todes! Der eine endet ſchnell und ſchmerzlos ſein Leben, der andere nach langwierigem, ſchmerzlichem Krankenlager; den einen rafft eine Seuche dahin, der andere ſtirbt an Entkräftung; den einen tötet eine feindliche Kugel, den andern ein Sturz von einem Baume oder Felſen oder ein anderer Unfall.

Wie paſſend iſt alſo die Vergleichung des Lebens mit einer Reiſe, einer Wallfahrt! Und unter welch freundlichem Bilde zeigt uns dieſe Zuſammenſtellung zugleich das Leben! Denn wen triebe nicht das Verlangen, einmal den Wanderſtab zu ergreifen, um ſich

die Welt, soweit möglich, anzusehen? Wer dächte nicht mit Vergnügen an eine gemachte Reise und an die Erlebnisse auf derselben zurück, selbst wenn ihm auf derselben nicht alles nach Wunsch ging? Wer wollte also unmutig werden, wenn ihn auch auf dem Wege durchs Leben einmal ein Sturm, ein Mißgeschick überfällt? Es geht ja vorüber, dies weiß der Wanderer, und bald lächelt wieder der Sonne Glanz vom blauen Himmelszelt. Darum mutig vorwärts auf der Bahn und unverzagt: post nubila Phoebus!

J. Fr. Schröder. — Verändert.

54. Knabe, Jüngling, Mann, Greis.

(Eine Unterscheidung der vier Lebensalter.)

Körper und Geist des Menschen sind in einer stetigen und deshalb unmerklichen Entwicklung begriffen.

Jeder Tag, jede Stunde verändert uns. Dennoch, obwohl die Grenzen nicht fest zu bestimmen sind, lassen sich vier Altersstufen unterscheiden, die durch äußere und innere Merkmale wesentlich von einander verschieden sind: die Kindheit, das Jünglings-, das Mannes- und das Greisenalter. Alle gehen unmerklich ineinander über wie im Kreislauf des Jahres die Jahreszeiten.

Die Verschiedenheit der vier Lebensalter macht sich im Äußern wie im Innern bemerklich.

Der Körper des Kindes ist noch klein, zart, verhältnismäßig schwach und noch in geringem Maße den Anstrengungen, der Ermüdung durch Arbeit gewachsen. Dafür zeugt aber alles an ihm von jugendlicher Frische, seine Bewegungen sind rasch, hastig und deswegen ungelenk, vielleicht tölpelhaft. Wir bewundern seine gesunde rosige Gesichtsfarbe, seinen vollen Haarwuchs, die gesunden Zähne, die noch ungeschwächte Sehkraft und Hörfähigkeit, die Gesundheit der Lunge und überhaupt der Atmungsorgane.

Alle diese Eigenschaften zeigt der Körper des Jünglings beinahe in höchster Vollendung. Sein Körper ist fast ausgewachsen und der höchsten Blüte nahe, wenn auch noch immer nicht zu voller Kraft gereift. Sehet ihn an in seiner stolzen Haltung, mit seinen kraftgeschwellten Muskeln, mit dem siegesgewissen Ausdruck seines Gesichts und dem bis ins kleinste ausgeprägten Selbstbewußtsein, erscheint er nicht wie ein zur Erde herniedergestiegenes Götterbild? So haben uns die Alten die Gestalten eines Achilles, eines Alexander, eines Antinous gebildet, und an diese Gestalten werden wir uns vorzugsweise und gern erinnern, wenn wir uns das Idealbild eines Jünglings vorführen wollen.

Aber erſt der geſunde Mann zeigt den Körper in ſeiner höchſten Ausbildung. Was beim Jüngling vielfach noch Knoſpe war, iſt hier zur herrlichen Blüte entfaltet. Er zeigt alle Eigenſchaften des Jünglings, nur in höchſter Vollendung. Alles an ihm zeugt von verhaltener Kraft, ſeine Bewegungen, ſeine Reden und Geſten ſtehen unter der Leitung der Vernunft und zeigen deshalb jenes ſchöne Maßhalten, das uns die Alten als herrlichſte der Tugenden geprieſen haben. Alles an ihm läßt erkennen, daß er zum Herrſcher über die Natur, über ſeine Mitgeſchöpfe berufen iſt.

Welch Unterſchied zwiſchen ihm und dem Greiſe! Dort die ſtraffgeſpannten Muskeln und darüber eine ſtraffgeſpannte Haut, hier die Muskeln erſchlafft und die Haut voller Runzeln und Falten; dort ein dichter Haarwuchs, kaum von Kamm und Schere gebändigt, hier nur noch ein ſpärliches Haupt- und Barthaar und von weißer Farbe; dort der ſtolze Gang des Siegers, hier der Gang gebückt und ſchleichend; dort der Körper in ſeiner Vollkraft, hier von allerlei Krankheiten heimgeſucht und geſchwächt. Dort die edlen Sinne (Auge und Ohr) in ihrer vollen Schärfe, hier geſchwächt und kaum noch die nötigſten Dienſte verrichtend, während die niederen Sinne (Geſchmack, Geruch) eine Verfeinerung erfahren haben. Dort die Erſcheinung die eines Herrſchers, hier mehr geeignet, als „Kinderſpott" zu dienen, wie es ein volkstümlicher Bilderbogen („Die Alter des Menſchen") darſtellt.

Als Sinnbild der vier Lebensalter mag der Stab in der Hand des Kindes, des Jünglings, des Mannes, des Greiſes gelten. Iſt der Stab in der Hand des Kindes nur ein Spielzeug mehr, dient er dem Jüngling nur dazu, ſeine Kraft abzulenken und zu beſchäftigen, ſo iſt er in der Hand des Mannes geeignet, die Würde ſeiner Erſcheinung zu erhöhen, und wird in der Hand des zum Herrſchen Berufenen zum Scepter, während er dem Greiſe ganz unentbehrlich iſt, um ſeinen ſchwankenden Gang zu ſtützen, alſo hier ein Sinnbild der Hilfloſigkeit desſelben iſt.

Nicht minder groß ſind die Unterſchiede der vier Lebensalter in Bezug auf das Innere.

Das Kind zeigt durchweg einen heitern Sinn. Unangenehmes, ſeien dies getäuſchte Erwartungen, Warnungen, Strafen, ja ſelbſt körperliche Schmerzen, vergißt es leicht und ſchnell; zwiſchen Weinen und Lachen, den beiden Extremen, ſchwankt ſtets ſeine Stimmung. Mutwillig ſucht es Gefahren und Schwierigkeiten auf und ſtürzt ſich unbeſonnen in Abenteuer, die ihm oft dauernden Schaden bringen. Seine Lieblingsbeſchäftigung iſt das Spiel, meiſt in der lärmenden Geſellſchaft von Altersgenoſſen, die von ihm kein Stillſitzen verlangen. Stetigkeit und Ausdauer fehlen ihm gänzlich; ihm iſt es gemäß, vieles

anzufangen und wenig oder nichts zu vollenden; im Spiel und bei der Arbeit liebt es Abwechslung. So gleicht das Kind dem Frühling, der ebenfalls überall nur Ansätze zu Blüten und Früchten zeigt, deren Reife noch völlig im ungewissen liegt und von tausend Zufälligkeiten abhängt.

Den heiteren Sinn des Knaben läßt auch der Jüngling nicht vermissen. Doch fühlt er das Unangenehme schon tiefer und für längere Zeit, die Eindrücke hinterlassen bleibendere Spuren; schon faßt er auch manchmal die Zukunft ins Auge, die ihm freilich meist noch, wie dem Kinde immer, in rosigem Lichte erscheint. Schon regen sich in ihm heftige Leidenschaften, die oft zu heftigen Ausbrüchen führen. Besonders stark ist in ihm das Ehrgefühl entwickelt, das freilich nur zu oft auf einem falschen Begriff von Ehre beruht. Seinen stürmischen Leidenschaften, der Befriedigung eines falschen Ehrgefühls opfert er nicht selten sein zeitliches und ewiges Wohl. Dafür ist er aber für alles Große und Edle leicht begeistert und der eigentliche, geborene Vertreter des Ideals auf allen Gebieten. Mit seinen reichen Gaben, körperlichen und geistigen, geht er verschwenderisch um. Er gleicht, im allgemeinen und in dem letzteren Punkte besonders, dem Sommer, der oft einen erstaunlichen Reichtum von Blüten zeitigt, von denen doch nur ein kleiner Teil zu Früchten reift.

In der Stimmung des Mannes überwiegt schon der Ernst, denn die vielfältigen Anforderungen des Lebens, die Rücksicht auf materiellen Erwerb, durch seine Stellung als Familienvater geboten, die Verantwortlichkeit für sein Tun — alles das läßt die Fröhlichkeit nur selten aufkommen. Seine schärfere, kühlere Überlegung läutert seinen Ehrbegriff, und so ruht mit Recht in den Händen eines so besonnenen, kraftvollen Menschen die Lenkung des Staates, die Leitung der Familie, die Sorge für das unmündige und schwächere Geschlecht, kurz alle Geschäfte des Lebens, die eine Verantwortung voraussetzen. Der Mann gleicht dem fruchtbaren Herbste, der nicht mehr bloß einen Scheingenuß, den Anblick der Blütenpracht, sondern einen wirklichen Genuß in Gestalt labender und nährender Früchte bietet.

Beim Greise scheint die ernste Stimmung des Mannes schon oft in ihr unangenehmes Extrem umgeschlagen; wo jener feste Ruhe, auf reife Überlegung gegründetes festes Beharren zeigte, da zeigt dieser aus Laune und Willkür hervorgegangenen mürrischen Eigensinn. Lärmende Vergnügungen flieht er, weil er ihnen weder körperlich noch geistig gewachsen ist. Der beim Manne löbliche Trieb nach Erwerb zum Unterhalt und zur Sicherstellung seiner Familie artet beim Greise oft in schmutzigen Geiz, in Habsucht aus, wie der Greis auch sonst mehr zum Egoismus neigt und darin, parallel mit den sinkenden

Körper- und Geisteskräften, beinahe wieder zum Kinde wird. Wenn das Kind und noch teilweise der Jüngling vorzugsweise in der und für die Gegenwart lebt, der Mann bemüht ist, aus seiner Vergangenheit Nutzen zu ziehen für die Gegenwart und Zukunft, so lebt der Greis beinahe ausschließlich in der Erinnerung an die Vergangenheit und liebt es, sein abgelaufenes Leben an seinem und anderer Geiste vorüberziehen zu lassen, was nicht ohne Geschwätzigkeit und nicht ohne Seitenblicke auf die schlechtere Gegenwart abzugehen pflegt. Er gleicht in vielen Punkten dem Winter, der mit seiner ihm von der Natur aufgezwungenen Unfruchtbarkeit zu beschaulicher Ruhe einladet.

Diese Unterschiede der Lebensalter liegen in der Natur begründet. Es ist also ein Unrecht gegen diese, von dem einen Lebensalter zu verlangen, was nur ein anderes leisten kann, beispielsweise von der Jugend besonnene Reife, von dem Alter lebendige Tätigkeit.

H. Ullrich (nach Andeutungen von D. G. Herzog).

55. Der Schild des Achilles bei Homer und das „Lied von der Glocke" von Schiller.

Homer und Schiller sind zwei gefeierte Namen, die auf dem Gebiete der Literatur wie zwei Sterne erster Größe erglänzen. Zwar trennen Jahrtausende die Zeit ihres Lebens und Schaffens; zwar stellt der eine das Altertum mit seinen auf das Diesseits beschränkten, alles Menschliche mit einem Hauche von Anmut umwehenden Ansichten dar, der andere dagegen die moderne Zeit mit ihrem Schmerze über den Druck und Mangel des Irdischen und ihrem Sehnen nach glücklichen überirdischen Verhältnissen. Aber trotzdem zeigen beide Dichter doch so manche Verwandtschaft und Ähnlichkeit, daß es durchaus nicht befremdend klingt, sie in einem Atem nebeneinander zu nennen. Beide stehen auf den Höhepunkten der Literatur zweier geistig verwandten und poetisch hochbegabten Völker, beide haben dem Leben und Fühlen dieser Völker den treffendsten und schönsten Ausdruck verliehen, beide berühren sich vielfach in der Art ihrer Auffassung und sprachlichen Darstellung; Schiller insbesondere hat den Werken seines Vorgängers aus dem grauen Altertume stets ein liebevolles Studium gewidmet und, wie viele andere große Dichter, außerordentlich viel von ihm gelernt. Es ist also keine unangemessene Aufgabe, nicht bloß zwischen den beiden Dichtern, sondern auch zwischen ihren Werken Vergleiche anzustellen. Besonders geeignet zu einem solchen Vergleiche sind zwei Darstellungen, welche wegen ihres ansprechenden Inhalts und ihrer schönen Form sich einer besondern Berühmtheit erfreuen: Die Beschreibung des Achilleischen Schildes im 18. Buche der „Ilias" und das „Lied von der Glocke".

Beide Darstellungen bieten eine ganze Reihe von überraschenden Ähnlichkeiten. Der griechische Dichter wie der deutsche haben sich zunächst die Aufgabe gestellt, von einem für das Leben des Menschen bedeutsamen Werkzeuge ein anschauliches Bild zu entwerfen: jener von einem für seinen Hauptheldeu außerordentlich wichtigen Waffenstücke, das kein geringerer verfertigt, als der kunstgeübte Gott Hephästus; dieser von einem mehr friedlichen Werkzeuge, das, „selbst herzlos, ohne Mitgefühl, des Lebens wechselvolles Spiel mit seinem Schwung begleitet". Beide Dichter lassen diese Werkzeuge nach den Gesetzen der poetischen Darstellung, wie sie Lessing im „Laokoon" mit so vortrefflicher Klarheit entwickelt hat, stück- und abschnittweise vor unseren Augen entstehen. Hephästus tritt bei Homer, um Lessings Worte zu gebrauchen, mit Hammer und Zange vor seinen Amboß, und nachdem er die Platten aus dem Gröbsten geschmiedet, schwellen die Bilder, die er zu dessen Auszierung bestimmt, vor unseren Augen, eines nach dem andern, unter seinen feineren Schlägen aus dem Erze hervor. In ähnlicher Weise läßt Schiller die Glocke entstehen; er läßt zuerst die Glockenform bilden, dann die Glockenspeise bereiten und endlich den Guß vornehmen und die Glocke aus der Form herausschälen.

Aber der Dichter klebt nicht bloß an der Außenseite der Dinge, er dringt ins Innere derselben und sucht die nur für die Sinne vorhandene Materie zu vergeistigen und zum Träger einer Idee zu machen. Beiden Dichtern wird der eine von ihnen beschriebene Vorgang die Veranlassung, ein buntes, farbenreiches und möglichst vollständiges Bild vom menschlichen Leben zu entwerfen, indem der eine in mehr antiker Weise durch plastische Bilder unserer Anschauung zu Hilfe kommt, der andere in mehr modernem Sinne die Form der bloßen sprachlichen Schilderung zur Anwendung bringt: dort hämmert und meißelt Hephästus, hier spricht und schildert der Meister. Die dargestellten Scenen sind in erster Linie dem Privatleben entnommen. Grundlage derselben ist das Verhältnis der menschlichen Geschlechter zueinander und die Verbindung derselben zu einer ehelichen Gemeinschaft. Homer wählt den schönsten und glänzendsten Augenblick dieser Verbindung zum Vorwurfe: er schildert uns ein Hochzeitsfest: Bräute werden bei Fackelschein unter vielstimmigem Hochzeitsgesange und bei dem Klange von Flöten und Leiern in ihr neues Heim geführt, während begleitende Jünglinge sich im Tanze drehen und Frauen von ihren Haustüren aus dem Schauspiele zusehen. Schiller holt etwas weiter aus. Er läßt das Kind vor uns aufwachsen, den Jüngling in die Ferne ziehen, während die Jungfrau im Hause aufblüht. Als jener, reich an Kenntnissen, in die Heimat zurückkehrt, fliegen sich die Herzen entgegen, und der Bund fürs Leben wird geschlossen. Jetzt gilt es für beide, zu schaffen und

zu erwerben, die Habe zu mehren und zu erhalten. Auch dieſe Seite des Privatlebens findet bei beiden Dichtern einen entſprechenden Ausdruck. Ackerbau, Weinbau und Viehzucht ſind die Erwerbszweige zu den Zeiten Homers. Alle drei werden der Gegenſtand eines Bildes. Hier durchfurchen Landleute das Ackerland mit dem Pfluge und bereiten es zu für die Aufnahme der Saat; dort mähen die Schnitter das wogende Korn, das hinter ihnen zu Garben gebunden wird. Weiterhin leſen Jünglinge und Jungfrauen die köſtliche Traube, und endlich weidet eine Herde weißglänzender Schafe auf der Waldtrift. Auch Schiller berührt verſchiedene Zweige des Erwerbes, nachdem er zuerſt in allgemeinen Zügen, aber in ſehr maleriſchen Verſen das Wirken und Schaffen des Mannes und der Hausfrau geſchildert. Auch hier vertraut der Sämann dem dunkeln Schoß der Erde ſeine Saat, Schnitter und Schnitterinnen feiern die Vollendung der Ernte, der Rinder glatte Scharen und blökende Schafe kehren heim zu den gewohnten Ställen, und Meiſter und Burſche arbeiten, daß der Schweiß von der Stirne perlt. Segen iſt der Preis der Mühe, reiches Beſitztum krönt die Arbeit. Aber der Menſch hat bei ſeinen Beſtrebungen oft mit elementaren Gewalten zu kämpfen, nicht ſelten wird er vom Unglücke heimgeſucht und verliert das ſauer Erworbene. So ſtürzen bei Homer zwei Löwen auf eine Rinderherde, packen einen Stier und ſchleppen ihn zum Fraße fort, ohne daß die Hirten mit ihren Hunden im ſtande ſind, ihnen die Beute abzujagen. Ärger und ſchlimmer iſt die Verheerung, welche „des Feuers Kraft" bei Schiller in der Habe der Menſchen anrichtet:

„In den öden Fenſterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken ſchauen
Hoch hinein."

Doch nicht bloß zum mühevollen, raſtloſen Ringen, Kämpfen und Erwerben iſt der Menſch geſchaffen, er ſoll auch des Daſeins Freuden genießen. Homers Pflüger werden nach jeder Furche, die ſie gezogen, durch einen Becher Weins erquickt, für die Schnitter wird ein leckeres Mahl bereitet, und in einem beſondern Bilde ſchwingen Jünglinge und Jungfrauen, herrlich gekleidet und geſchmückt, inmitten einer frohen Schar von Zuſchauern ſich im Tanze. Nicht minder ſammeln ſich bei Schiller die Hausbewohner nach vollbrachtem Tagewerk um des Lichts geſellige Flamme, und das Volk der Schnitter fliegt zum Tanze des Erntefeſtes.

An die Scenen aus dem Privatleben ſchließen ſich bei beiden Dichtern Bilder aus dem öffentlichen Leben. Die Segnungen des Friedens wie die Greuel des Krieges finden beredten Ausdruck. Homer bringt in einem figurenreichen Gemälde die Rechtspflege ſeiner Zeit zur Anſchauung.

Auf dem Markte der Stadt fechten, von einer zahlreichen, lebhaft sich beteiligenden Volksmenge umgeben, zwei Männer vor dem Richterstuhle der Stadtobersten einen Rechtsstreit aus. Es handelt sich um das Sühngeld für einen Erschlagenen. Für den besten Richterspruch liegen zwei Talente Goldes bereit. Die Zeiten der wilden Blutrache sind also schon vorüber, die Menschen genießen bereits die Wohltat geordneter Gesetze, auf die auch Schiller einen Lobgesang anstimmt mit den Worten:

„Heil'ge Ordnung, segensreiche Himmelstochter,
Die der Städte Bau gegründet,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten."

Schrecklich ist die Kehrseite dieses Bildes, wenn „des rauhen Krieges Horden" die Länder durchtoben und der Himmel von dem Brande der Dörfer und Städte schrecklich widerstrahlt. Bei Homer kommt diese Nachtseite des menschlichen Lebens in der Schilderung einer Belagerung zur Geltung, bei Schiller in der Darstellung des schrecklichsten aller Kriege, eines Revolutions- und Bürgerkrieges. Dort legen die Belagerten, durch die Forderungen der Belagernden empört, einen Hinterhalt, überfallen die Herden ihrer Feinde und messen sich mit diesen in blutigem Kampfe, hier ziehen Würgerbanden und Horden von entmenschten Weibern umher und sinken durch Greuel und Schandtaten jeglicher Art unter das blutdürstige Raubtier herab.

Lebensbilder von heiterer und ernster, von freudiger und traurigcr Art ziehen also in ganz ähnlicher Weise bei beiden Dichtern an uns vorüber. Aber den Ähnlichkeiten stehen auch Verschiedenheiten gegenüber. Mehr äußerlich ist die Verschiedenheit, welche in der metrischen und künstlerischen Form hervortritt. Homer kann natürlich von der hergebrachten, würdig und ernst einherschreitenden Form des heroischen Epos schon deshalb nicht abweichen, weil er als ein objektiver Erzähler die Wallungen des Gefühles nicht durch wechselnde Versmaße zum Ausdruck bringen darf. Schiller hat für den Reichtum seiner Bilder das prachtvolle Gewand eines nach dem Darstellungsinhalte wechselnden Versmaßes gewählt, in das nur die gleichmäßig geformten Strophen, welche den Glockenguß behandeln, wie ein von Zeit zu Zeit angeschlagener Grundaccord, Einheit, Gliederung und Abrundung bringen. Ferner bedient sich Homer bei seiner Darstellung keiner Mittelsperson, er selbst spricht ununterbrochen zum Leser, während Schiller die für die Phantasie so fruchtbare dramatische Form wählt und alles, was er zu sagen hat, dem Meister in den Mund legt. Auch ist schon oben erwähnt, daß der eine zur Schilderung des Lebens die plastische Kunst, der andere die Redekunst zu Hilfe nimmt, ein jeder im Sinne seines Zeitalters.

Weit wichtiger sind die inneren Unterschiede. Zunächst ist der Zweck

beider Darſtellungen ein verſchiedener. Dem griechiſchen Dichter iſt es nur um die Verherrlichung ſeines Helden zu tun. Der erſte Held ſeines Liedes ſoll auch die vollendetſten und herrlichſten Waffen führen. Der geſamte Inhalt des Lebens im heroiſchen Zeitalter wird herangezogen, um dieſes Waffenſtück zu zieren. Der Schild iſt und bleibt dem Dichter die Hauptſache, die Darſtellungen darauf ſind nur Mittel zum Zwecke. Ganz anders Schiller. Nicht die Glocke und ihre Entſtehung will der Dichter in erſter Linie vor Augen führen, dieſe wird ihm nur die Handhabe, um ſeine tiefempfundenen Anſchauungen und Anſichten vom Leben des Menſchen zur Darſtellung zu bringen. Dieſe Anſichten ſind und bleiben ihm Hauptſache, die Glocke iſt nur Mittel zum Zwecke. Verſchiedenartig iſt alſo auch der Eindruck, welchen beide Darſtellungen auf den Leſer machen: bei Homer findet hauptſächlich die Phantaſie ihre Nahrung, bei Schiller wird Herz und Gemüt ergriffen.

Ein zweiter Unterſchied beſteht darin, daß Homers Darſtellung nicht ſo umfaſſend und vollſtändig iſt, wie die Schillerſche. Die frohen Tage der Kinderzeit, von dem erſten Gange, den das Kind in Schlafes Arm beginnt, bis zu dem Augenblick, wo es errötend der Geſpielin ſeiner jungen Jahre folgt, — dieſes Schillerſche Gemälde voll Reiz und Anmut ſuchen wir bei Homer vergebens. Das Altertum hatte ja im ganzen nur wenig Sinn für das Glück des Familienlebens; die Frauen, welche den Mittelpunkt desſelben bilden, hatten in den alten Zeiten noch nicht die Stellung, welche das Chriſtentum ihnen verliehen hat, und die Kindererziehung befand ſich vielfach in den Händen des Staates. Auch findet man bei Homer nur ſehr wenig von den traurigen Seiten des Lebens. Zwar gibt's auf dem Schilde auch eine männermordende Schlacht, zwar rauben die Löwen einen Stier, aber das Werkzeug, welches dieſe Scenen ſchmücken, iſt ja auch ein Kampfeswerkzeug, und der Held, welcher es tragen ſoll, gleicht in mancher Beziehung dem Könige der Tiere. Aber ein ſo ergreifendes und erſchütterndes Bild, wie es Schiller in dem Tode und Begräbniſſe der Hausmutter entworfen, eine ſo troſtloſe Verwüſtung, wie ſie die Feuersbrunſt anrichtet, hat bei Homer keine Aufnahme gefunden. Kein Wunder, denn das lebensfrohe Altertum liebte ſolche Bilder nicht, es betrachtete ſie zum Teil als böſe Vorbedeutung und würde ſicher dem Träger eines mit ſolchen Bildern geſchmückten Schildes Unheil und Verderben geweisſagt haben.

Betrachtet man zum Schluſſe noch einmal den Reichtum und die Bedeutſamkeit der beiden dichteriſchen Darſtellungen, die bei einer vergleichenden Gegenüberſtellung ſo recht zur Geltung kommt, und erwägt, daß die beiden Darſteller die Lieblingsdichter ihrer Völker ſind, ſo

wird man sich nicht wundern, daß gerade diese beiden Dichtungen sich einer besondern Beliebtheit und Berühmtheit erfreuen. Der Schild des Achilles wurde das leuchtende Vorbild für spätere Dichter des Altertums, von denen Hesiod mit dem Schilde des Herkules und Vergil mit dem des Äneas die bekanntesten sind. Schillers „Glocke" hat Musikern, Malern und Zeichnern den reichsten Anhalt zum Erfinden und Schaffen geboten. Von beiden Dichtungen kann man in freierem Sinne sagen:

„Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr."

H. Bockeradt.

56. Heinrich I. und Alfred der Große.

(Eine geschichtliche Parallele.)

Deutschland befand sich im Anfange des zehnten Jahrhunderts in einer ähnlichen Lage, wie England in der zweiten Hälfte des neunten: beide Staaten waren im Innern zerrüttet und von außen durch barbarische Völker aufs äußerste bedrängt. Allein in beiden Staaten erhoben sich in den angegebenen Zeiträumen Männer, die mit kräftiger Hand Ordnung und Frieden wiederherstellten, die Landesfeinde ruhmvoll besiegten und ihre Völker auf der Bahn des Fortschritts mächtig förderten — in Deutschland Heinrich I., in England Alfred der Große. In ihrem Leben, ihrer Wirksamkeit und ihrem Charakter zeigen diese Fürsten so manche Ähnlichkeiten daß es nicht ohne Interesse ist, sie in dieser Beziehung zu vergleichen.

Beide Könige bestiegen einen Thron, den zu erlangen sie von vornherein wenig Aussicht hatten. In Deutschland hatten bisher Könige fränkischen Stammes die Krone Karls des Großen getragen, jetzt erhielt sie Heinrich, der Sachsenherzog, durch die Empfehlung des fränkischen Konrad, mit dem er bisher vielfältig im Kampfe gewesen war. Alfred dagegen war freilich eines Königs Sohn und von seinem Vater hoch begünstigt, allein er hatte drei ältere Brüder, die die nächsten Ansprüche auf die Krone hatten und sie auch wirklich erhielten. Indessen sie starben früh und kinderlos (sein nächst älterer Bruder mit Hinterlassung zweier unmündiger Kinder), und so kam Alfred ebenfalls unerwartet auf den Thron.

Allein die Reiche, welche die beiden Fürsten übernahmen, waren beide in einer höchst traurigen Lage. Deutschland war im Norden und Osten von wilden, feindseligen Völkern begrenzt, welche die Schwäche des Reichs benutzten, um verheerende Streifzüge in dasselbe zu machen, während England schutzlos den Einfällen der kühnen Normannen preisgegeben war, die mit ihren schnellen Flotten bald

da, bald dort landeten, furchbare Verwüſtungen anrichteten, zuletzt ſogar im Lande ſelbſt ſich feſtſetzten. Es konnte nicht fehlen, daß bei ſolchen Drangſalen alle inneren Verhältniſſe auf das äußerſte zerrüttet wurden, daß Geſetz und Ordnung mehr und mehr den Boden verloren. Unter den mißlichſten Umſtänden beſtiegen beide Fürſten den Thron, und trotz des beſten Willens und der angeſtrengteſten Tätigkeit waren ſie doch nicht im ſtande, in den erſten Jahren ihrer Regierung die Feinde entſcheidend zurückzuſchlagen. Heinrich, dem es nach mehreren unglücklichen Kämpfen gelang, einen der erſten Anführer der Magyaren gefangen zu nehmen, mußte ſich dennoch dazu verſtehen, den für die Freilaſſung desſelben bedungenen Waffenſtillſtand auf neun Jahre mit einem ſchmählichen Tribute zu erkaufen. Alfred dagegen ſah ſich ſogar genötigt, für eine Zeitlang den Kampf ganz aufzugeben und ſich in ein Verſteck zu flüchten; die wiederholten Niederlagen, welche die Seinen von den Dänen erlitten hatten, hatten jene ſo ſehr entmutigt, daß ſie den hoffnungsloſen Kampf nicht weiter verſuchen wollten. Allein aus der herben Prüfung gingen beide Könige glänzend und ruhmreich hervor.

Die neunjährige Muße, die Heinrich durch den Waffenſtillſtand gewonnen hatte, benutzte er auf das trefflichſte. Durch ſtrenge Maßregeln ſtellte er zunächſt die Ruhe und Sicherheit des Landes im Innern wieder her; dann ließ er zum Schutze gegen die Streifzüge der leichtbeweglichen Feinde im nördlichen Deutſchland Burgen anlegen und offene Orte befeſtigen und verſah ſie mit kräftigen Verteidigern; endlich ſchuf er eine leichte Reiterei, die den ſchnellen Reiterſcharen der Magyaren gewachſen war, und um ſein neu geſchaffenes Heer auch ſiegen zu lehren, übte er es in beſtändigen Kämpfen gegen die Slaven an der Elbe, die Böhmen und die Dänen, die er ſämtlich in glücklichen Kämpfen bezwang. So konnte er denn ruhig und getroſt dem Ablauf des Waffenſtillſtandes entgegenſehen. Als nun wirklich von neuem die zahlloſen Schwärme der Magyaren in Thüringen einbrachen, warf er ſich mit ſeinen Deutſchen ihnen entgegen und trug einen ſo glänzenden Sieg davon, daß ſie für lange Jahre den Mut verloren, die deutſchen Gaue wieder heimzuſuchen.

Nicht minder vortrefflich und erfolgreich waren die Anſtalten, die Alfred zum Schutze ſeines Landes traf. Zunächſt wartete er in ſeinem Verſteck die Wirkung der Verzweiflung ab, welche die immer grauſameren Verheerungen der Dänen in England hervorbringen mußten. Allmählich ſammelten ſich um ihn ſeine erbitterten Getreuen; mit dieſen führte er mit glücklichem Erfolge den kleinen Krieg gegen die Landesfeinde, bis ſich zuletzt eine ſolche Macht um ihn geſammelt hatte, daß er einen entſcheidenden Kampf mit ihnen wagen konnte.

Er überraſchte die trunkenen Feinde, beſiegte ſie und zwang ſie, ſich mit dem ihnen angewieſenen Gebiete zu begnügen. Um aber dem Zuſtrömen neuer Scharen vorzubeugen, baute er an den am meiſten bedrohten Punkten des Landes feſte Burgen und ſchuf eine Flotte, welche auf offener See den leichten Booten der Dänen überlegen war. So verſchaffte auch er ſeinem Lande auf 15 volle Jahre einen ungeſtörten Frieden, und als darauf von neuem Raubſcharen dasſelbe bedrohten, ſchlug er ſie mit glänzendem Erfolge zurück.

Bewährte ſich ſoweit die Weisheit und Tapferkeit und Ausdauer der beiden Könige gegen die barbariſchen Feinde auf die ruhmvollſte Weiſe, ſo zeigten ſie auch in der Handhabung der Ordnung und Gerechtigkeit im Innern ihrer Länder einen raſtloſen Eifer. Räuber und Ruheſtörer, welche die frühere wilde Zeit von ſelbſt in großer Menge hervorgebracht hatte, wurden verfolgt und beſtraft; die Geſetze, welche im Laufe der Zeit faſt vergeſſen waren, mit Strenge aufrecht erhalten und dadurch ein Zuſtand der Sicherheit und des Wohlbehagens herbeigeführt, wie ihn beide Länder ſeit langem nicht mehr gekannt hatten.

Den Ruhm der Tapferkeit und Energie, der Klugheit und Gerechtigkeit teilen die beiden Fürſten mit vielen anderen; allein ein beſonderer Ruhm zierte beide, den ſie vor vielen ſonſt gleich trefflichen Herrſchern voraushaben: es iſt die kindliche Frömmigkeit, das heitere Gottvertrauen, welches beide beſeelte; ſie wußten, wie ſchwach des Menſchen Kraft ſei — hatten ſie es doch ſelbſt ja bitter genug erfahren! — und darum bauten ſie in allen ihren Unternehmungen vor allem auf die Hilfe Gottes, der jeglichem Ding Segen und Gedeihen ſpenden muß. Von Alfred wiſſen wir, daß er ein Drittel des Tages dem Gebete und den geiſtigen Beſchäftigungen widmete, und von Heinrich wird — neben manchen anderen ſchönen Zügen — berichtet, daß er nach der ſiegreichen Magyarenſchlacht im Angeſichte des ganzen Heeres niederkniete und dem gnädigen Gott für den geliehenen Beiſtand dankte.

In einer Beziehung hat allerdings Alfred den Vorzug vor Heinrich. So hoch dieſer letztere auch an Tatkraft und Klugheit die meiſten Menſchen ſeiner Zeit überragen mochte, ſo war ſeine geiſtige Bildung doch keineswegs eine für ſeine Zeit ungewöhnliche; die Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften wurde bei ihm überwogen durch die praktiſche Tätigkeit mitten im bewegten Leben. Bei Alfred dagegen finden wir einen glühenden Eifer für wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen. Noch im reifen Mannesalter lernte er Latein, um Bedas Kirchengeſchichte und andere lateiniſche Autoren ins Angelſächſiſche überſetzen zu können; unermüdlich war er beſchäftigt, die alten Lieder ſeines Volkes zu ſammeln, die Bildung zu fördern und

seinem Volke Geschmack für geistige Interessen einzuflößen. Mit so großer Tatkraft im Kriege verband er so viel Geschmack und Geschick für die Künste des Friedens, daß er in jenem Zeitalter wie ein Wunder erscheint.

Heinrich und Alfred hinterließen bei ihrem Tode die Länder, die sie unter den mißlichsten Verhältnissen übernommen hatten, in einem friedlichen, geordneten und verhältnismäßig blühenden Zustande. Sie hatten neue Keime gepflanzt, die sich in der Folgezeit zu reicher Blüte entfalten sollten. Da ist denn nicht zu verwundern, daß an beide sich gar mancherlei Sagen und Überlieferungen knüpften, die das dankbare und bewundernde Andenken ihrer Völker bezeugen. Wie auf Alfred die englischen Geschworenengerichte, die Einteilung in Grafschaften und das herkömmliche Recht zurückgeführt wurde, so ist auch fast bis auf unsere Zeit Heinrich als Begründer des Städtewesens und des Rittertums angesehen worden. Mag auch eine strengere Geschichtsforschung diese Ansicht als irrig zurückweisen, so bleibt doch für beide immerhin des Großen und Schönen genug, ihnen ein herrliches Andenken in der Geschichte ihrer Völker für alle Zeiten zu sichern.

B. Werneke.

*57. Alexander der Große und Karl XII. von Schweden.

(Eine geschichtliche Parallele.)

Der Zar Peter der Große beschuldigte einst seinen Gegner Karl XII. von Schweden, er wolle den Alexander spielen, und erklärte, jener solle in ihm keinen Darius finden. Daß Karl selbst an so etwas vielleicht dachte und daß der Mazedonier sein Vorbild war, ist nicht unwahrscheinlich; gewiß ist, daß in früheren Jahren der römische Schriftsteller Curtius, der uns das Leben und die Taten Alexanders des Großen erzählt hat, sein Lieblingsschriftsteller war. Wie dem aber auch sein mag, so ist doch die Unähnlichkeit zwischen diesen beiden Fürsten hinsichtlich ihres Charakters, ihrer Taten und ihrer Schicksale wohl größer als ihre Ähnlichkeit.

Ein Hauptpunkt, worin sie übereinkommen, möchte der sein, daß sie beide den Krieg und Kriegsruhm über alles liebten und nichts schonten, wenn es galt, diese Neigung zu befriedigen. Es versteht sich sonach auch von selbst, daß sie gute Anführer ihrer Truppen waren und, weil sie Hunger und Durst, Mühseligkeiten und Gefahren aller Art mit ihnen teilten, von ihnen geliebt wurden und eine große Gewalt über sie selbst da ausübten, wo ihre Maßregeln die Unzufriedenheit ihrer Soldaten erregten. — Beide äußerten ferner, auf ihren Kriegszügen, ein Wohlgefallen am Abenteuerlichen, spielten mit der

Gefahr „wie mit einem zahmen Löwen" und stürzten sich oft allein mitten in die Feinde ohne Rücksicht auf ihre Übermacht. — Daß sie bei dieser Gemütsart keine Schätze achteten, sondern sie mit königlicher Großmut verteilten, daß sie Kronen verschenkten oder auch auf den Häuptern ihrer Träger ließen, wenn diese sie nur als oberste Lehnsherren anerkannten, daß sie nicht verlockt wurden durch Weichlichkeit und Üppigkeit, wie einladend diese auch erscheinen mochten, ist ebenfalls sehr natürlich. Aber Karl war bloß Krieger, hatte bloß Befriedigung seiner Rachsucht und bloß Eroberung im Sinn und blieb bis ans Ende enthaltsam, starr, stolz und despotisch. Alexander dagegen ließ auch politische Rücksichten auf sich wirken, hatte weitausschauende Pläne hinsichtlich der Verschmelzung seiner vielen Völker zu einem großen Reiche, worin Wissenschaft und Kunst, die er beide liebte, blühen sollten, und war, so lange sein Glück ihn nicht stolz, grausam und schwelgerisch gemacht hatte, durch eine echte Menschlichkeit ein liebenswürdiger Charakter.

Sehen wir auf die Taten und Schicksale unserer beiden Helden, so erblicken wir zwar ebenfalls Ähnlichkeit, aber auch viel Verschiedenheit. Beide waren Söhne staatskluger Väter, die ihre Herrschaft befestigt und den Staatsschatz für zukünftige Fälle gefüllt hatten, auch wohl beide einer feindlichen Partei erlegen waren. Beide zogen zu einem großen Kriege mit verhältnismäßig geringer Macht aus, setzten durch ihre Taten die Welt in Erstaunen, durchmaßen weite Strecken Landes und fielen „am Vorabend großer Ereignisse" (wie Görz in seiner selbstverfertigen Grabschrift sagte), in der Blüte ihres Lebens, der eine höchst wahrscheinlich, der andere vielleicht, durch hinterlistigen Meuchelmord. Aber Karl wurde von drei Verbündeten unverschuldet angegriffen, während Alexander nach einem wohlüberlegten, auf eine lange Reihe von Vorgängen gegründeten Plane einen einzigen Feind, ohne eine bestimmte Veranlassung von dessen Seite, überfiel. Unter den Gegnern des Schweden befand sich ein ausgezeichneter Mann, dessen Genie dem seinen überlegen war, und ihn umlauerte überall die arglistige Politik fremder Höfe, während der Mazedonier es überhaupt nur mit einem einzigen, und zwar schwachen, talentlosen Fürsten zu tun hatte und außer dessen Reiche kein fremder Staat von Bedeutung ihm drohte. Jener stürzte mitten auf seiner Siegeslaufbahn von dem Gipfel des Glücks zu tiefer Erniedrigung herab und starb nach langem Kampfe mit Unfällen aller Art; dieser stieg zu immer höheren Stufen des Glanzes und der Macht empor und verschied, während er sich rüstete, noch höhere zu erklimmen. So hinterließ denn auch der eine die Hälfte seines Reiches in den Händen seiner Feinde, und den andern Teil, von ihnen oder vom Mangel

bedroht, während des andern nachgelassenes Erbe groß genug war, die Habsucht vieler Heerführer zu befriedigen und Königreiche zu bilden, deren kleinstes Mazedonien weit an Umfang übertraf. Darum hat sich auch der Glanz der Seleukiden und der Lagiden an Alexanders Namen geknüpft, und die Geschichte des Handels und der Kultur beginnt mit seiner Zeit eine neue Epoche, während in Karl die Nachwelt nur ein merkwürdiges, aber schnell und spurlos verschwindendes Meteor am Himmel des Nordens erblickt. Ch. F. Falkmann.

58. Einige Pläne zu Begriffsbestimmungen.

Schmeichelei.

A. Worterklärung: Schmeicheln bedeutet ein Schmiegen, Anschmiegen; im ausgedehnten Sprachgebrauche sagt man: das Kind schmeichelt den Eltern; die Musik schmeichelt den Ohren ꝛc. Das Gemeinsame ist also ein Gefälligsein; im engern Sprachgebrauche etwas moralisch Schlechtes,

a. wegen eigennütziger Motive,

b. wegen der unwahren, übertriebenen Äußerungsweise.

B. Sacherklärung: Schmeichelei ist das unbedingt gefällige Verhalten gegen andere, ohne Rücksicht auf Wahrheit, aus eigensüchtigen Zwecken.

C. Weitere Ausführung: Der Schmeichler will also anderen unbedingt gefallen, sich bei ihnen beliebt machen, um bestimmte Vorteile zu erlangen. Er wendet hierzu selbst Mittel an auf Kosten der Wahrheit, der Selbstachtung ꝛc.

D. Verhältnis zu anderen Begriffen:

a. Verwandte: Gefallsucht, Verstellung, Zärtlichkeit, Komplimente, Kriecherei ꝛc.

b. Entgegengesetzte: Geradheit des Charakters, Wahrheitsliebe, Rechtlichkeit ꝛc.

E. Berichtigung falscher Ansichten rücksichtlich des Begriffs: Freundlichkeit und gefälliges Wesen, ein sanfter, sich leicht anschmiegender Charakter wird oft fälschlich mit Schmeichelei bezeichnet; wogegen die größten Schmeichler nicht selten als treue Diener und Freunde gelten.

Höflichkeit.

Analysis: Höflichkeit von höflich, althochdeutsch hovelih = hofgemäß, hofmäßig = feingebildet, zartgesittet; im weitern Sprachgebrauche: freundliches, gefälliges Verhalten gegen andere, hervorgehend aus Achtung und Wohlwollen: das höfliche Kind, eine höfliche Redensart, es fehlt ihm an Höflichkeit ꝛc.

Definition: Höflichkeit ist das äußere, gefällige Betragen in Achtungsbezeigung und Aufmerksamkeit gegen andere.

Deskription: Höflichkeit bezieht sich also auf unsere Äußerungen, liegt daher in Worten, Mienen und Gebärden. Der Höfliche ist nicht eigennützig, er sucht nicht sein Interesse, sondern er äußert sich so, weil er eben von Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit beseelt ist.

Distinktion oder Determination: Höflichkeit hängt eng zusammen mit Menschenfreundlichkeit, Herzensgüte und Gesittetheit überhaupt, sie ist meist die Frucht einer guten Erziehung. Doch ist zu unterscheiden zwischen konventioneller und natürlicher, d. h. einer solchen Höflichkeit, die unmittelbar aus dem Herzen kommt. Höflichkeit ist nicht Verstellung, weil jedermann weiß, daß sie ein Erzeugnis der Sitte ist. Höflichkeit wird Falschheit oder Kriecherei, wenn sie mehr Achtung und Wohlwollen ausdrückt, als die Sitte gebietet, ohne diese Empfindungen wirklich zu haben. Widerwärtig ist die kleinstädtische oder pedantische Höflichkeit, welche aus bloßer Nachahmungssucht, Mangel an Sitte ꝛc. hervorgeht. Das Gegenteil ist Unhöflichkeit.

Fleiß.

Analysis: Fleiß von dem althochdeutschen flîz, vlîz = Beflissenheit, Eifer, Sorgfalt; man sagt: der Mensch arbeitet fleißig; das ist eine fleißige Arbeit; in der ganzen Natur herrscht Fleiß ꝛc.; in allen diesen Sätzen bezeichnet also das Wort eine fließende, fortgesetzte Tätigkeit. Im engern Sprachgebrauche drückt es aber auch zuweilen eine Absicht aus; z. B. er hat das mit Fleiß getan.

Definition: Fleiß ist die sorgfältige Verwendung jedes passenden Augenblickes zu nützlicher Tätigkeit.

Deskription: Wir haben also beim Fleiße vorzüglich auf drei Punkte zu achten: 1) Tätigkeit oder Zeitbenutzung; derjenige ist nicht fleißig, der seine Zeit und Kräfte unbenutzt läßt. 2) Art und Weise der Tätigkeit; auch derjenige ist nicht fleißig, der nur dann und wann arbeitet und in seiner Tätigkeit keine Ordnung hat. 3) Den Gegenstand der Tätigkeit; endlich ist auch der nicht fleißig, der sich mit Kleinigkeiten oder unnützen Dingen beschäftigt.

Distinktion: Von anderen Ausdrücken, welche die Sprache für diesen Begriff darbietet, sagt Emsigkeit, Arbeitsamkeit ungefähr dasselbe. Tätigkeit ist ein Wort von allgemeinerer Bedeutung als Fleiß. Die Unterarten des Fleißes finden sich bei den verschiedenen Beschäftigungszweigen, z. B. Gewerbfleiß, Schülerfleiß, Fleiß des Landmanns, des Gelehrten, des Handwerkers, der Bienen ꝛc. Außerdem unterscheidet man einen allgemeinen und einen besondern Fleiß, z. B. in einzelnen Angelegenheiten, für gewisse Beschäftigungen. Dem Fleiße entgegen

ſteht der Müßiggang; es gibt aber auch einen Müßiggang, der wie Fleiß ausſieht.

Perſonifikation: Dem Fleißigen iſt es Bedürfnis, Luſt und Freude, auf nützliche Weiſe tätig zu ſein. Er liebt nicht nur die auferlegte Arbeit, ſondern ſucht ſich auch noch andere, inſofern es Zeit und Kraft erlauben. Es kommt ihm nicht allein darauf an, wieviel er tue, in wie kurzer Zeit er es tue, ſondern auch auf die Güte der zu bearbeitenden Sache, auf die zu überwindenden Schwierigkeiten, auf ſein Fortſchreiten zur Vollkommenheit. Er arbeitet ſtill und geräuſchlos, ſteht früh auf und findet trotzdem den Tag zu kurz und hat nie Langeweile.

Leichtſinn.

Analyſis: Etymologiſch ein leichter Sinn, ein Sinn, der ſich leicht über etwas hinwegſetzt; im engern Sprachgebrauche etwas Unmoraliſches, ein verderblicher, unheilvoller Charakterzug. Es iſt jene Eigenſchaft, vermöge deren ſich der Menſch über die wichtigſten und ernſteſten Dinge gedankenlos hinwegſetzt, gleichſam alles, was er tun ſoll, auf die leichte Schulter nimmt und vermöge deren er ſelbſt über das leicht hinweggeht, was ihm widerfahren iſt.

Definition: Leichtſinnig iſt der, der nicht die Folgen ſeiner Handlungsweiſe überdenkt.

Deſkription: Der Leichtſinnige erwägt weder die Vergangenheit, noch die Zukunft. Aus dem Erlebten hat er für ſein Handeln nichts gelernt, und die Folgen ſeines augenblicklichen Tuns läßt er ganz unbeachtet. Nur die Gegenwart iſt ſein; da überläßt er ſich faſt gedanken- und willenlos ſeinen Launen und Trieben ꝛc. Daher ſagt man auch: der Menſch hat keine Nachgedanken, er handelt wie ein Blinder.

Diſtinktion: Ein ähnlicher, aber weiterer Ausdruck der Sprache iſt Charakterloſigkeit. Flüchtigkeit, Leichtfertigkeit, Unbeſonnenheit bezeichnen weniger als Leichtſinn. Als Gegenteil des Leichtſinns dürfen Vorſicht und Lebensregel gelten; Quellen desſelben ſind Unaufmerkſamkeit, Mangel an Überlegung und Sinnenluſt.

Perſonifikation: Der Leichtſinnige iſt ein ſehr beklagenswerter Menſch, denn er ſchadet ſich ſelbſt und anderen. Sich ſelbſt: a. er verliert oft die Geſundheit, Hab und Gut, ja ſogar das Leben; b. er findet bei vernünftigen Menſchen weder Achtung noch Zutrauen; c. er fällt oft in Laſter aller Art; d. er hat zu Ernſtem keine Ausdauer und bringt es in keinem Stücke zur Vollkommenheit.

Anderen: a. er macht denen, die mit ihm zu tun haben, durch ſeine Vergeßlichkeit, Nachläſſigkeit nnd Unbeſonnenheit Sorgen und

Verdruß; b. er fügt ihnen Schaden zu an Hab und Gut; c. er verführt sie zu Lastern und Ungerechtigkeiten; d. er schadet ihrem guten Rufe durch leichtfertige Reden ꝛc. W. Sommer.

59. Das Bollwerk.

(Begriffsbestimmung.)

Bollwerk im engern Sinne heißt die längs des Flusses sich hinziehende, ursprünglich aus Bohlen, jetzt aus mächtigen Granitquadern aufgeführte Schutzmauer. Jedoch wird die Straße, die durch jene Steinmauer gegen den Fluß geschützt wird und die durch Niederlegen einer Häuserreihe beträchtlich verbreitert ist, ebenfalls Bollwerk genannt. Zur Erleichterung des Verkehrs ist diese Straße mit dem an der andern Seite der Stadt gelegenen Bahnhof durch einen Schienenstrang verbunden.

Das Bollwerk ist dazu bestimmt, den Wasserfahrzeugen aller Art, die den Hafen besuchen, einen bequemen Landungsplatz zu gewähren. Zu diesem Zwecke sind in der Mauer eiserne Ringe eingelassen, an denen die Schiffe befestigt werden. Ferner führen Treppen zum Fluß hinab, um niedrige Boote bequemer besteigen zu können. Schiffe aus allen Ländern und von der verschiedensten Bauart und Größe suchen hier ihren Anlegeplatz. Da sieht man, namentlich im Frühjahr und Herbst, gewaltige Seeschiffe, welche Kaufmannsgüter, Kohlen und Bretter bringen, dagegen Mastvieh, Obst und Fabrikwaren einnehmen. Im Sommer ist der Fluß mit geräumigen Kähnen bedeckt, die den Einwohnern ihren Bedarf an Brennholz und Torf für den Winter zuführen. Während kleinere Jachten Gelegenheit bieten, Sand, Kartoffeln, Butter und Zwiebeln billig einzukaufen, bringen die Ruderboote der Strandfischer täglich Fische zu Markt, die frisch in der letzten Nacht gefangen sind. Dampfschiffe endlich, die besonders Passagiere befördern, vermitteln den Verkehr mit den Strandörtern und ausländischen Seestädten.

Dieser lebhafte Schiffsverkehr setzt natürlich auch viele Leute in Bewegung, und es geht am Bollwerk oft laut und bunt her. Hier schleppen keuchende Lastträger die Güter, Tonnen und Säcke an das Land, die von den Matrosen unter Gejohle aus dem dunklen Schiffsbauche auf das Verdeck gehißt werden. Dort feilschen mit erhobener Stimme Käufer und Verkäufer, unter denen sich besonders die Fischerfrauen durch ihre laute Sprechweise bemerkbar machen, um die zum Verkauf ausstehenden Fische. An einem dritten Orte endlich setzten Droschken Reisende mit ihrem Gepäck an das Dampfschiff, dessen rauchende Esse anzeigt, daß die Stunde der Abfahrt nahe ist.

O. Vogel.

60. Der Müßiggang.

(Begriffsbestimmung.)

Bloß auf das Wort gesehen, bezeichnet Müßiggang ein Herumgehen in Muße, d. h. in Freiheit von bestimmten Geschäften. Betrachten wir aber die Bedeutung, in welcher dieses Wort gewöhnlich genommen wird, so ist Müßiggang der Hang, die Gewohnheit des Menschen, so viel es sich tun läßt, ohne eine für ihn selbst oder für andere nützliche Beschäftigung zu sein. Wir haben also bei dem Müßiggänger vornehmlich auf zwei Dinge zu achten, erstlich, was er vermeidet, und zweitens, wie er es vermeidet.

Was das erste betrifft, so ist es nicht alle Beschäftigung überhaupt, die der Müßige scheut; denn völlige Untätigkeit liegt gar nicht in der Natur des Menschen: sondern er flieht nur jene bestimmte, geordnete und anstrengende Tätigkeit, wodurch er sich und anderen nützen und so seine Bestimmung erreichen würde. Vielleicht beschäftigt sich also ein solcher Mensch mit allerlei unbedeutenden, leichten, die Sinnlichkeit unterhaltenden Dingen (der sogenannte geschäftige Müßiggang); aber er vernachlässigt sein Amt, seine Freundschafts- und Familienverhältnisse, seine Studien und Übungen. Und wie tut er dies? Er liebt diese Art von Untätigkeit, und ihm ist nie wohler, als wenn er sich ihr hingeben kann. Daher sucht er möglichst allen Störungen derselben zuvorzukommen. Er übernimmt, wenn es ihm freisteht, gar kein Amt und keine Geschäfte, geschweige denn, daß er sie suchen sollte, und entledigt sich auch derjenigen, die er hat, in möglichster Kürze und Unvollkommenheit, wenn er sie nicht etwa ganz vergißt oder absichtlich versäumt.

Von anderen Ausdrücken, welche die Sprache uns für diesen Gegenstand darbietet, sagt Nichtstun ungefähr das nämliche; Trägheit bezeichnet eine zugleich im Körperlichen gegründete Abneigung gegen jede Beschäftiguug; das willürlich übertriebene Hingeben an den Genuß der Ruhe heißt Faulheit. Bequemlichkeit nennen wir es, wenn jemand bei Verrichtungen die Anstrengung scheut. Alle kommen mehr oder weniger zusammen in dem Begriffe der Untätigkeit.

Unterarten von Müßiggang sind der Müßiggaug des Vornehmen, des Reichen, des Gelehrten ꝛc. Dem Müßiggang entgegen steht die Arbeitsamkeit. Fälschlich nennt übrigens oft ein unwissender Landmann die Tätigkeit des Gelehrten Müßiggang, weil dieser nicht körperlich arbeitet. Dagegen gebührt dieser Name oft mit Recht dem, was man gute Tage, Ferien, Erholungszeit, Leben in Muße, leichter Dienst nennt.

Müßiggang ist folglich ein Ausdruck von vieler Wichtigkeit für das Leben des Menschen, da von der Frage, ob er anwendbar bei ihm ist oder nicht, großenteils der Wert desselben abhängt.

W. Sommer.

61. Ehrsucht.

(Begriffsbestimmung.)

Μηδὲν ἄγαν, ruft der weise Solon uns zu, um uns dadurch eine weise Maßhaltung in allen Dingen anzuempfehlen. Ein Übermaß ist überall vom Bösen, weil dadurch das erhaltende Gleichgewicht zerstört wird; ja selbst das Gute kann durch Übertreibung zum Bösen werden. So ist es mit der Ehrsucht, die wir eine maßlos übertriebene Ehrliebe nennen können. Schon das Wort selbst deutet das krankhafte Wesen dieser Charaktereigenschaft an: wir dürfen nämlich das Wort „Sucht" nicht etwa von „suchen" ableiten, was mancher für den ersten Augenblick vielleicht zu tun geneigt sein möchte, sondern es hängt etymologisch mit „siech" zusammen und bezeichnet somit einen gefährlichen Krankheitszustand, wie dies in anderen Zusammensetzungen mit „sucht" deutlich genug zu erkennen ist; wir brauchen nur die Wörter „Schwindsucht, Fallsucht, Tobsucht" zu nennen. Demgemäß bezeichnet also Ehrsucht das unmäßige, krankhafte überreizte Streben nach Ehre, d. h. nach äußerlicher Anerkennung wirklicher oder eingebildeter Vorzüge.

Dem Ehrsüchtigen kommt es einzig darauf an, überall Ehre und Anerkennung zu erhalten; ob er sie aber auch wirklich verdient, ist ihm entweder gleichgültig, oder er ist verblendet genug, dies wirklich zu glauben. Auf alle seine Handlungen legt er einen übertriebenen Wert, während er fremden Verdiensten um so lieber die gebührende Anerkennung versagt, je mehr sie seine eigenen Ansprüche zu beeinträchtigen scheinen. Sind aber andere, wie er meint, zu kurzsichtig, seine hohen Vorzüge zu bemerken, oder zu saumselig, sie gebührend zu preisen, so ist er umsomehr bereit, selbst der Herold seiner Größe zu werden; keine Gelegenheit, die sich ihm bietet, rühmend von sich zu sprechen, läßt er unbenutzt, ja er führt sie absichtlich herbei, wenn auch oft zur Unzeit und zur Belästigung der Anwesenden. Denn so wichtig ihm diese einerseits sind, insofern sie Zeugen des Lobes sind, das er sich spendet oder vielleicht eben zu verdienen meint, so rücksichtslos benimmt er sich andererseits gegen dieselben, weil er am liebsten jedem vorgreift, um seine Weisheit zu verkünden. Widerspruch reizt ihn zum Zorn; er kann den Gedanken nicht ertragen, daß ein anderer etwas besser wisse als er, und selbst, wenn er gründlich widerlegt wird, freut er sich nicht etwa der empfangenen Belehrung, sondern grollt in seinem Herzen über die erlittene Demütigung. Alle seine Hand-

lungen sind darauf berechnet, in den Augen der Menschen zu glänzen; er tut freilich oft das Gute, allein nicht des Guten wegen, sondern des Ruhmes wegen. Er verkehrt somit das richtige Verhältnis ganz und gar: die Tugend muß vorangehen, die Ehre folgen. Ehre ohne Tugend ist eitel Lug und Trug. Das wird auch der Ehrsüchtige oft bitter genug empfinden, ohne dadurch von seiner Sinnesart geheilt zu werden; wie manche Zurücksetzung, Demütigung und Kränkung wird er erfahren, teils wirkliche, wo er in seinem maßlosen Streben anderen zu nahe tritt und diese zur Vergeltung reizt, teils eingebildete, die ihm ohne seine Selbstüberschätzung durchaus nicht als solche erscheinen würden. Indes so anmaßend der Ehrsüchtige in der Regel solchen Menschen gegenüber ist, die ihm gleichstehen oder untergeordnet sind, so kriechend und unterwürfig benimmt er sich meistens gegen höher gestellte, von denen er erwarten darf, daß sie ihm in seinen Bestrebungen bedeutend förderlich oder nach Umständen hinderlich sein können. Solchen gegenüber erniedrigt er sich gern zu Schmeicheleien und läßt er sich selbst eine unwürdige Behandlung gefallen. Es ist einleuchtend, daß ein ruhiger, heiterer Lebensgenuß dem Ehrsüchtigen unmöglich zu teil werden kann; nur selten wird er sich auf Augenblicke befriedigt fühlen; meistenteils vielmehr wird er in einer unruhigen Spannung sein, die ihm selbst ebenso sehr das Leben verbittert, wie sie ihn seiner Umgebung lästig und widerwärtig macht.

Ganz gleichbedeutend mit Ehrsucht ist Ehrgeiz; wie „Sucht" das krankhafte Wesen dieser Leidenschaft bezeichnet, so „Geiz" das Unwürdige und Unmoralische, welches diesem Streben anklebt. Ruhmsucht ist insofern von Ehrsucht unterschieden, als diese sich mit Anerkennung im nächsten Kreise begnügt, während jene sie in weiteren Kreisen anstrebt; Ruhmsucht kann daher nur bei solchen Männern stattfinden, die einen weiten Wirkungskreis haben, wie Staatsmänner und Feldherren, Gelehrte und Künstler, während wir Ehrgeiz in allen Ständen und Lebenslagen finden. Wenn nun der letztere in seinem engern Kreise bei seinen beschränkten Mitteln in der Regel seiner Umgebung mehr lästig als gefährlich wird, so kann der Ruhmsüchtige, zumal wenn er große Taten im Felde, siegreiche Schlachten und glänzende Eroberungen zur Grundlage seines Ruhmes machen will, unermeßlich viel Unheil anstiften, ja eine blutige Geißel der Menschheit werden.

Der Ehrsucht entgegengesetzt ist die Bescheidenheit; der Bescheidene hält sich innerhalb, oder vielmehr noch unterhalb des Maßes von Selbstgefühl, welches er vermöge seiner persönlichen Würdigkeit hegen darf. So unangenehm die Ehrsucht ist, so freundlich und gewinnend erscheint die Bescheidenheit, zumal wenn sie zum wahren

Verdienſte ſich geſellt. Im Kranze der Tugenden fehlt die anmutigſte Blume, wenn er nicht durchflochten iſt mit edler Beſcheidenheit. Der Jugend vor allem geziemt Beſcheidenheit; ſie iſt ihr ſchönſter Schmuck, während die leidige Ehrſucht ſie nur zu oft zu hohler Anmaßung führt, die faſt notwendig ihr Ziel verfehlt. B. Werneke.

*62. Was verſtehen wir unter „Nation“?

Einleitung: „Die Deutſchen ſind noch gar keine Nation.“ So urteilte Leſſing im vorigen Jahrhunderte, als man den „gutherzigen“ Einfall hatte, ein Nationaltheater gründen zu wollen. Wollte heute jemand uns Deutſche nicht als eine Nation gelten laſſen, ſo würden wir uns ſicherlich in unſerer Ehre ſchwer gekränkt fühlen. Wir glauben nicht nur eine „Nation“ zu ſein, ſondern ſogar eine der erſten in dem Kranze der europäiſchen. Woher dieſer große Unterſchied zwiſchen einſt und jetzt? Dies beantworten zu können, müßten wir erſt klar darüber ſein, worin denn eigentlich das Weſen der Nation beſtehe. Was verſtehen wir alſo unter dieſem vielſagenden, inhaltreichen Worte?

I. Ergebniſſe eines ungeregelten vorläufigen Nachdenkens. Viele Begriffe werden im gemeinen Leben mit dem Begriff „Nation“ verbunden. Wir ſprechen von Nationalfeſten, Nationalgeſängen, Nationaltänzen, Nationaltheater, einer Nationalliteratur, auch von einer Nationaltracht, von Nationalgerichten u. a. Unſchwer erkennt man, daß in allen dieſen Erſcheinungen die Eigenart eines Volkes beſondern Ausdruck gefunden hat, wie denn letztere Verbindungen ſpeziell auf die Sitte eines Volkes Bezug haben.

II. Name. „Nation“ hängt mit „nasci“ zuſammen. Dies weiſt darauf hin, daß wir es bei der Nation mit einem „von der Natur Gegebenen“ zu tun haben. Vergleicht man die Anwendung des Wortes „natio“, wie ſie im Lateiniſchen u. a. in „natio Epicureorum“, „natio Stoicorum“ hervortritt, ſo dürfte man geneigt ſein, das Wort mit „Menſchenſchlag“ zu überſetzen.

III. Unterſuchung des Umfanges zum Zweck der vorläufigen Gewinnung eines genus proximum. Einteilung (divisio, principium divisionis) nach Wohnſitzen: europäiſche, aſiatiſche u. a.; nach Abſtammung: germaniſche, romaniſche, ſlaviſche, keltiſche u. a. Als Gemeinſames in allen dieſen Einzelerſcheinungen tritt „eine in natürlichen Verhältniſſen gegründete Gemeinſchaft eines Teiles der Menſchheit“ hervor. Dies dürfen wir vor der Hand als die Gattung anſehen, von der „Nation“ eine Art iſt. Deren ſpezifiſcher Unterſchied von anderen Arten, die unter dieſelbe Gattung fallen, iſt zu ſuchen.

IV. Unterſuchung der Beziehungen des Begriffs. Ähnliche Begriffe ſind „Stamm", „Raſſe" — „Volk". Die beiden erſteren weiſen vorwiegend quantitative Unterſchiede auf, bei dem letztern ſcheinen doch noch weſentliche qualitative hinzuzutreten. Richtet man ſein Augenmerk auf das urſächliche Verhältnis (kauſale Relation), ſo findet man, daß die „Nation" aus der „Familie" entſteht. Der Zuſammenſchluß vieler Familien (Geſchlechter) bildet einen Stamm, aus dem Zuſammenſchluß vieler Stämme entſteht die Nation (vergl. die deutſchen Stämme: Sachſen, Franken, Thüringer, Bayern, Schwaben, Lothringer). Was iſt aber der Gegenſatz? Quantitativ dürfte der Nation nach der einen Seite „die Menſchheit", nach der andern „das Individuum" entgegenzuſtellen ſein. Qualitativ könnten wir uns etwa „Horde" als Gegenſatz denken. Die Entgegenſtellung von „Nationalität" und „Humanität", die wir wohl gemeiniglich vornehmen, macht uns darauf aufmerkſam, daß ein gerader Gegenſatz, der dieſe vieldeutigen Beziehungen des Begriffs ſämtlich umfaßte, in einem Worte nicht zu faſſen iſt.

V. Aufſuchung der Kennzeichen des Begriffs (partitio) zur Beſtimmung des Inhalts durch Zuſammenfaſſung zu einer Summe.

A. Gemeinſame Abſtammung. Kein ausreichendes Merkmal! Die franzöſiſche Nation iſt aus ſehr verſchiedenen Volkselementen zuſammengeſetzt, den Keltoromanen, Iberern, Franken, Burgunden, Kelten und Normannen. Iſt darum das Merkmal etwa gänzlich zu verwerfen? Wohl ſchwerlich. Es iſt aber nicht ausreichend. Denn ſonſt könnten wir uns verſucht fühlen, analog von einer „öſterreichiſchen Nation" zu ſprechen, die ſich aus Deutſchen, Slaven und Magyaren zuſammenſetzt. Wir ſprechen indeſſen nur von einem „öſterreichiſchen Volke". Dies geſchieht aber deswegen, weil uns die Gemeinſchaft der Abſtammung hier zu fehlen ſcheint. Wo alſo eine innigere Verſchmelzung der verſchiedenen Urbeſtandteile eines Volkes ſich vollzogen hat, wie es bei den Franzoſen der Fall iſt, glauben wir von „Nation" ſprechen zu dürfen. Das Merkmal der Abſtammung iſt demnach immerhin feſtzuhalten, doch iſt es enger zu begrenzen, und zwar ſo, daß wir da von einer „Nation" ſprechen dürfen, wo das Bewußtſein einer gewiſſen Blutsverwandtſchaft in einem Volke lebt. Die Glieder des Volkskörpers müſſen ſich als blutsverwandt fühlen.

B. Gemeinſame Wohnſitze. Gewiß ein Kennzeichen, doch auch dies nur in ähnlicher Begrenzung wie bei A. Denn wir rechnen z. B. einen Deutſchen, der im Auslande lebt, auch zur Nation; die Vorausſetzung bei dieſer Vorſtellung iſt jedoch die, daß er ſich von dem heimiſchen Boden nicht losgeſagt hat, ſondern mit ſeinem Denken und Fühlen daran haftet. Das Bewußtſein der Zuſammen-

gehörigkeit vermöge des heimiſchen Bodens iſt mithin hier das charakteriſtiſche Merkmal. Dasſelbe müſſen wir uns ſogar in den zur Nation gehörenden Gliedern geſteigert denken, ſo daß es ſich äußert in der Liebe zum Vaterlande.

C. Übereinſtimmung in den natürlichen Anlagen. Iſt die Gemeinſchaft, wie oben (II.) feſtgeſtellt worden, eine in der Natur begründete, ſo muß auch eine gewiſſe Übereinſtimmung unter den einzelnen Gliedern der Nation hinſichtlich der natürlichen Anlagen ſein. Dieſe ſind:

a) phyſiſche. Ein gewiſſes äußeres Gepräge (Typus) iſt den einzelnen Nationen eigen. Bei den Italienern iſt es z. B. das ſchwarze Haar, das dunkle Auge, die bräunliche Geſichtsfarbe, bei den Deutſchen das blonde Haar, das blaue Auge, die helle Hautfarbe, Kennzeichen, an denen eine Gemeinſamkeit der Glieder einer Nation auch nach außen hin erkannt wird. Weiter zeigt die eine Nation ein lebhaftes, die andere ein ſchwerfälliges Temperament; eine Naturanlage, aus der wieder eine große Reihe gemeinſamer Neigungen und Strebungen folgt;

b) geiſtige. Bei den Franzoſen finden wir eine hervorſtechende Anlage für exakte Wiſſenſchaften; bei den Italienern Kunſtſinn, u. a.;

c) ſeeliſche. Zähigkeit des Willens bemerken wir bei den Engländern, den Spaniern ſprechen wir Stolz zu, den Deutſchen Treue, u. a. m.

D. Gemeinſamkeit in der Entwicklung.

a) Sprache. Das erſte Erzeugnis gemeinſamer Entwicklung iſt die Sprache, die ſich zwar nicht bis zur Dialektsgleichheit verengt, wie denn ebenſo gut Deutſche oberdeutſchen Dialekts der deutſchen Nation angehören wie ſolche des niederdeutſchen, aber doch auch nicht alle Kinder einer gemeinſamen Mutter in ſich ſchließt, wie z. B. Italiener, Franzoſen, Spanier, Rumänier zwar Völker romaniſcher Zunge, aber doch verſchiedene Nationen ſind. So weſentlich ſcheint aber das Merkmal der Sprache, daß wir z. B. Anſtand nehmen, von einer „Schweizer Nation" zu reden, da die Schweiz drei Sprachen ſpricht, und lieber von einem „Schweizer deutſcher Zunge" u ſ. w. reden. Anderſeits werden wir aber auch nicht Anſtand nehmen, einen Chamiſſo der deutſchen Nation zuzuzählen, da dieſer, obwohl franzöſiſcher Abſtammung, auch nicht deutſchen Landen entſproſſen, doch mit der Sprache in die Nation hineinwuchs.

b) Gemeinſamkeit des Denkens, Fühlens, Wollens.

α) Religion. Die Grenzen werden hier bei weiterer Entwicklung allerdings ziemlich weit zu ſtecken ſein. So hebt z. B. die Trennung in Konfeſſionen dieſe Gemeinſamkeit nicht auf, ja auch der Bekenner

jüdiſcher Religion kann als in einer höhern Einheit aufgehend gedacht werden, ſchwerlich aber würde dies mit dem Heiden der Fall ſein.

β) Sitte. Dieſe erſtreckt ſich auf Wohnung (die Holzhäuſer der Schweden, die Blockhäuſer der Ruſſen, die Marmorpaläſte der Italiener u. a.), Kleidung und Tracht (die Fuſtanella der Griechen, das Plaid der Schotten, die Barttracht der Ruſſen u. a., Unterſchiede, die ſich freilich im Laufe der Zeit verwiſchen), Nahrung (die Polenta und die Maccaroni der Italiener, die Kartoffeln der Deutſchen, u. a.), Spiele (Federball der Franzoſen, Boccia der Italiener, Lawn Tennis der Engländer, die Stiergefechte der Spanier), Tänze (Fandango der Spanier, Tarantella der Italiener, Mazurka der Polen u. a.), Geſänge (Nationalhymnen u. a.)

γ) Einrichtungen. Auch hierhin würden weſentliche Eigentümlichkeiten bei einzelnen Nationen zu erkennen ſein (z. B. die ſtarren Rechtsformen der Engländer, die Bräuche im Hauſe der Gemeinen zu Weſtminſter und die Formen der Eheſchließung in Rußland, u. a.); dennoch würde das Band gemeinſamer Staatseinrichtungen nicht ein weſentliches Merkmal bilden, wie dies der öſterreichiſche Staat beweiſt, innerhalb deſſen wir die dieſem angehörigen Deutſchen doch ſchwerlich von der deutſchen Nation ausſchließen würden. Allerdings würde es immer als ein Mangel empfunden werden, wenn die Nation ſich nicht zugleich als ein politiſches Ganzes darſtellt. (Man denke an die Zeiten vor Gründung des neuen Deutſchen Reiches!)

δ) Geſchichte und Kultur. Die gemeinſame Eigenart wird ſich in den Sagen der Nation ausſprechen und allen ihren Geiſteserzeugniſſen ihren Stempel aufdrücken. Gemeinſame Erlebniſſe werden ſich dem Gedächtnis unauslöſchlich einprägen und einen Schatz von Erinnerungen in der Seele der Nation aufſpeichern. Die Erinnerung an die Vergangenheit wird aber wieder ein Band bilden, das die einzelnen Glieder der Nation miteinander verbindet. Überall wo ſich dieſe auf gemeinſame Geſchichte und Kultur gegründete Eigenart kundgibt, ſprechen wir von „national". Da dies beſonders in der Literatur der Fall iſt, ſo bedienen wir uns häufig des Namens „Nationalliteratur".

ε) Sittliche Güter. Wir ſprechen von Nationaltugenden und ſprechen in dieſem Sinne dem Deutſchen die „Treue" als nationale Eigenſchaft zu. Das höchſte Gut einer Nation iſt die Freiheit, da die Nation mit deren Verluſte in der Knechtſchaft einer andern ihre Eigenart aufgibt.

VI. Sammlung der bisherigen Ergebniſſe. Die Gemeinſamkeit der wichtigſten menſchlichen Lebensäußerungen, wie ſie in V. ſich darſtellte, begründet die Einheit der Nation. Dieſe ſelbſt erſcheint aber

unter diesem Gesichtspunkte nicht mehr als ein vielköpfiges Etwas, sondern als eine Volkspersönlichkeit. Wir legen ihr daher, wie einer jeden Person, Charakter bei und sprechen von Nationalbewußtsein, Nationalgefühl und anderseitig von Nationalfehlern. Das eigenartige Gepräge ihres Charakters unterscheidet die Nation scharf von anderen Volkspersönlichkeiten; das Bewußtsein des Wertes dieses ihres eigenartigen Gepräges und damit ihrer Ehre macht den Inhalt des Nationalgefühls aus. Nur wo dieses vorhanden ist und nur wo das Gefühl der Gemeinsamkeit im Denken, Fühlen und Wollen in Bezug auf die heiligsten Güter der Nation besteht, so daß ein Pulsschlag alle Glieder durchbebt, dürfen wir von einer „Nation" sprechen.

VII. Rückblick und Festsetzung einer endgültigen Definition. Auf der einen Seite stand das von der Natur Gegebene, auf der andern das in der Zeit Gewordene. Dort war es die durch Abstammung gewordene Blutsverwandtschaft und die hieraus hervorgehende Gleichartigkeit der Anlagen. Die Bedingungen weiterer Entwicklung waren die Gemeinsamkeit des Wohnsitzes, aus der die Vaterlandsliebe hervorging, und die Gemeinsamkeit der Sprache. Der Entwicklung selbst gehörten an die Gemeinsamkeit in Denken, Fühlen und Wollen, die sich in Religion, Sitte, Einrichtungen, Geschichte und Kultur, vorzüglich aber in der Anschauung über die sittlichen Güter zeigte. Das Ergebnis war, daß unter „Nation" eine Volkspersönlichkeit mit eigenartigem Charakter zu verstehen sei. So bestimmt sich jene oben (III.) vorläufig hingestellte Gattung „eine in natürlichen Verhältnissen begründete Gemeinschaft eines Teiles der Menschheit" näher, und es ergibt sich aus allem Gewonnenen folgende Definition: „Nation ist eine Volkspersönlichkeit mit eigenartigem Charakter, die sich im Bewußtsein der auf Blutsverwandtschaft begründeten Zusammengehörigkeit, der Gemeinsamkeit des Mutterlandes, der Geschichte und der Kultur eins weiß in Denken, Fühlen und Wollen und durch das Band der Vaterlandsliebe eng zusammengeschlossen ist."

Ferd. Schultz.

63. Der Wert des Goldes und der Wert des Menschen.

Der Wert einer Sache wird durch den Zweck bestimmt, zu welchem der Mensch dieselbe als Mittel verwendet. Der Wert ist also eine relative Größe und kommt einer Sache an und für sich nicht zu. Dasselbe Ding kann also dem Menschen heute wertvoll sein, während es morgen für ihn wertlos ist. Die Arzenei gilt dem Kranken sehr viel, dem

Geſunden iſt ſie ohne Wert, weil der Kranke mit ihr den Zweck der Geſundheit verbindet, der Geſunde aber dieſen Zweck nicht verfolgt. Der Pflug iſt dem Bauern ſehr wertvoll, denn mit ihm begründet er ſeinen Wohlſtand; dem Schuhmacher als Geſchenk überwieſen, iſt er wertlos, weil er ihm zum Anfertigen der Schuhe nichts nützt.

Demnach wird auch der Wert des Goldes durch den Zweck beſtimmt, den der Menſch mit ihm verfolgt. Dieſer iſt verſchiedenfach; wegen ſeines gleichbleibenden Glanzes dient es zum Schmuck und zu Prunkgegenſtänden; mit goldenen Gefäßen ſchmückt der Reiche ſeine Tafel, ſchmückt die Rahmen ſeiner Bilder, verſchönert ſeine Kleidung; der Arzt wendet es zum Nähen von Wunden an, der Zahnarzt zum Ausfüllen hohler Zähne, der Uhrmacher verfertigt aus ihm Kapſeln für das Uhrwerk; aber den größten Wert hat es, indem es ſich bei allen Völkern als beſonders geeignet erwieſen hat, als Münze, d. h. als Tauſchmittel für Waren im Verkehr zu dienen; ſein Beſitz iſt darum für viele höchſt begehrenswert, es erſcheint ihnen als der koſtbarſte Gegenſtand, für Gold begehen ſie Verbrechen, für Gold wagen ſie Ehre und Leben.

Der Wert eines Menſchen ſcheint auch von den Mitmenſchen beſtimmt zu werden, je nachdem er ſich zu deren Zwecken gebrauchen läßt. Nach ſeiner ganzen Natur erweiſt ſich der Menſch am brauchbarſten zur Arbeit; durch die Arbeit wird er dem Mitmenſchen wertvoll; da der Menſch nun zugleich Leib und Geiſt iſt, nützt er bald durch leibliche, bald durch geiſtige Arbeit und wird darnach geſchätzt.

Aber jedes einzelne Stück Gold trägt die Eigenſchaften alles Goldes an ſich; ein Stück unterſcheidet ſich nur quantitativ von dem andern; der Glanz des Stückes, welches fünf Lot wiegt, iſt gleich dem, welches ein Pfund wiegt; nach ſeinen Eigenſchaften iſt es zu allen Zwecken, zu welchen Gold gebraucht wird, gleich verwendbar, denn jedes Atom Gold trägt die ganze Qualität des Goldes an ſich; und wie heute war es mit dem Golde und ſeinen Eigenſchaften vor tauſend Jahren, und nach tauſend Jahren wird es ebenſo ſein; nur die Weiſe, wie es der Menſch verwendet, mag ſich ändern; wenn alſo der Wert des Goldes ſinken ſollte oder noch wachſen, ſo liegt es nicht daran, daß es dieſe Eigenſchaften verloren und neue angenommen hat, ſondern daran, daß es von den Menſchen zu anderen Zwecken gebraucht wird.

Die Menſchen hingegen ſind alle qualitativ verſchieden; jeder hat ein anderes Maß körperlicher und geiſtiger Eigenſchaften als ſein Mitmenſch; darum wird auch der Wert der Individuen nach ihren Qualitäten verſchieden ſein im Unterſchied vom Golde, deſſen Stücke alle qualitativ gleich ſind. Der Wert des Erdarbeiters gilt geringer als der des Baumeiſters, der Wert des Matroſen geringer als der des Kapitäns, der Wert des treuen Dieners höher als der des unredlichen, der Wert

eines Goethe oder Schiller gewaltiger als der eines schlichten Bürgers, der Wert des Weltheilands als schlechthin unmeßbar.

Wie nun die Werte des Menschen, welche zu gleicher Zeit leben, alle verschieden sind, so auch die Werte der Menschen dieser Zeit im Vergleich zu den Menschen früherer Zeiten, denn ihre Qualitäten sind nicht wie die des Goldes immer gleich

Wird aber wirklich der Wert des Menschen von den Mitmenschen bestimmt?

Jeder Mensch ist ein frei denkendes und frei wollendes Wesen; er hat Selbstbewußtsein und kann über seine Eigenschaften reflektieren, kann sich mit anderen vergleichen, seine leiblichen wie geistigen Kräfte erproben und das Maß seiner persönlichen Eigenschaften auf solche Weise erkennen und seinen Wert selbst bestimmen. Auf Grund dieser Selbstbestimmung begibt er sich in den Dienst anderer, ihm wird also nicht ein relativer Wert von anderen beigelegt, er hat einen absoluten Wert in sich, er ist nicht Mittel für andere, sondern setzt sich selbst als Zweck, wenn er sich auch anderen nutzbar und dienstbar macht. Die Not mag ja manchen drängen, für seinen Lebensunterhalt seine Kräfte um weniger hinzugeben, als er sich selbst abschätzt; aber sicher hat er zu solcher nach seiner Ansicht nicht richtig geschätzten Arbeitsleistung seine Zustimmung zu geben, ist also in keinem Falle zu verwenden, wie das Gold, als eine Sache.

Aber die Mitmenschen können die Schwächeren zu ihren Diensten zwingen. Das ist richtig und kommt wohl nicht selten vor, die Sklaverei antiker wie moderner Völker bietet dafür einen schlagenden Beweis; aber doch gibt es selbst in diesen traurigsten und bedrängtesten Verhältnissen kein Mittel, den Willen eines Menschen zu beugen, der lieber sein Leben läßt, als sich seiner Würde beraubt sehen will. „Der Mensch ist frei, und wär' er in Ketten geboren."

Das Gold hat einen vergänglichen Wert, weil es irdischer Natur ist, und wie diese der Vergänglichkeit unterworfen; der Mensch hat einen unvergänglichen Wert, weil er das Ebenbild Gottes und für die Ewigkeit bestimmt ist. Wer sich dieses seines Wertes allezeit bewußt ist, wird auch da, wo ihn ein Teil seiner Mitmenschen als wertlos ansieht und verwirft, durch gutes Beispiel und reines Handeln für andere von unendlichem Werte sein, indem er sie durch sein Vorbild den Weg des Guten leitet; je ferner aber der Mensch dieser Erkenntnis steht, desto mehr schwindet das Bewußtsein des eigenen Wertes; er wird sich nur von anderen brauchen lassen, und, wenn er diesen auch zeitweise nützen mag, gerade dadurch, daß er seine Menschenwürde abwirft, zu solcher Wertlosigkeit herabsinken, daß es ihm besser gewesen, er wäre nie geboren.

A. Jonas.

64. Was ist Mitleid? Was ist Furcht?

Aristoteles fordert, daß die Tragödie Mitleid und Furcht errege. Wenn wir also eine Tragödie richtig beurteilen wollen, müssen wir wissen, was Mitleid und Furcht bedeuten.

Mitleid und Furcht sind zunächst Wörter; Wörter sind hörbare Bezeichnungen für Begriffe; Begriffe sind Bilder unserer Seele, welche wir auf dem Wege der Vergleichung, durch Reflexion und Abstraktion aus Vorstellungen gewonnen haben. Vorstellungen aber sind Bilder unserer Seele, die in unserm Gedächtnisse von früheren Wahrnehmungen her aufgespeichert worden sind. Um also die wesentlichen Merkmale eines Begriffes zu erhalten, müssen wir immer auf die Einzelvorstellungen oder Wahrnehmungen zurückgehen, aus deren Vergleichung der Begriff gebildet worden ist.

Ein Beispiel wird dies klar machen. Um den Inhalt des Begriffes Baum festzustellen, gehen wir auf die Vorstellungen zurück, aus denen die Seele den Begriff gebildet hat. Solche Vorstellungen sind Eiche, Buche, Linde, Ahorn ꝛc.; indem wir nun durch Nachdenken das diesen Vorstellungen Gemeinsame und Gleiche zusammenfassen, erhalten wir die Merkmale, d. h. den Inhalt des Begriffes Baum.

In gleicher Weise verfahren wir bei der Bestimmung der Begriffe Mitleid und Furcht; wir fragen nach den Vorstellungen und Wahrnehmungen, aus denen wir die Begriffe gewonnen haben.

Da fällt auf, daß wir aus der Außenwelt keine Vorstellung erhalten haben, die wir mit den Wörtern Mitleid oder Furcht bezeichnen. Denn in der Außenwelt nehmen wir keinen Gegenstand oder Vorgang wahr, den wir Mitleid oder Furcht nennen. So setzen diese Begriffe Vorstellungen voraus, die nicht auf dem Wege sinnlicher Wahrnehmung in uns hervorgerufen sind; neben der Sinnenwelt wird also noch eine andere Welt sein, aus deren Wahrnehmungen wir Vorstellungen und Begriffe schaffen; und dies ist der Fall.

Der Mensch hat auch die Fähigkeit, sein inneres, seelisches Leben unmittelbar wahrzunehmen; der Mensch ist Selbstbewußtsein. Mitleid und Furcht sind demnach Begriffe, welche seelische Vorgänge bezeichnen.

Die Seele ist Denken und Wollen. Einen Vorgang des Denkens nennen wir nicht Mitleid, auch nicht Furcht, denn die denkende Seele schafft Warnehmungen, Vorstellungen, Begriffe und Urteile, aber keine dieser Tätigkeiten nennen wir Mitleid oder Furcht; so bleibt nur übrig, daß die Begriffe Mitleid und Furcht Bewegungen der wollenden Seele zur Voraussetzung haben.

Wir beobachten, daß alle Wahrnehmungen, die unsere Seele macht, alle Vorstellungen, die vor unsere Phantasie treten, immer, wenn oft

auch noch so geringe, Lust oder Unlust erregen. Diese Erregungen sind die primitiven Bewegungen unseres Willens, sie sind der Steigerung fähig, und indem sie ihre Natur an sich behalten, setzen sie oft den ganzen Leib in Bewegung und veranlassen so die Einwirkungen auf die Außenwelt, die wir Handlungen nennen.

Wenn also Mitleid und Furcht Vorgänge in der wollenden Seele sind, so haben wir erstens zu untersuchen, zu welchen Erregungen oder Affekten sie zu rechnen sind, und zweitens, welcher Art die Wahrnehmungen oder Vorstellungen sind, durch welche sie hervorgerufen werden.

Mitleid und Furcht sind Affekte der Unlust, des Schmerzes, hervorgerufen durch Wahrnehmungen und Vorstellungen von Leiden. Mitleid, wie die Wortbildung schon angibt, hat das Leiden eines andern zur Voraussetzung. Aber nicht von jedem Leiden eines andern werden wir zum Affekt des Mitleides erregt. Wie wir unser eigenes Leiden vergessen, wenn an uns durch das Gesetz der Pflicht und der Ehre hohe Anforderungen gestellt werden, wie der Krieger z. B. in der Schlacht die Mühen vergißt, so wecken auch die Leiden eines andern nicht an sich schon unser Mitleid, ja die Leiden eines Feindes erregen sogar das Gefühl der Freude, der häßlichen Schadenfreude.

Nur dann vielmehr werden wir zu Mitleid gestimmt werden, wenn die Leiden des andern für unsere Wahrnehmung, d. h. für unser Auge und Ohr recht bemerkbar sind, so daß andere Wahrnehmungen und Vorstellungen dadurch zurückgedrängt werden, und der Leidende durch sein ganzes Wesen unser Interesse so in Anspruch zu nehmen weiß, daß wir uns mit ihm eins fühlen, also mit ihm leiden.

Furcht ist auch ein Affekt des Schmerzes, hervorgerufen durch Leiden, doch nicht gegenwärtige, sondern künftige, die entweder uns oder andere bedrohen; wir fürchten für uns, wenn wir Leiden und Gefahren voraussehen, denen zu entrinnen wir keine genügenden Mittel haben; wir fürchten für andere, wenn diese in drohenden Gefahren verstanden haben, unser Interesse so zu erregen, daß wir ihre Gefahren zu den unsrigen machen; die Furcht für andere ist mithin dem Mitleid mit anderen auf das engste verbunden.

Wenn also Aristoteles von der Tragödie fordert, daß sie in dem Zuschauer Mitleid und Furcht erregen soll, so wird sie uns Menschen vorführen in gegenwärtigen Leiden und drohenden Gefahren, von denen wir umsomehr erschüttert werden, wenn der Dichter durch die Charaktere und das Tun der handelnden Personen unser Interesse so erregt hat, daß wir, die reale Gegenwart vergessend, uns in unseren Herzen mit ihnen völlig eins fühlen. A. Jonas.

65. Kannſt du leſen?

In dem modernen Leben iſt Lektüre eines der hauptſächlichſten Bildungsmittel. Zu allen Zeiten iſt der Menſch, wenn er ſeine geiſtigen Kräfte entwickeln wollte, auf den Austauſch mit ſeinen Mitmenſchen angewieſen geweſen, aber in den Zeiten der jugendlichen Menſchheit war dieſer Austauſch ein mündlicher, in feierlicher Verſammlung, auf dem heitern Markte, im gaſtlichen Tor; ſeit die Kenntnis des Leſens und Schreibens eine immer allgemeinere geworden iſt, haben ſich gewiſſe Seiten des geiſtigen Lebens und der geiſtigen Entwicklung, zumeiſt gerade die tieferen und fruchtbringenderen, in die ſtille Welt der Literatur zurückgezogen. Zum Weſen eines Romans z. B. gehört es, daß er im einſamen Winkel geleſen wird, freilich mit dem ſtillen Bewußtſein, daß viele Hunderte ihn zugleich mit uns leſen; wiſſenſchaftliche Fragen werden meiſt literariſch, nur gelegentlich mündlich diskutiert; ſelbſt das Drama iſt bei uns vielfach Buchdrama geworden. Wir wollen die Bildungselemente, die uns der lebendige Verkehr mit den Menſchen, das Anſchauen ihres bewegten Tuns und Treibens gewähren, nicht unterſchätzen: weſentliche Seiten des modernen Geiſteslebens laſſen ſich doch nur auf dem Wege der Lektüre erfaſſen.

Wie wichtig iſt es darum, daß man zu leſen verſtehe! Der Beſitz dieſer Kunſt ſcheint ſelbſtverſtändlich, lernen doch alle Deutſchen ſchon in früher Jugend die Buchſtaben. Aber können auch alle leſen, im vollen Sinne des Wortes leſen: mit Verſtändnis, mit Sammlung, mit Genuß, mit einem Ertrag für ihr geiſtiges Leben? Wenn wir den Verbrauch an Literatur mit dem Stand der geiſtigen und ſittlichen Bildung vergleichen, möchten wir es bezweifeln. Denken wir darum einmal dem Inhalt und Gewicht der Frage nach: Kannſt du leſen?

Was heißt leſen? Offenbar wollen wir durch die Lektüre die Gedanken eines andern, zu deſſen Kenntniſſen, Bildung, Geſchmack, Urteil wir ein gewiſſes Zutrauen haben, uns aneignen, d. h. doch wohl ſie ſo denken, wie er ſie gedacht hat, mit derſelben durchdringenden Klarheit, mit derſelben Wärme des Gefühls, mit derſelben Anſchaulichkeit, mit derſelben Kraft der Überzeugung. Wenn nun der Schriftſteller ein Edler und Großer iſt im Reiche des Geiſtes, wird es uns gar keine Mühe koſten, uns zu ſeinem Standpunkte zu erheben? Aber auch das allein hieße noch nicht leſen können. Die Gedankenwelt eines andern würde als eine fremde in unſerm Bewußtſein ruhen, wenn wir nicht im ſtande wären, unſere Gedanken zu den ſeinigen in Beziehung zu ſetzen, uns anzueignen, was zu unſerm Weſen paßt, abzuſtoßen, was ihm widerſtrebt, edle und begeiſternde Gedanken in

unſern geiſtigen Beſitz zu verwandeln u. ſ. w. Es gehört alſo zur Kunſt des Leſens ein Doppeltes, ein ſtilles, geſammeltes, ſelbſtloſes Aufnehmen fremder Gedanken und ein ſein ſelbſt mächtiges, fruchtbares Aneignen derſelben. Beides iſt eine ſeltene Kunſt; denn die meiſten Menſchen ſind nicht ſelbſtlos und hören lieber auf die eigenen Gedanken als die anderer; und die meiſten Menſchen ſind nicht ſelbſtändig, ſondern laſſen ſich gar leicht durch Zufälligkeiten beſtechen oder irre leiten.

Zunächſt alſo verlangt die Kunſt des Leſens von uns ein verſtändnisvolles, ſelbſtloſes Aufnehmen der in einer vorliegenden Schrift enthaltenen Gedanken. Das ſetzt natürlich Kenntnis der Sprache, in der das Werk geſchrieben iſt, im weiteſten Sinne des Wortes voraus. Keine Nuance des Ausdrucks, kein gewähltes Wort ſtatt des gewöhnlichen, keine Metapher wird dem kundigen Leſer entgehen; jeden Satz wird er in ſeinem eigentümlichen Bau, jeden größern Abſchnitt in ſeiner Gliederung erfaſſen. Ja ſelbſt für Melodie und Rhythmus der Sprache wird er, ohne die Worte laut werden zu laſſen, ein feines Gefühl haben. Aber freilich wird er weder über dem ſchlichten Hausgewand einer einfachen, herzlichen Sprache noch über dem pompöſen Faltenwurf einer ſtattlich dahinſchreitenden Diktion den Träger des Gewandes, den Sinn, vergeſſen. Die Sprache iſt ihm doch nur das Kleid, das den Sinn birgt.

Den Sinn aber erfaßt man nur, wenn man ihn gleichſam von neuem erzeugt, wenn man ſich durch die Worte des Schriftſtellers die Gedanken, Gefühle und Strebungen wecken läßt, die ihn beſeelten. Der Dichter verlangt von uns lebendige Beweglichkeit der Phantaſie, die das Bild, das ihm vor der Seele ſchwebte, Zug um Zug nachſchafft; er verlangt Stärke und Wärme des Gefühls, um den Sturm der Leidenſchaft oder den Frieden des beruhigten Gemütes mit ihm durchzukoſten. Wer ſich nicht lebendig die geheimnisvolle, erquickende Ruhe des Abends vorzuſtellen vermag, wird Goethes Abendlied nicht verſtehen; wer die dämoniſche Leidenſchaft glühenden Ehrgeizes wie die Folterqualen eines erwachten Gewiſſens nicht nachempfinden kann, dem wird Macbeth ſtets ein Rätſel bleiben. Der Proſaiker will vor allem ein geſammeltes, ſcharfes Nachdenken. Wir ſollen ſein Gedankengebäude mit ihm bauen, die Beweiskraft ſeiner Argumente mit ihm empfinden, ſeine Darlegungen genau erfaſſen. Wer nicht ſeine Verſtandeskräfte anſtrengt, wird die Wucht eines Beweiſes, die Bedeutung eines Einwurfs nicht erfaſſen: weder das Problem noch der Verſuch ſeiner Löſung wird ihm klar werden. Aber auch unſere Phantaſie nimmt die Proſa in vielen ihrer Darſtellungen in Anſpruch.

Nach dem Geſagten wird es einleuchten, daß eine ſelbſtloſe Hingabe und ungeteilte Aufmerkſamkeit die Vorausſetzung alles wirklichen

Leſens iſt. Nur wenn aus der Phantaſie andere Bilder verbannt werden, können die des Dichters frei ein- und ausgehen; nur wenn wir bereit ſind, vorgefaßte Meinungen fahren zu laſſen, werden wir eine wiſſenſchaftliche Abhandlung nach ihrem wahren Wert erfaſſen können. Wer fortwährend mit ſeinen eigenen Gedanken die des Schriftſtellers unterbricht, kann unmöglich ein klares Bild von deſſen Gedankenwelt bekommen — und eine ſolche zu gewinnen iſt doch der Zweck alles Leſens.

Aus dem allen folgt, daß Leſen geübt und gelernt, lange geübt und gelernt ſein will; es erfordert Kenntniſſe, Beweglichkeit des Geiſtes, eine gewiſſe Entſagung und Selbſtentäußerung. Die Frucht aber ſoll Bereicherung des geiſtigen Lebens ſein; ſolche aber wird nur durch geſteigerte Tätigkeit der Seele erreicht. Das Aufgefaßte will nun auch angeeignet ſein.

Forderten wir eben einen gewiſſen Verzicht auf Geltendmachung der eigenen Perſönlichkeit, ſo wird dieſe beim Geſchäft der Aneignung wieder voll in ihre Rechte treten. Der Schriftſteller muß es ſich gefallen laſſen, daß wir unſer Ideal von Wahrem, Gutem, Schönem an ſein Werk anlegen. Sollte es ihm gelingen, dies Ideal ſelbſt zu berichtigen oder zu ergänzen, ſo hat er einen beſonders ſchönen, ſeltenen Erfolg errungen. Aber auch die Bedürfniſſe unſerer Perſönlichkeit dürfen reden. Nicht jede Stimmung brauchen wir zu verſtehen, nicht jedes Problem braucht uns zu intereſſieren, nicht alles Wiſſenswerte iſt für uns wiſſenswert. Je objektiver eine Schrift iſt, je mehr ſie das allgemein Menſchliche berührt, auf einen deſto weitern Kreis von Leſern wird ſie Anſpruch machen können; aber auch das ſubjektiv Wahre und Schöne, wenn es nur für uns paßt, dürfen wir uns aneignen.

Hat man nun Wahres von Falſchem, Schönes von Unſchönem, Anziehendes von Abſtoßendem geſchieden, ſo gilt es endlich, die gewonnenen Ergebniſſe in die geſamte Gedankenwelt aufzunehmen, mit verwandten Gedanken, die wir ſchon hegten, in Beziehung zu ſetzen, mit widerſprechenden auszugleichen. Dann bleibt, was wir geleſen, kein toter Beſitz, ſondern wird unſer geiſtiges Leben befruchten und bereichern. An einem wahrhaft großen Gedanken, den man wirklich erfaßt hat, kann man lange zehren, indem man immer neue Seiten und Beziehungen an ihm entdeckt, während der Inhalt eines dicken Buches ohne Wirkung bleibt, wenn er als toter Beſitz im Gedächtnis ruht.

So haben wir in kurzen Zügen gezeigt, was leſen können heißt. Ein geübter Leſer wird alle geſchilderten Tätigkeiten mehr oder weniger gleichzeitig üben; dazu gehört aber viel Kunſt und viel Sammlung. Mögen denn dieſe Zeilen dazu dienen, daß jeder, der

ſie lieſt, ſich ernſtlich frage: Kannſt du leſen? und, wenn er die Frage noch nicht mit einem fröhlichen „Ja" beantworten kann, keine Mühe ſpare, es wirklich zu lernen. A. Hartert.

66. Über Weſen und Geſetze des poetiſchen Gemäldes.

Die Poeſie will ebenſo wie die bildenden Künſte auf die Phantaſie wirken und dieſe durch freies Spiel zu einem beſtimmten Ziele gelangen laſſen. Die Phantaſie aber arbeitet mit den Formen der Wirklichkeit und ſetzt dieſe zu neuen Gebilden zuſammen. Je plaſtiſcher, anſchaulicher, konkreter demnach der Dichter darſtellt, deſto leichter wird er die Phantaſie in Bewegung ſetzen. Er muß alſo wie der bildende Künſtler malen, d. h. durch ſeine Worte eine ebenſo ſinnliche Anſchauung ſeines Vorwurfs zu erreichen ſuchen, wie ſie der Maler durch ſeine Farben, der Bildhauer durch die Formen ſeines Marmors erreicht. Anderſeits muß uns auch der bildende Künſtler in den Stand ſetzen, beim Anblick ſeines Werks etwas zu denken, ſein Werk muß zu uns ſprechen. So konnte Simonides mit Recht ſagen, die Malerei ſei eine ſtumme Poeſie, die Poeſie eine redende Malerei. Faſt unvermeidlich jedoch erweckt dieſe Antitheſe das Vorurteil, ein gutes Gemälde müſſe ſich ohne weiteres in ein gutes Gedicht verwandeln laſſen und umgekehrt. Beide Künſte aber werden unter dieſem Vorurteile leiden. Die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, die dasſelbe teilten, verfielen einer Schilderungsſucht, die das Gegenteil wahrer Poeſie iſt, bis Leſſing in ſeinem „Laokoon" das befreiende Wort ſprach. Seitdem weiß man, was ein poetiſches Gemälde iſt und welchen Geſetzen es unterliegt. Verſuchen wir, im folgenden Leſſings Gedanken darüber in freier Weiſe wiederzugeben.

Wenn Goethe in ſeinem „Totentanz" ſagt:

Nun hebt ſich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Gebärden da gibt es vertrackte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als ſchlüg' man die Hölzlein zum Takte,

ſo wird uns das Bild des ſchaurigen und doch ſo komiſchen Tanzes der Totengerippe im fahlen Mondſchein ſo lebendig und anſchaulich, daß wir uns ihm nicht entziehen können: unſere Phantaſie malt uns Geſtalten und Töne dieſes Tanzes vollkommen klar vor. Und wenn es ſpäter heißt:

Nur einer, der trippelt und ſtolpert zuletzt
Und tappet und grapſt an den Grüften;
Doch hat kein Geſelle ſo ſchwer ihn verletzt,
Er wittert das Tuch in den Lüften.

Das Hemd muß er haben, da raſtet er nicht,
Da gilt auch kein langes Beſinnen,
Den gotiſchen Zierat ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinnen zu Zinnen.
Nun iſt's um den armen, den Türmer getan!
Es ruckt ſich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar,

ſo wird uns die Situation ſo gegenwärtig, daß wir faſt mit demſelben Grauſen wie der Türmer das unaufhaltſame, unheimliche Hinanklettern des Geſpenſtes zu ſehen und zu hören glauben. — Fragen wir nun: was bringt dieſe Wirkung bei uns hervor? ſo wird uns alsbald klar werden, daß unſere Phantaſie, angeregt durch den Klang wie die Bedeutung der Worte des Dichters, geſchäftig iſt, uns jene grauſigen Bilder vorzuzaubern: wir hören kaum noch die Worte, ſondern glauben das entſetzliche Gerippe zu ſehen, die durch ſeine Bewegungen hervorgebrachten Geräuſche zu vernehmen. Wenn es alſo überhaupt poetiſche Gemälde gibt, ſo werden wir hier ein ſolches vor uns haben. Eine Zuſammenſtellung der eben entwickelten Merkmale würde etwa folgende Definition geben: Ein poetiſches Gemälde iſt jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter ſeinen Gegenſtand ſo ſinnlich macht, daß wir uns dieſes Gegenſtands deutlicher bewußt werden als ſeiner Worte.

Aber will nicht der bildende Künſter dasſelbe? Will er nicht, daß wir, ſeiner Farben und Formen vergeſſend und mit den Augen der Liebe ſehend, ſeiner Darſtellung Leben und Odem leihen ſollen? Es ſcheint alſo der Unterſchied zwiſchen dem poetiſchen und dem wirklichen Gemälde nicht eben groß zu ſein.

Homer gibt uns im 18. Geſange der Ilias in ſeiner Beſchreibung von Achills Schilde eine poetiſche Schilderung einer ganzen Reihe von Gemälden; wie in Schillers „Glocke" kommt hier das ganze menſchliche Leben in ſeinen Hauptzügen zur Darſtellung. Greifen wir ein Bild heraus, um daran unſere Studien zu machen:

Ferner bildet' er noch eine Herde von Hochhornkühen.
Einige waren von Gold, von Zinn die andern gemodelt.
Brüllend hinaus nach der Weide enteilten ſie eben der Dungſtatt
Neben dem rauſchenden Fluß, den ſchwankendes Röhricht umſäumte.
Hirten, gemeißelt von Gold, begleiteten hütend die Rinder,
Vier an der Zahl, und dazu noch neun ſchnellfüßige Hunde.
Aber den brummigen Stier an der Spitze der Herde umkrallten
Zween entſetzliche Leu'n. Laut brüllend ward er von dannen
Eben geſchleift, und es liefen ihm nach die Männer und Hunde.
Jene zerriſſen die Haut des gewaltigen Stiers und verſchlangen
Deſſen Gekröſ' und ſchlürften das Blut, da umſonſt ſich die Hirten
Sie zu verjagen bemühten, die Hunde gegen ſie hetzend.
Immer zurück von den Löwen, ſobald es galt, ſie zu beißen,
Prallten ſie, nahten ſich bellend und ſchraken wieder zur Seite.

Daß hier ein poetiſches Gemälde vorliegt, kann nicht zweifelhaft ſein. Von dem Augenblicke an, wo die Herde den Viehhof verläßt, bis zu dem Moment, wo das ſchönſte Haupt der Herde unter den Biſſen der Löwen verendet, die ſich das ohnmächtige Gekläff der Hunde nicht anfechten laſſen, ſchafft unſere Phantaſie Zug um Zug nach. Der naive Hörer wird daher glauben, die Beſchreibung eines wirklichen Gemäldes vernommen zu haben. Aber iſt dem ſo? Hephäſtos konnte den Stier doch nicht zugleich brüllend von dannen geſchleift und ſchon verzehrt werden laſſen; er konnte nicht die Hirten die Herde hütend begleiten und zugleich die Hunde gegen die Löwen hetzen laſſen. Die Herde, die brüllend den Viehhof verläßt, wird nicht mehr voranſchreiten, ſondern entſetzt zurückweichen, ſobald die Löwen erſcheinen, u. ſ. w. Hephäſtos zeigte etwa im Vordergrunde die Löwen, wie ſie eben über ihr Opfer hergefallen ſind und es von dannen ſchleifen, zur Seite ſtrömt der Fluß, von Röhricht umgeben. Was alſo unſer Auge nebeneinander auf der Fläche des Malers ſehen würde, hat uns der Dichter kaum geſagt: er erzählt, was die Herde erlebt hat vom Augenblicke ihres Auszugs bis zum Tode des Stiers. — Die Wirkung iſt in beiden Fällen dieſelbe, die Täuſchung vollkommen, aber die Mittel der Darſtellung ſind verſchieden; dort Figuren nebeneinander auf einer Fläche, hier Handlung. Das erſte Geſetz des poetiſchen Gemäldes iſt demnach, daß es Handlung darſtelle, im Gegenſatze zum materiellen Gemälde, das Körper vorführt. Die Gültigkeit dieſes Geſetzes läßt ſich auch theoretiſch erweiſen: der bildende Künſtler ſtellt Formen und Farben dar, wie ſie im Raum nebeneinander liegen, und es iſt dem Auge leicht, dieſe Formen und Farben in ihren Verhältniſſen und in ihrer Geſamtwirkung aufzufaſſen. Vielleicht kann die geſchäftige Phantaſie noch den Moment, der der dargeſtellten Situation voranging, und denjenigen, der ihr folgen wird, erraten, weiter zurückliegende und weiter folgende Momente wird ſie ſich immer ſchwerer vergegenwärtigen. Der bildende Künſtler muß alſo alles auf einen Moment konzentrieren und durch dieſen die Phantaſie möglichſt zu beſchäftigen ſuchen. Er wird alſo in dem Ebenmaß der Formen, in der Schönheit der Gruppierung ſeine Stärke ſuchen müſſen. Der Dichter wirkt durch ſeine Worte und den in ihnen liegenden Sinn auf unſere Phantaſie. Aber abgeſehen davon, daß die Sprache für viele Formverhältniſſe und Farbennuancen keinen Ausdruck hat, rauſchen die Worte raſch an unſerm Ohr vorüber, und die Phantaſie iſt nicht im ſtande, die Beſchreibung eines Körpers, die alle einzelnen Teile wiedergibt, zu einem einheitlichen Bilde zuſammen zu faſſen. Eine fortſchreitende Handlung wird ſich dagegen leicht mit der Folge der Worte der Phantaſie vergegenwärtigen. Demnach muß das poetiſche Gemälde Handlung malen.

Unter welchen Umständen werden wir nun nicht nur den Begriff der dargestellten Handlung auffassen, sondern sie uns wirklich vergegenwärtigen? Wenn Schiller im „Taucher" sagt:

Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß.
Und er ist's und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken,

so liegt die Anschaulichkeit der Darstellung offenbar darin, daß uns der Dichter, getreu der Natur Zug um Zug folgend, alle wesentlichen Einzelheiten seiner Handlung vorführt. Hier haben wir das zweite Gesetz des poetischen Gemäldes: Zug um Zug muß uns der Dichter jede einzelne Veränderung, die zur Vollendung der Handlung mitwirkt, vorführen, soweit sie wesentlich und die Phantasie zu beschäftigen geeignet ist. Hat er dann noch das Glück, in einer Sprache zu dichten, die vermittels des Tonfalls malen kann, so wird das die Anschaulichkeit seines Gemäldes wesentlich erhöhen. Die oben angeführte Stelle aus Goethes „Totentanz" ist ein prächtiges Beispiel dafür.

Jedoch wie der bildende Künstler uns seine Gestalten nicht nur in ruhiger Haltung vorführt, sondern sie in Gruppen vereint, die durch die Einheit einer Handlung verknüpft sind, und diese Handlung durch die Stellung seiner Figuren andeutet, so will und muß anderseits der Dichter uns auch die Träger und das Lokal seiner Handlung anschaulich machen. Wird er sonach nicht doch wieder im Raume nebeneinander Liegendes schildern und also unserm ersten Gesetz untreu werden müssen? Wir zeigten oben, daß ein Aufzählen der einzelnen Teile eines räumlichen Ganzen, wie nun einmal unsere Phantasie beschaffen ist, ihn nicht zum Ziele führen kann. Man lese nur die Schilderung von dem Garten des Alkinoos im siebenten Gesange der Odyssee. Trotz ihrer Genauigkeit bekommt kein Leser ein wirklich anschauliches Bild des Gartens.

Zunächst ist hier zu bemerken, daß es zum Verständnis einer Handlung vielfach genügt, wenn das Lokal derselben nur in allgemeinen Umrissen vorschwebt, daß uns an den Personen mehr ihr Charakter als ihr Äußeres interessiert. Um seine Personen zu bezeichnen aber hat der Dichter die trefflichen Mittel der indirekten Charakteristik, um das Lokal und das Äußere seiner Personen der Phantasie nahe zu rücken, reicht er häufig mit einem Substantiv und einem sorgfältig gewählten Beiwort aus. Wenn unser Volkslied so schön und einfach von Veiel und „grünem" Klee, von dem „grünen" Wald, den „roten" Blumen, der „dunkeln" oder „langen" Nacht, dem „guten" Mond redet, so genügen diese bescheidenen Mittel, um unsere Phantasie so anzuregen, daß sie sich jene Dinge wirklich veranschaulicht; dasselbe

gilt von Verbindungen wie das „rote" Mündlein, „heiße" Tränen, „blaue" Augen u. ſ. w. Eine Häufung von Beiwörtern oder lange Beſchreibungen würden nur ſtören: auch Homer braucht meiſt nur ein Beiwort.

Zuweilen jedoch liegt es auch im Intereſſe des Dichters, uns eine genaue Vorſtellung von räumlichen Gebilden zu geben. Wie oft bildet nicht die Schönheit einer Perſon das Motiv zu einer Reihe von Handlungen oder Gefühlen. Und doch kann gerade Schönheit nicht durch Beſchreibung der einzelnen Teile des ſchönen Körpers geſchildert werden, wie die kunſtvollen und doch ſo kalten Schilderungen Arioſts beweiſen. In Leſſings „Emilia Galotti" hängt die Entwickelung der ganzen Handlung an Emiliens Schönheit. Was tut der Dichter? Er zeigt uns die Wirkung dieſer Schönheit auf den Maler Conti: „Aber das muß ich Ihnen doch als Maler ſagen, mein Prinz: eine von den größten Glückſeligkeiten meines Lebens iſt es, daß Emilia Galotti mir geſeſſen. Dieſer Kopf, dieſes Antlitz, dieſe Augen, dieſe Naſe, dieſer Mund, dieſe Bruſt, dieſer Wuchs, dieſer ganze Bau ſind von der Zeit an mein einziges Studium der weiblichen Schönheit." Wenn wir einen ideal gerichteten Maler alſo bewundern hören, wird uns Emiliens Schönheit lebendig und wie gegenwärtig. Hier haben wir den erſten Kunſtgriff, deſſen ſich der Dichter bedient, um ſchöne Körper darzuſtellen: er malt die Schönheit in ihren Wirkungen.

Schiller verbindet mit dieſem Kunſtgriff einen zweiten, wenn er in ſeinem „Taucher" ſagt:

Und ein Edelknecht, ſanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert ſchauen.

Wir ſchauen und bewundern mit ihnen, wie unter den graziöſen Bewegungen des Jünglings der Mantel fällt, und nun die ſtarken und doch ſo biegſamen Glieder, die ganze ſchlanke Geſtalt in den knapp anliegenden Unterkleidern hervortritt. Hier hat der Dichter Schönheit in der Bewegung, d. h. Reiz gezeichnet und ſo auf einem Umwege dasſelbe und noch mehr erreicht, als der Maler erreichen konnte.

Einen verwandten Kunſtgriff wendet der Dichter an, wenn es ſich um Darſtellung lebloſer Raumgebilde, Gegenden, Zimmereinrichtungen u. dergl. handelt. Auch hier ſetzt er feinſinnig Beſchreibung in Handlung um. Denken wir nur daran, wie Goethe in „Hermann und Dorothea" die Löwenwirtin durch ihr ganzes Anweſen gehen läßt und uns ſo wie abſichtslos eine genaue Vorſtellung des Beſitztums gibt. In ſeiner Idylle „Der alte Turmhahn" will uns Mörike das Bild des

trauten Heims eines ehrsamen Pfarrherrn entwerfen. Er benutzt die Bewegung der Sonne, um uns in dem Studierzimmer zu orientieren. Ähnlich wird der wahre Dichter immer verfahren. Schönheit malt er in ihren Wirkungen oder in reizvoller Bewegung; die Beschreibung von Raumgebilden aller Art verwandelt er durch irgend welche Kunstgriffe in Handlung.

Das sind die wesentlichen Gesetze des poetischen Gemäldes, wie sie Lessing entwickelt hat. Der Dichter malt nicht Körper, sondern Handlung; er malt die Handlung Zug um Zug, ohne wesentliche Zwischenglieder zu übergehen; er unterstützt, wo möglich, die schaffende Phantasie durch Lautmalerei. Will er Naturgebilde oder Menschen nur in allgemeinen Umrissen vorstellig machen, so setzt er ein feinsinnig gewähltes Beiwort zu dem Substantiv; handelt es sich um Darstellung von Schönheit, so zeigt er dieselbe in ihren Wirkungen oder verwandelt sie in Reiz; liegt eine genaue Darstellung von Raumgebilden in seinem Interesse, so verwandelt er deren Beschreibung durch Kunstgriffe in Handlung. Wie viel unsere neuere Poesie diesen Ausführungen Lessings verdankt, ist kaum zu sagen. Etwas davon läßt wohl unsere Abhandlung ahnen, die ihre Beispiele vorzugsweise aus der neuern Dichtung gewählt hat. A. Hartert.

67. Unterscheiden synonymer Ausdrücke.

Weg, Straße, Bahn, Pfad, Steig.

1. Das Dingwort Weg stammt von dem Zeitworte wegen, bewegen ab. Der Weg ist ein bestimmter Raum, in dem sich etwas von einem Orte zum andern bewegt. Es gibt Land- und Wasserwege; der Seeweg nach Ostindien; die Magnetnadel zeigt den Schiffern den Weg; die Zugvögel nehmen ihren Weg durch die Luft; die Fische haben bestimmte Wege im Wasser. Man unterscheidet: Fuhrweg, Flußweg, Fußweg, Abweg, Irrweg, Ausweg, Umweg ꝛc.

Zu Lande entstehen Wege durch häufiges Betreten oder Fahren; es werden auch künstliche Wege gebaut.

2. Eine Straße ist in der Regel ein angelegter Weg, der so breit ist, daß er befahren werden kann. Die Straßen sind oft gepflastert, z. B. in den Städten. Man spricht von Landstraßen, Kunststraßen, Heerstraßen, Poststraßen — uneigentlich von der Milchstraße — wegen der Ähnlichkeit mit einer Straße. Selten wird ein sonstiger Weg eine Straße genannt, z. B. die Wasserwege: Behringsstraße, Hudsonsstraße, Davisstraße. —

3. Nicht jeder Weg ist eine Bahn; es gibt ungebahnte Wege, die der Bewegung Hindernisse bereiten. Ein zubereiteter Weg, auf

dem sich keine Hindernisse befinden, ist eine Bahn; daher: Reitbahn, Rennbahn, Schlittenbahn, Eisenbahn, Kegelbahn, Bahn im Schnee, Sonnenbahn, Planetenbahn; sich Bahn brechen.

4. Pfad ist ein von den Fußgängern getretener Weg, — ein Fußpfad, Fußweg.

5. In einigen Gegenden wird mit Pfad gleichbedeutend das Wort Steig, Steg (von steigen d. i. gehen) gebraucht; Fußsteig für Fußpfad.

Ehrgefühl, Ehrliebe, Ehrbegierde, Ehrgeiz, Ehrsucht.

Wilhelm hatte, durch schlechte Gesellschaft verleitet, eine unordentliche Lebensweise angefangen. Als er aber bemerkte, daß er hierdurch bei guten Menschen seine Ehre und seine Achtung verlor, da beunruhigte ihn dieses; er mied die schlechte Gesellschaft und besserte seinen Lebenswandel. Wilhelm scheute die Schande: er hatte Gefühl für Ehre, Ehrgefühl.

Wilhelm hatte bald die verlorene Achtung wieder erlangt und fühlte nun erst recht, wie angenehm es ist, von denjenigen, die wir selbst achten müssen, geehrt zu werden. Er hütete sich von nun an zu wohl, etwas zu tun, was seiner Ehre zuwider gewesen wäre und ihr geschadet hätte. Er liebte seine Ehre, die Achtung der Edeln und das eigene Bewußtsein der Rechtschaffenheit. Er hat Ehrliebe.

Friedrich liebt ebenfalls die Ehre. Aber er ist nicht damit zufrieden, daß er von anderen geachtet wird; er strebt nach Auszeichnung und ist begierig nach mehr Ehre, als ihm bisher zu teil geworden ist. Die Ehrbegierde treibt ihn an, daß er andere zu übertreffen sucht in Kenntnissen und Geschicklichkeiten, wie in lobenswerten Handlungen; denn er ist nicht mit der gewöhnlichen Ehre, die jedem vernünftigen und braven Menschen zu teil wird, zufrieden.

Karl strebt sehr eifrig nach Ehre, und es schmerzt ihn empfindlich, wenn er nicht genug geehrt wird. Er kann es keinem andern gönnen, daß er ausgezeichnet wird, er möchte überall der erste sein. Es ist ihm mehr darum zu tun, äußerlich auf glänzende und auffallende Weise ausgezeichnet zu werden, als den stillen Beifall der Edeln und des eigenen Gewissens zu verdienen. Karl ist ehrgeizig, und der Ehrgeiz ist die Triebfeder von allem, was er tut.

Bei manchen Menschen wird der Ehrgeiz zu einer wahren Leidenschaft. All ihr Sinnen und Denken ist darauf gerichtet, wie sie sich Ehre erwerben können. Die Ehrsucht quält diese Menschen, sie ist wie eine Krankheit. Der Ehrsüchtige scheut kein Mittel, um Ehre zu erlangen, selbst wenn er zu einem Verbrechen seine Zuflucht nehmen sollte.

W. Sommer.

68. Erklärungen (Paraphraſen) von Sprichwörtern.

A. Wer an den Weg baut, hat viele Meiſter.

a. Sacherklärung: Ein Gebäude, das an einem Wege ſteht, den viele gehen, muß auch vielen in die Augen fallen. Dieſe werden es betrachten und manches daran zu tadeln finden. Dem einen gefallen z. B. die Fenſter nicht recht, der andere tadelt das Dach, und ein dritter wünſcht ihm einen andern Anſtrich. So tut jeder, als wäre er Meiſter, der das Haus beſſer eingerichtet haben würde.

b. Sinn des Sprichwortes: Wie ein am Wege ſtehendes Haus, ſo iſt auch jede öffentliche Handlung der Beurteilung anderer ausgeſetzt. Die Menſchen tadeln gern, und ſo wird auch ihr Urteil oft hart ausfallen.

c. Folgerung oder Lehre: Rühme dich nicht deiner Leiſtungen und ſtelle dich nicht ohne Nutzen zur Schau! — Mußt du aber öffentlich handeln und biſt du dir dabei einer guten Abſicht bewußt, ſo tröſte dich bei vorkommendem Tadel mit dem Worte:

Wer an den Weg baut, hat viele Meiſter.

B. Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht.

a. Sacherklärung: Ein Krug iſt gewöhnlich aus Ton verfertigt und daher ſehr zerbrechlich; kann man ihn auch vielleicht lange zum Waſſerholen gebrauchen, ſo wird doch ſicher einmal ein Unfall eintreten und er in Scherben gehn.

b. Sinn des Sprichwortes: Die Menſchen unternehmen manche Handlungen, von denen man vorausſehen kann, daß ſie einmal mißglücken werden. Alle Handlungen gleichen aber dem Kruge an Zerbrechlichkeit, denen die Feſtigkeit des Rechtes fehlt. Sie alle werden einſt einen unglücklichen Ausgang nehmen.

c. Folgerung oder Lehre: Vermeide jede unrechtliche Handlungsweiſe! Sollte es auch lange damit gut gehen, was doch nur Schein iſt, einmal wird ein böſes und deſto ſchlimmeres Ende kommen.

C. Rom iſt nicht in einem Tage erbaut worden.

a. Sacherklärung: Rom, dieſe große, herrliche Stadt, iſt nicht auf einmal, wie durch einen Zauberſchlag entſtanden. Erſt nach und nach, bei vieler Anſtrengung und Mühe, wurde ſie fertig.

b. Sinn des Sprichwortes: Großes und Wichtiges erfordert viel Zeit, Mühe und Anſtrengung und läßt ſich nicht ſo kurz abmachen, wie geringfügige Dinge.

c. Folgerung oder Lehre: Willſt du etwas Gediegenes und

Tüchtiges leiſten, ſo bedenke, daß dies nicht ſo ſchnell und leicht möglich iſt. Tröſte dich bei langſamem Fortſchritte einer wichtigen Sache mit dieſem Sprichworte, welches auch an ähnliche erinnert, z. B. „Gut Ding will Weile haben"; „Auf einen Hieb fällt kein Baum."

W. Sommer.

69. Man muß das Eiſen ſchmieden, ſolange es warm iſt.

Das Eiſen iſt ein hartes Metall und darum ſchwer zu bearbeiten; aber wird es durch Hitze erweicht, ſo läßt es ſich leicht nach Belieben formen. Wer alſo Eiſen ſchmieden will, der muß dies tun, wenn es glüht; ſobald es wieder abgekühlt iſt, wird es ſo hart und unbiegſam wie vorher. Das Sprichwort: „Man muß das Eiſen ſchmieden, ſolange es warm iſt" will aber nicht bloß eine Regel für Schmiede ſein, es hat wie alle Sprichwörter, welche von einzelnen Dingen und Fällen handeln, einen allgemeinen Sinn. Wie der Schmied den rechten Zeitpunkt beim Schmieden wohl beachten ſoll, damit das Eiſen ſich ſeinem Willen füge, ſo ermahnt uns das Sprichwort, bei allen unſeren Geſchäften und Arbeiten den rechten Augenblick zur Ausführung nicht vorübergehen zu laſſen, damit wir nicht hernach uns vergebens abmühen und vielleicht gar nichts erreichen. Will ein Schiffer mit ſeinem Schiffe aus dem Hafen fahren, ſo ſoll er es mit gutem Fahrwinde tun, und wenn kein verderbenbringender Sturm droht. In den jungen Jahren bietet ſich uns am meiſten Gelegenheit zum Lernen, drum friſch und flugs in der Jugend gearbeitet; ein anderes Sprichwort, welches zu unſerm gleichſam ein Unterſatz iſt, ſagt: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr." Haben wir vor, mit Freunden eine Fußreiſe zu machen, ſo ſollen wir es den nächſten Tag tun, an dem die Sonne ſchön ſcheint, und nicht erſt auf eine Reihe guter Tage warten: Hoffen und Harren hat manchen ſchon zum Narren gemacht. Die Roſe muß man im Sommer brechen, und trinken, wenn man beim Brunnen iſt. Aber wann iſt der gute Zeitpunkt? Beim Eiſen kann man es leicht ſehen, wenn es glüht; aber bei vielen anderen Dingen iſt der gelegene Zeitpunkt nicht ſo leicht zu erkennen, das iſt wahr. Da heißt es denn nachdenken und aufmerken. Nachdenken und Aufmerkſamkeit müſſen geübt werden, fleißig geübt werden. Gedankenloſigkeit und Unaufmerkſamkeit nützen keinem bei Vollbringung ſeiner Geſchäfte, und wer auf dieſe Weiſe etwas zu erreichen meint, der mag abwarten, ob ihm die gebratenen Tauben ins Maul fliegen werden. Glauben wir aber nach reiflicher Überlegung den rechten Augenblick zum kräftigen Handeln erfaßt zu

haben, dann dürfen wir uns auch nicht ins Schwanken bringen laſſen, nicht nach rechts, nicht nach links ſehen, ſondern nach vorne, denn: „Friſch gewagt, iſt halb gewonnen.“ A. Jonas.

*70. Es iſt nicht alles Gold, was glänzt.

Gold iſt ein edles Metall, weil es ſelten iſt, und wird ganz beſonders zum Schmucke verwandt wegen ſeines rötlich-gelben Glanzes, den es nicht verliert. Drum hat es zu allen Zeiten bei allen Völkern, rohen und gebildeten, ſtets in hohem Werte geſtanden. So konnte es denn nicht ausbleiben, daß verſucht wurde, durch Miſchung von Metallen dem Golde ähnliche Körper herzuſtellen, welche denſelben oder ähnlichen Glanz hätten. Mancher hat ſich durch ſolche Nachahmungen täuſchen laſſen und als Gold teuer bezahlt, was weit weniger wert war als dieſes, und mancher Menſch iſt von anderen mit neidiſchen Blicken angeſehen worden, der es nicht verdient hat, denn ſein Geſchmeide war nicht von Gold, ſondern aus unedler Metallmiſchung. Es iſt nicht alles Gold, was glänzt, ſagt darum unſer Sprichwort und will uns damit warnen, uns täuſchen zu laſſen durch den äußern Glanz, denn der Glanz allein gibt ja nicht dem Golde ſeinen Wert, ſondern die Seltenheit. Der Goldſchmied, welcher mit Gold umzugehen verſteht, hat ein Mittel, das echte Gold von dem unechten zu unterſcheiden, das iſt der Probierſtein; ſtreicht er dieſen mit dem Golde, ſo erkennt er es an der Farbe, welche jener Strich hat; das unechte Gold hinterläßt aber einen dieſem unähnlichen Strich. Der Probierſtein alſo entſcheidet, ob das, was glänzt, Gold iſt oder nicht.

Wenden wir unſer Sprichwort auf menſchliche Verhältniſſe an, ſo warnt es uns und gibt uns die Lehre, nicht bloß auf das Äußere zu ſehen und von dem blendenden Glanze eines Dinges auf ſeinen innern Wert zu ſchließen. Ein ſchönes Geſicht gibt noch lange nicht die Bürgſchaft für eine ſchöne Seele, und gute Kleidung verbirgt oft einen gemeinen Menſchen. Mancher hat eine große Kunſt, von ſich ſelbſt zu reden und zu prunken mit ſeinem Wiſſen und Können: man laſſe ſich nicht täuſchen, es iſt nicht alles Gold, was glänzt. Wie beim Golde, ſo gilt es auch im Verkehr mit den Menſchen, den Probierſtein anzuwenden, ob, wo äußerer Glanz, auch innerer Wert vorhanden ſei. Der Probierſtein iſt aber nur einer: „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen, ein fauler Baum kann keine guten Früchte tragen.“

Drum fleißig die Augen offen gehalten und wacker geprüft, und gerade da, wo es am meiſten gleißt und in die Augen fällt.

A. Jonas.

71. Ein gut Gewiſſen iſt ein ſanftes Ruhekiſſen.

(Chrie.)

Dictum cum laude auctoris. Ein gut Gewiſſen iſt ein ſanftes Ruhekiſſen! Welch ein herrlicher Ausſpruch des deutſchen Volkes, der ſo ganz den religiöſen Charakter, die fromme Richtung ſeines Sinnes und ſein inniges Pflichtgefühl kundgibt.

Paraphrasis oder Expositio. Wer ſtets ſo handelt, wie es ihm das Geſetz in ſeinem Innern vorſchreibt, ſo lehrt uns dies köſtliche Sprichwort, der lebt glücklich und zufrieden, der ſchläft auf hartem Lager weicher und ſüßer, als der Böſe auf koſtbaren, ſeidenen Pfühlen.

Causae oder Aetiologia. Und wie könnte dies auch anders ſein? Wer ſtets nach beſten Kräften ſeine Pflicht erfüllt, der lebt ja erſtens im Frieden mit ſich ſelbſt. Welche Genugtuung muß ihm am Schluſſe ſeines Tagewerks das Bewußtſein bereiten, das ihm von Gott anvertraute Pfund, ſeine körperlichen und geiſtigen Kräfte, wohl ausgenutzt und zu ſeinem Beſten, ohne Schädigung ſeiner Nebenmenſchen verwendet zu haben. Wie die Arbeit, die hinter ihm liegt, ihm einen geſunden, erfriſchenden Schlaf verſchafft, ſo hält das Bewußtſein, im Laufe des Tages nur das Gute gewollt und getan zu haben, ängſtliche ſchwere Träume von ihm fern: in Ruhe ſchlummert er dem kommenden Tagewerk entgegen oder, wenn Gott es ſo gefügt hat, in den Tod hinüber. — Wer ein gutes Gewiſſen hat, hat aber auch zweitens Frieden von außen. Denn, da er ſtets recht tut, ſo hat er niemand zu fürchten, eben weil er ſich bewußt iſt, keinem etwas Böſes zugefügt zu haben, weshalb dieſer ihn haſſen oder verfolgen ſollte. Was kann ihm alſo von anderen begegnen? Er kann nur Liebes und Gutes von ihnen erwarten, da auch ſein Herz alle mit Liebe und Wohlwollen umfaßt. Aber ſelbſt dann, wenn er verkannt werden ſollte, bleibt er dennoch ruhig und voll Zuverſicht, weil ihm ſein Gewiſſen ſagt, daß er recht gehandelt habe, und ſo erwartet er getroſt die Zeit, wo ſeine Redlichkeit an den Tag kommen und er gerechtfertigt daſtehen wird in den Augen ſelbſt ſeiner Widerſacher.

Mit feſtem Mute aber erhebt er ſich gegen die, welche ihm Pflichtwidriges anſinnen, und kann dabei auf die Unterſtützung aller Redlichgeſinnten rechnen; ihr Beifall, ihre Wertſchätzung ſind ihm eine kräftige Ermutigung bei allem, was ihm Widriges begegnet. —

Endlich aber, und dies iſt das Herrlichſte, hat drittens der, welcher ein gutes Gewiſſen hat, Frieden mit Gott, auf den er daher ſein felſenfeſtes Vertrauen ſetzen kann. Er iſt ſich bewußt, daß der Allwaltende gnädig auf ihn herabſieht, da er, indem er recht handelt, nur Gottes Willen und Befehl erfüllt. Er iſt es ſich mit Freude bewußt, daß ihn Gott ſchützt, weil er ihn liebt, und daß ihm nichts ohne deſſen

Zulaſſung begegnen kann. Trifft ihn daher ein Unglück, ein Schmerz, ein herber Verluſt, ſo ſieht er dies alles nur als eine Prüfung an, die ihm von Vaterhand geſendet wurde, um ſeinen Glauben, ſein Vertrauen auf den himmliſchen Lenker der Schickſale zu befeſtigen, der ihm auch zur rechten Zeit wieder Troſt und Hilfe ſenden wird. Da er ſich nichts Böſes bewußt iſt, ſo kann ja das Unglück für ihn keine Strafe ſein, die er als den gerechten Lohn für ſeine Miſſetaten zu leiden hätte, und ſo bleibt er ruhig, mag auch über ihn kommen, was da wolle. Mitten in dem Drange der Gefahr und der Not ſchläft er in Frieden. O welch ein glückliches, beneidenswertes Los des Gerechten!

Wen dagegen der innere Richter verdammt, der hat keine Ruhe in ſich. Von den Furien des Gewiſſens gepeitſcht, irrt er unſtet umher; ſie laſſen nirgends von ihm, ſie verfolgen ihn bei Tag und folgen ihm in ſeine Träume. Er hat auch keinen Frieden außer ſich; denn er muß alle die fürchten, denen er Unrecht getan hat, und iſt ſogar nirgends ſicher vor dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit. Und wenn er an Gott denkt, der auch in das Verborgene ſieht, wie muß er dann erzittern! Er bekennt es ſich ja, daß der Herzenskündiger noch mehr Böſes in ſeinem Innern ſieht als die Welt und daß daher der gerechte Richter aller menſchlichen Taten und Gedanken ihn verdammt, daß ſein Arm ihn überall erreicht, auch wenn er in die weiteſte Ferne fliehen wollte. Contrarium.

Selbſt das tief unter dem Menſchen ſtehende Tier zeigt in gewiſſer Art eine ähnliche Erſcheinung in ſeinem Benehmen wie der unſchuldige oder der ſchuldbewußte Menſch. Still und unbeweglich bleibt der kluge Hund auf ſeinem Platze liegen, wenn ſein Herr nach Stock oder Peitſche die Hand ausſtreckt, ſobald er nämlich nichts getan hat, was Strafe verdient; ſcheu dagegen flieht er und verſteckt ſich, wenn er ſich des Gegenteils bewußt iſt. Ja auch wenn ſein Herr nicht zugegen war, als er gegen deſſen Befehl handelte, zeigt er bei deſſen Erſcheinen Furcht und Unruhe in allen ſeinen Bewegungen. Simile.

Sprechender aber als alles ſind die Tauſende von Beiſpielen in der Menſchengeſchichte, welche die Macht des Gewiſſens bekunden. So ſchlummerte Sokrates ruhig die letzte Nacht ſeines der Tugend geweihten Lebens im Gefängniſſe, obgleich er dem Tode entgegenſah, denn er war ſich bewußt, ſtets recht gehandelt und den göttlichen und menſchlichen Geſetzen gemäß gelebt zu haben. Auch Cato, der, irre geleitet von den Vorſchriften der Philoſophie, ſich ſelbſt in Utica den Tod gab, ſchlief feſt und ſanft in der ſeinem Tode vorangehenden Nacht; denn er trug das Bewußtſein der Rechtſchaffenheit in ſeiner Bruſt. Und welch eine Reihe von Helden ſtellt uns erſt die früheſte chriſtliche Exempla.

Kirche in ihren Märtyrern, welche alle, im Besitze eines guten Gewissens, mit bewunderungswürdigem Mute den schrecklichsten Martern entgegensahen und durch ihren Tod wenigstens dem Stifter unserer göttlichen Religion sich ähnlich zeigten, welcher, der vollkommensten Tugend sich bewußt, alles geduldig über sich ergehen ließ, was in blinder Wut seine Verfolger über ihn verhängten.

Testimonia. Auch stimmen viele Aussprüche der weisesten Männer aller Zeiten und Völker mit unserm deutschen Sprichworte überein. So sagte schon der alte griechische Weise Bias: „Nur ein gut Gewissen ist im Leben frei von Furcht.“ Und in Ciceros Schriften finden sich mehrere Stellen, welche der Sache nach dasselbe bezeichnen, wie: „Si optimorum consiliorum atque factorum testis in omni vita nobis conscientia fuerit, sine ullo metu summa cum honestate vivemus.“ Und ferner: „Conscientia rectae voluntatis maxima consolatio est rerum incommodarum.“ Und für das Gegenteil: „Conscientia grave pondus est.“ — Erasmus von Rotterdam bestätigt unser Wort, wenn er sagt: „Adversus omnes causas sola sufficit bona conscientia“; dasselbe tut der heilige Augustin mit den Worten: „Tranquillitate conscientiae nihil excogitari beatius potest.“ Und wem wären wohl die schönen Zeilen Schillers („Kraniche des Ibykus“) nicht geläufig:

Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!

Conclusio. Wer wollte daher nicht wünschen, im Besitze eines solchen Kleinods, wie ein gutes Gewissen es ist, zu sein? Mit diesem Besitze haben wir das größte Glück erworben, das uns von keiner Erdenmacht wieder genommen werden kann! Es beseligt unser ganzes Leben hienieden und läßt uns getrost allem, was uns auch begegnen mag, entgegensehen; es gibt uns sogar Ruhe und Freudigkeit beim herannahenden Ende unserer irdischen Laufbahn, und auf seinem Sterbebette noch, während der Bösewicht in Angst vergeht, spricht der Tugendhafte voll innerer Zufriedenheit:

Ein gut Gewissen
Ist ein sanftes Ruhekissen.

J. F. Schröder. Verändert.

***72. „Effugit mortem, quisquis contemserit; timidissimum quemque consequitur.“**

(Curtius IV, 14.)

(Chrie.)

Dictum. „Dem Tod entrinnt, wer ihn verachtet, doch den Verzagten holt er ein!“ ruft der letzte Perserkönig, der unglückliche Darius Kodomannus, als der große Entscheidungskampf gegen den Maze-

donier Alexander bei Arbela beginnt, seinem schon zweimal geschlagenen Heere zu.

Fürchtet ihr vielleicht den Tod, will er sagen, wohlan! so wisset, Expositio. daß derjenige, welcher sich in naher, ringsum drohender Gefahr befindet, ihr weit sicherer vermittels Besonnenheit und Muts als vermittels Ängstlichkeit und Verzagtheit entgeht; daß ihr also gerade dadurch, wodurch ihr Rettung hofft, durch die Flucht, euch ins Verderben stürzen, dagegen, wenn Rettung möglich ist, sie finden werdet im mutigen Widerstande.

Wenn nun gleich dieser Gedanke nicht hinreichend sein möchte, Causae. im Anblick der Gefahr aus Furchtsamen Mutige zu machen; ja wenngleich der schwache Fürst, der, seine Königs- und Manneswürde aufrufend, so sich äußerte, in den darauffolgenden Tagen seinen Heldenspruch selbst nicht befolgte, so läßt sich doch nicht leugnen, daß in seinen Worten, wenn wir sie recht erwägen, viel Wahres liegt. Denn erstlich raubt das Gefühl der Furcht dem Menschen die Ruhe, Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart, deren er bedarf, um die ihn bedrohende Gefahr richtig zu beurteilen, auf ihre Abwendung zu sinnen, kein Rettungsmittel unversucht zu lassen und, wenn sie da ist, jeden günstigen Augenblick zu ergreifen, um ihr zu entrinnen oder sie weniger schädlich zu machen; ja der Taumel, in dem er sich befindet, stürzt ihn wohl gar in neue, unerwartete Gefahren, noch schlimmer als die erste. Dagegen hält der Mut das Bewußtsein klar und die Besinnung fest, und alles, was geschehen kann und muß, wird von dem Unverzagten schnell erwogen, rasch ergriffen, unverzüglich angewandt; er findet einen Ausweg im dichsten Gedränge und triumphiert nicht selten über seine Verfolger. Aber — was noch schlimmer ist — die Furcht raubt dem Verzagten sogar das Maß von körperlicher Kraft, das erforderlich ist, um die Gefahr abzuwehren. Er fühlt die Muskeln seines Arms erschlafft, die Sehnen seiner Schenkel versagen ihm den Dienst, und rettungslos versinkt er in dem Abgrunde, den er hätte vielleicht vermeiden können.

Doch der Tapfere behält den vollen Gebrauch seiner Stärke, Contrarium er darf sich zur Zeit der Not auf seine gewohnte Schnelligkeit und Gewandtheit verlassen; ja der Anblick der Gefahr scheint seine Kräfte noch zu verdoppeln, und was er vorher nicht vermocht hätte, vermag er im Augenblicke der Entscheidung. Der Verfolger selbst ehrt seinen mutigen Gegner und bietet ihm oft, wenn der Kampf sich wider ihn entschieden hat, Leben und Freiheit an, während der Feige verächtlich von ihm dem Schwerte der Knechte oder der Kette des Sklavenhüters überlassen wird. Der Zuschauer fühlt sich weit geneigter, helfend sein eignes Gut und seine Sicherheit für den Tapfern aufs Spiel

zu ſetzen, der ſich hilft, ſo lange er atmet, als für den Verzagten, der ſich ſelbſt verläßt.

Simile. So verliert der geflügelte Bewohner der Lüfte, wenn die Schlange, das kriechende Geſchöpf am Boden, mit funkelnden Augen und gift-atmendem Rachen ihn anblickt, den Gebrauch ſeiner Schwingen, vergißt das Fliehen und wird dem langſam heranrückenden Untiere zur unbeſtrittenen Beute; aber der tapfere Hund, am ſchäumenden Eber hangend, vermeidet beſonnen die tödlichen Hauer, hält mit verdoppelter Kraft den Schnaubenden feſt und teilt mit dem herbeieilenden Jäger den ſchwer errungenen Sieg.

Exempla. Was machte auch einen Alexander, einen Cortez, einen Karl XII. ſo ſiegreich als ihr unerſchütterlicher Mut! Ohne dieſen hätte Philipps Sohn vor Gazas Mauern die zum Stoße ſchon gehobene Hand des wilden Arabers nicht mit raſchem Schwertſchlag vom Arm getrennt, hätte der Spanier auf jenem Turme die beiden jungen Mexikaner, die ihn über die Brüſtung mit hinabzureißen drohten, nicht den grauſen Weg in die Tiefe allein machen laſſen, wäre der nordiſche Held nicht ein Gegenſtand der Bewunderung bei den Osmanen geweſen und hätte es nicht wagen dürfen, dieſe aſiatiſchen Barbaren ſo übermütig zu reizen.

Testimonia. Auch haben ausgezeichnete Menſchen zu allen Zeiten Geſinnungen, den Worten des Perſerkönigs ähnlich, ausgeſprochen. Sagte nicht, um nur ein Beiſpiel anzuführen, Alexander, als er den Trank ſeines Arztes nebſt Parmenios Brief in der Hand hielt, nach langer Überlegung: Ich will lieber durch eines andern Verbrechen als durch meine, eigene Furcht ſterben? Hat nicht die Anſicht des Volkes ſich in Sprüchen geäußert wie jenes alte: Fortes fortuna juvat! (dem Tapfern iſt das Glück hold) oder: — was einerlei ſagt — Wagen gewinnt!

Conclusio. So ſei es denn zur Zeit der Gefahr unſer Wahlſpruch: „Dem Tod entrinnt, wer ihn verachtet, doch den Verzagten holt er ein!“ Iſt Sieg möglich, ſo wird er uns in dieſem Fall zu teil werden; iſt uns aber beſtimmt zu fallen, ſo fallen wir groß bei uns ſelbſt und bei andern.

Chr. F. Falkmann.

73. „Ein and'res Antlitz, eh' ſie geſchehen; Ein anderes zeigt die vollbrachte Tat.“

(Schiller.)

(Chrie.)

Dictum cum laude auctoris. Unter den dramatiſchen Werken Schillers, welche den Stolz der deutſchen Literatur bilden, nimmt die „Braut von Meſſina“ eine ganz eigentümliche Stellung ein: der Dichter hat es nämlich darin verſucht, den antiken Chor in die moderne Literatur einzuführen und

ſcheinbar auch das alte Fatum, dieſe furchtbare, in geheimnisvollem Dunkel wirkende Macht, für dieſelbe auszubeuten. Wenn nun auch dieſer Verſuch trotz der hohen dichteriſchen Begabung Schillers nicht mit dem vom Dichter erwarteten Erfolge gekrönt iſt und er ſelbſt bald die neueingeſchlagene Bahn verlaſſen hat, ſo iſt doch das Werk an höchſt gelungenen, wundervollen Partien außerordentlich reich; manche lyriſche Stellen gehören zu dem Schönſten, was die deutſche Literatur in dieſer Art beſitzt. Von den vielen nach Inhalt und Form gleich bedeutenden Sentenzen unſerer Tragödie wollen wir eine hervorheben, die in einer ſchönen Weiſe einen bekannten Erfahrungsſatz ausſpricht, und dieſelbe etwas näher betrachten. Nach der Ermordung des Don Manuel ſpricht nämlich der Chor:

Ein and're Antlitz, eh' ſie geſchehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte Tat.

Paraphrasis oder Expositio.

Der Sinn dieſer Worte iſt nicht zu verkennen: nach der Tat urteilen wir ganz anders über dieſelbe, als vor derſelben; ſie ſchaut uns jetzt, wo ſie gewiſſermaßen leibhaftig vor uns ſteht, gleichſam mit anderen Augen an, als damals, wo ſie nur in der Phantaſie exiſtierte. Der Spruch richtet alſo an uns die Aufforderung, nur mit beſonnener Überlegung zu handeln, damit wir nicht hintendrein ſchrecklich enttäuſcht werden und bitterer Reue anheimfallen. Wir können freilich dem Spruche auch eine weitere Ausdehnung geben und ihn auf gute Taten beziehen, bei denen auch oft genug vorher und nachher das Urteil verſchieden iſt. Allein wir tun doch beſſer daran, dem Geiſte der betreffenden Stelle zufolge ihn nur auf verhängnisvolle böſe Taten zu beziehen.

Aetiologia oder Causae.

Da entſteht denn von ſelbſt die Frage: Wie kommt es denn, daß oft ein einziger Augenblick hinreichend iſt, unſer Urteil über unſere Handlung vollſtändig umzukehren? Die Antwort iſt leicht: die Leidenſchaft verblendet uns. Nicht ſelten iſt ſie ſo mächtig, daß wir zu keiner ruhigen Überlegung, ja zu keinem beſonnenen Gedanken fähig ſind; wir werden wie im Sturme dahingerafft, unſer Wille iſt gelähmt, unſer Urteil befangen. So iſt es namentlich bei plötzlich aufbrauſendem Zorn, bei grimmigem Haß, bei politiſchem oder religiöſem Fanatismus, überhaupt bei allen Leidenſchaften, die in gewaltſamer Weiſe das Herz des Menſchen aufregen. Welche Greueltaten ſind nicht oft in einer ſolchen wilden Wut verübt, und welch nagende Reue folgte hintendrein! — Auch ſchnöde Gewinnſucht, die nur den augenblicklichen Vorteil ins Auge faßt, macht den Menſchen oft ſo blind, daß er ſeinen wahren Nutzen ganz und gar verkennt. Wie mancher hat ſein ganzes Vermögen verloren und dadurch ſich und ſeine Familie

ins Unglück gestürzt, weil er in schwindelhaften oder betrüglichen Geschäften rasch und mühelos gewaltige Summen gewinnen zu können vermeinte! — Endlich auch der Leichtsinn, der sich der Mühe des Nachdenkens überhebt und unüberlegt dem ersten Einfall folgt, hat schon manchen zu Handlungen verleitet, die er hinterher gern ungeschehen machen möchte. Überall fehlt die ruhige Überlegung, die kaltblütige Besonnenheit.

Contrarium. Wer aber im Gegenteil überall erst alle Verhältnisse ins Auge faßt, alle möglichen Folgen sorgsam erwägt und dann mit klarem Verstande und hellem Blick ans Werk schreitet, dessen Urteil wird nicht leicht getrübt und befangen sein; er sieht die Dinge, wie sie wirklich sind, und darum denkt er über seine Handlungen vorher und nachher ein und dasselbe. Er wird vielleicht einmal einen Mißgriff, eine falsche Berechnung zu bedauern, aber keine Tat verblendeter Leidenschaft zu bereuen haben.

Simile. Natur und Leben bieten mancherlei Beispiele dar, die den Spruch des Dichters anschaulich erläutern. Entzückt hört der Wanderer, der in brennender Sonnenhitze eine steile Höhe hinanklimmt, eine sprudelnde Quelle rauschen; mit unbesonnener Gier bückt er sich zu ihr nieder und trinkt in langen Zügen das eiskalte Wasser und ruht dann behaglich aus; doch nur kurze Zeit dauert der trügerische Genuß: bald fühlt er erstarrendes Todesschauern durch seine Glieder rieseln, und mit langem Siechtum, vielleicht gar mit dem Tode büßt er die kurze Lust.

Exempla. Reicher noch an Belegen ist die Geschichte: auf allen ihren Blättern bezeugt sie, wie verblendet und wie kurzsichtig die Menschen oft sind, wenn sie sich von ihren Leidenschaften beherrschen lassen. Brauchen wir den Tod des Klitus zu erzählen, den Alexander in trunkenem Zorn erschlug? Wie rasch war des Königs Rausch und Zorn verflogen, als sein Lebensretter mit klaffender Todeswunde vor seinen Füßen lag! wie grimmig nagte die bitterste Reue an seinem Herzen! Ein Königreich hätte er darum gegeben, wenn er den ermordeten Freund damit ins Leben hätte zurückrufen können.

Testimonia. Eine so vielseitig bestätigte Wahrheit hat nicht bloß in den Schriften ausgezeichneter Männer, sondern auch im Munde des Volkes vielfältigen Ausdruck gefunden. Wir erinnern, um nur einiges anzuführen, an jenes bekannte Sprichwort:

„Vorgetan und nachbedacht
Hat manchen in groß Leid gebracht."

Etwas Ähnliches sagt ein anderes Sprichwort: „Allzu behend hat oft gefehlt." Und ein anderes gibt uns an, wie wir solche

Überstürzung vermeiden sollen: „Guter Rat kommt über Nacht" oder auch: „Alles Ding will vor (vorher) Rat, dann Tat haben." Überall sehen wir hier ruhige Besonnenheit und kaltblütige Überlegung anempfohlen.

In der Tat ist sie auch das einzige Mittel, uns vor Überstürzung zu bewahren. Wer also bei irgend einer Gelegenheit blinde Leidenschaft in sich aufflammen fühlt, der suche alsbald dieselbe zu unterdrücken und seiner wieder Herr zu werden; er bedenke, daß das einmal Geschehene nie wieder ungeschehen gemacht werden kann und daß die bitterste Reue oft genug fruchtlos ist. Es gilt von den Handlungen, was Schiller im „Wallenstein" von der einmal abgeschossenen Kugel sagt: Conclusio.

„Wenn die Kugel los ist aus dem Laufe,
Ist sie kein totes Werkzeug mehr, sie lebt,
Ein Geist fährt in sie, die Erinnyen
Ergreifen sie, des Frevels Rächerinnen,
Und führen sie den ärgsten Weg." B. Werneke.

74. Die Wichtigkeit der Wälder.

Diejenigen Länder, die gegenwärtig vom Schauplatze der Geschichte abgetreten sind, nachdem vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden eine höhere Kultur und ein reiches Leben dort geblüht hatte, tragen sichtbar die Spuren des Alters und des Abgelebtseins an sich; sie sind ihres grünen Wälderschmucks beraubt und starren uns nackt und kahl entgegen, gleich dem Haupt des Greisen, der schon viele Winter gesehen. Die Völker, die ihre Geschichte ausgelebt haben, ließen auch den Boden, den sie bewohnten, dürr und ausgesogen zurück; unfruchtbares Gestrüpp wuchert niedrig am Boden, wo einst herrliche Bäume ihre stolzen Kronen im Winde wiegten oder wogende Saatfelder dem fröhlichen Volke reichen Segen spendeten. Im Orient gilt dies besonders von Persien und Mesopotamien, in Europa besonders von Griechenland, Italien und Spanien, in geringerem Maße von Frankreich und England. Unser Vaterland Deutschland bietet in dieser Beziehung ein erfreulicheres Bild. Einesteils ist es nicht mehr jenes unermeßliche Waldland, wie es uns Tacitus schildert, wo der hercynische Wald in einer Länge von 60 Tagereisen ununterbrochen das Land bedeckte und der Germane am Rhein wie an der Weichsel auf Bären, Auerochsen und Wölfe jagte; andererseits aber ist es doch noch nicht so sehr gelichtet, daß nicht noch ein sehr bedeutender Waldbestand übrig geblieben wäre. Zwar in einzelnen Gegenden, besonders in Mitteldeutschland, hat man die Waldungen fast sämtlich niedergeschlagen und Ackerland daraus gemacht; aber in den meisten Landstrichen, zumal im Norden und im Süden, finden wir noch meilenweite Forsten

in all ihrer Pracht und Herrlichkeit. Nach einer vor wenigen Jahren angeſtellten Berechnung iſt in Preußen noch etwa der fünfte Teil der Geſamtbodenfläche Waldboden, und an einzelnen Stellen finden wir hier noch völlig unentweihten Urwald, z. B. im Böhmerwalde, der in dieſer wilden Geſtalt die beſte Schutzmauer gegen einen von Weſten her andringenden Feind bildet. Überhaupt ſind die deutſchen Gebirge noch reich an Wald, wie ſchon ihre Namen andeuten: Schwarzwald, Odenwald, Thüringerwald, Teutoburgerwald, Weſterwald u. a.; doch auch die Ebenen im Norden haben noch mächtige, weit ausgedehnte Wälderſtrecken.

Dieſer Reichtum aber iſt ein wahrer Segen, ein unſchätzbares Gut für unſer Vaterland. Hier, wo wir auf bekanntem, heimiſchem Boden ſtehen, wollen wir die Frage etwas näher ins Auge faſſen, welche Rolle denn die Wälder im Leben des Landes und des Volkes ſpielen; denn daß ſie mit beiden im engſten Zuſammenhange ſtehen, möchte ſich wohl aus dem, was wir über den Verfall der Kulturländer geſagt haben, zur Genüge ergeben. Wir reden hier nicht vom Walde, inſofern er uns Bauholz und Brennholz liefert; für letzteres, wohl auch für erſteres bieten nötigenfalls die Schachte der Erde anderen Erſatz; wir wollen auch nicht das Recht des Streuſammelns, Holzleſens und der Viehweide berückſichtigen, ſo unendlich wichtig es für zahlloſe kleine Wirtſchaften iſt, die ohne dieſe Berechtigung, deren Möglichkeit ja von der Exiſtenz des Waldes bedingt iſt, der bitterſten Armut und Not verfallen wären. Wir reden vielmehr von dem Walde in ſeinem Leben und Beſtehen, wo er in breiten Maſſen ſtolze Höhen krönt oder als grüner Saum an der Meeresküſte ſich hinzieht, oder wie ein dichter Gürtel ſchirmend ſich um ſtille Dörfer lagert; ſein bloßes Daſein, ſein Beſtehen iſt von der größten Bedeutung für ein Land und ein Volk.

Der Wald iſt für das Land ein Schirm gegen die zerſtörende Gewalt der Elemente. Wo Wälder die Abhänge der Berge bekleiden, bilden ihre Wurzeln ſamt der darüber liegenden Decke von Gräſern und Mooſen ein dichtes Geflecht, welches einerſeits die dünne Schicht fruchtbarer Dammerde zuſammenhält und vor Regenfluten und Stürmen ſchirmt, andererſeits aber auch die herabſtürzenden Regenmaſſen auffängt, teilt, hemmt und erſt nach und nach zu den Rinnſalen gelangen läßt, die in die Flußtäler hinabführen. Wo man aber mit unverſtändigem Eigennutz Wald und Strauch abgehauen und ſo die ſchützende Decke zerſtört hat, da verſengt bald die glühende Sonne Gras und Moos; die Regenfluten ſtürzen ungehemmt die Abhänge hinab, reißen die fruchtbare Erde bis auf den nackten Felſen mit ſich herab ins Tal, ſchwellen mit furchtbarer Schnelligkeit die Flüſſe weit über ihre Ufer

an und veranlaſſen in den tiefer unten liegenden Tälern nicht ſelten die grauenvollſten Überſchwemmungen. Alſo Verödung und Unfruchtbarkeit der Abhänge und Waſſersnot in den Talgegenden ſind die unausbleiblichen Folgen der maſſenhaften Entwaldung der Gebirge. Böſe Erfahrungen haben in dieſer Beziehung namentlich die Eifelgegenden und Steiermark gemacht; hier vorzüglich wurden in neuerer Zeit blühende Dörfer, die ſeit Jahrhunderten ruhig und ſicher an ihrem Alpenflüßchen lagen, in einer einzigen Stunde haushoch unter Waſſer geſetzt, zuweilen ſogar ganz fortgeſpült und vernichtet, da oben im Gebirge die ſchützenden Waldungen ausgerottet waren. Und bekanntlich tönen aus dem mittleren Frankreich faſt alljährlich herzzerreißende Klagen ſelbſt bis zu uns herüber, da weite Landſtriche in ſtrömende Seen verwandelt werden, ſeitdem man in der Auvergne, in den Sevennen, Alpen und anderen Gebirgen die Forſten niedergehauen hat. Nicht bloß das Bergland iſt dort wie in der Eifel eine unfruchtbare Wüſte geworden; auch die weit abwärts liegenden Talgegenden ſind von den Elementen aufs ärgſte bedroht. Neue Anpflanzungen aber, die allerdings in neuerer Zeit mit allem Eifer gefördert werden, ſind ſchwierig, manchmal unmöglich, weil ſie eben der Gewalt des Sturmes und des Regens ſchutzlos preisgegeben ſind.

Während aber zu Zeiten ein Übermaß des Waſſers das Land verheert, nimmt der gewöhnliche Waſſerreichtum ab; denn die Wälder bilden auch die Schirmdächer für die Quellen; dieſe verſiegen mehr und mehr, wo nicht mehr der Wald den Boden durch ſeinen Schatten feucht erhält und vor den ſengenden Sonnenſtrahlen deckt. Die Eifel, jetzt ſo öde und furchtbar, einſt in ihrem Wälderſchmucke ſo lachend, daß ſelbſt Römer prachtvolle Villen an der von Aachen nach Trier führenden Straße erbauten, deren Reſte uns mit Bewunderung erfüllen, die Eifel ſpeiſte mit ihren Quellen die Roer, die zur Zeit der Römer ſo waſſerreich war, daß beladene Schiffe bis nach Jülich gingen; jetzt iſt der Fluß ſo arm an Waſſer, daß er dort kaum einen Kahn trägt. Die Ems, deren Schiffbarmachung neuerdings ſo viele Koſten verurſacht, führte zu Arminius' Zeiten gewaltige Römerheere bis ins Herz des Münſterlandes; wie bedeutend alſo muß damals ihre Waſſermenge geweſen ſein! und doch iſt Weſtfalen heute noch verhältnismäßig reich an Wald.

Ebenſo wichtig wie auf den Gebirgen ſind die Wälder an den flachen Küſten des Meeres; auch hier wehren ſie der Gewalt der Elemente. Sie verhüten zunächſt das Vorrücken der Dünen, die an manchen kahlen Stellen mit furchtbarer Schnelligkeit voranſchreiten, wie z. B. an der Küſte der Bretagne, wo ſeit 1666 die Dünen ſechs Stunden weit ins Land vorgedrungen ſind, und hier und da noch

Kirchtürme und Schornsteine aus dem öden Sandmeere emporstarren, grausige Denkmale einer begrabenen Kultur. Und wenn auch die Dünen nicht so drohend vorrücken, da macht doch der feine Dünensand die dahinter liegenden schutzlosen Äcker mehr und mehr unfruchtbar, während die Ländereien, die hinter schützenden Waldsäumen liegen, sich vor jenen durch ihre Fruchtbarkeit auszeichnen. Überhaupt brechen die Wälder, die längs der Küste sich hinziehen, die Gewalt der Stürme, die vom Meere hergebraust kommen, und gewähren somit dem flachen Lande mit seinen Ackerfeldern und Fruchtbäumen Schutz. Die deutschen Ordensritter bauten an der Weichsel Wein; jetzt aber, nachdem in den Waldungen arg aufgeräumt ist, gedeiht er dort nicht mehr; es ist zu kalt und stürmisch geworden, als daß die Traube noch reifen könnte. Die schmale Landzunge, die sich von Danzig nach Pillau erstreckt, die sogenannte frische Nehrung, wurde zur Zeit der Regierung Friedrich Wilhelms I. in ihrer nördlichen Hälfte abgeholzt, und das brachte einige Hunderttausend Taler ein; jetzt würde man mit Millionen den alten Kiefernwald wiederkaufen; denn jetzt wehen die Stürme über die kahlen Sandhügel, das frische Haff ist zur Hälfte versandet, und der wuchernde Schilfsumpf droht der Wasserstraße nach dem reichen Elbing Gefahr.

Doch nicht bloß dem Lande ist der Wald ein schirmendes Bollwerk; auch für das Volk selber sprudelt in seinem Schatten ein reicher Quell nationaler Kraft und Eigenart. Das alte Germanien war ein ungeheures Waldland; hier stand die Wiege des deutschen Volkes; der Wald ist seine Urheimat; aus ihm brachen die furchtbaren Scharen hervor, die das mächtige Römerreich zertrümmerten und in den bezwungenen Ländern neue Reiche gründeten; auf Deutschlands waldumkränzten Höhen standen die Burgen der Ritter, die ihren König fern über die Alpen nach Rom geleiteten, um ihn dort zum römischen Kaiser krönen zu lassen, die als glaubenseifrige Kreuzfahrer den Orient durchstürmten. Es ist ein Glück für die Deutschen, daß sie für ihre alte Heimat bisher noch eine gewisse Anhänglichkeit und Vorliebe bewahrt haben; sie sind noch nicht losgelöst von dem Boden, auf dem ursprünglich ihre Kraft erwuchs, und saugen aus ihm noch fortwährend neue Kräfte, sowohl der einzelne wie das ganze Volk. Nicht bloß unsere Maler und Dichter vertiefen sich in den Wald, um ihm seine Geheimnisse abzulauschen und sie zauberisch schön in Bild und Wort darzustellen, so daß der in solchen Werken wehende frische Waldhauch erquickend unser Gemüt berührt, ja die Kunst selber neues Leben, rege Kraft gewinnt; auch jeder andere, dessen Herz nicht ganz in den prosaischen Bestrebungen des Alltagslebens erstarrt und verdorrt ist, flüchtet gern in die Einsamkeit des Waldes, um Geist und Herz zu

laben, wenn sie in der geräuschvollen Welt erschlafft und ermüdet sind. Die hohen Dome, die die Natur sich selber erbaute, in denen des Windes Sausen den Orgelklang vertritt und der Vögel fröhlicher Chor die Lieder dazu singt, üben einen wunderbaren Zauber auf das empfängliche Gemüt. Wer hat sich nicht schon einmal ins schwellende Moos am Fuße einer mächtigen Eiche niedergeworfen und sinnend emporgeblickt zu dem Gewirr der knorrigen Äste; wer wandert durch schattige Buchenhallen, wo blitzende Sonnenstrahlen durch das dichte Laubdach dringen, ohne sich wunderbar gehoben, gestärkt und erfrischt zu fühlen? Es rinnt ein neues Leben durch die Glieder, die Brust atmet freier, und frisch und fröhlich entfaltet der Geist seine entfesselten Schwingen. Und wenn da etwa noch das wunderherrliche Lied von Mendelssohn „Abschied vom Walde" vierstimmig erklingt: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?" — wessen Pulse schlagen da nicht schneller, wessen Auge blickt nicht glänzender und kühner? Es ist ein zauberhaftes Leben und Weben im Walde, und wohl haben unsere Dichter recht, wenn sie wieder und wieder in ihren Liedern seine Herrlichkeit preisen.

Und was den einzelnen neu belebt und erfrischt, sollte das für das ganze Volk bedeutungslos sein? Die Kultur ist eine Feindin der Wälder: Ackerbau und Schiffahrt, Bergbau und Hüttenbetrieb räumen rasch in ihnen auf, und in wilden Revolutionsjahren, wie sie in übercivilisierten Staaten loszubrechen pflegen, wo die niedrigen Leidenschaften des großen Haufens entfesselt werden, wird oft mit blinder Raserei gegen sie gewütet. Denn sie sind ein Rest der verhaßten alten Zeit und ein echt aristokratisches Besitztum, durch dessen Verwüstung die fanatische Menge den verhaßten Reichen am empfindlichsten wehe tun, durch dessen Teilung sie sich vorübergehend Wohlstand verschaffen kann. Aber eben diese Kultur ist auch eine Feindin schwellender Lebenskraft und Lebenslust, und diese muß das Volk sich aus den Wäldern wieder holen. Die deutschen Wälder sind die starken Schirmburgen alter Sitte, naturwüchsiger Kraft und herzstärkender Fröhlichkeit. Denn in den Wäldern wächst ein zwar rohes und hartes, aber auch kräftiges und gestähltes Geschlecht empor, dessen Mischung mit dem entnervteren der kultivierten Landstriche diesem neue Säfte und Kräfte verleiht, wie einst die urkräftigen Germanen die verweichlichte Römerwelt erfrischten. Vergleichen wir insbesondere die Dörfer miteinander, in denen sich überhaupt der ausgleichende Einfluß der in den Städten vertretenen Kultur weniger geltend macht, so finden wir einen wesentlichen Unterschied; die in weiten, fruchtbaren, aber kahlen Ebenen liegenden Dörfer sind im allgemeinen weiter vorangeschritten und reicher, allein auch wieder

verdorbener und entarteter als die tief in Wäldern versteckten Dörfer; hier herrscht zwar größere Armut, viel Roheit und Händelsucht; allein ihre Bewohner sind dafür auch um so kerniger und lustiger, treue Bewahrer der alten Sitten und Trachten und Lieder, schwellend und quellend in üppiger Naturfrische, gleichsam ein unangegriffenes Menschenkapital, das, wie Goldbarren in den Gewölben, in der heiligen Stille der Wälder verborgen ruht. Darum hat der Staat ebenso sehr das Recht wie die Pflicht, die Forsten zu schützen; denn ein Volk, das seine Wälder verloren hat, ohne wie England durch die unmittelbare Nähe des Meeres neu erfrischt zu werden, hat gleichsam ausgelebt, es hat keine Zukunft mehr. Wenn wir in dieser Beziehung Frankreich, dem die von Napoleon III. mit Eifer betriebenen Aufforstungen öder Bergländer seine Wälder noch nicht haben wiederschaffen können, mit unserm grünen, fröhlichen Deutschland vergleichen, auf dessen waldigen Gebirgen und meerumfluteten Küsten noch ein kerniges kräftiges Volkstum blüht, so brauchen wir namentlich jetzt, nachdem durch gesetzliche Bestimmungen die Wälder noch mehr als früher geschützt sind, um unsere Zukunft noch nicht allzu besorgt zu sein. — Und so nehmen wir denn Abschied von dem Walde mit des Dichters Worten:

„Schirm dich Gott, du deutscher Wald!"

B. Werneke.

75. Das Leben eine Schule.

Gewöhnlich faßt man Schule und Leben als Gegensätze auf, aber mit Unrecht. Denn die Schulzeit ist ein Stück des Lebens, und zwar das beste. Sich entfalten und entwickeln, fröhlich aufblühen und vielversprechende Früchte ansetzen — das heißt doch gewiß leben? Und das geschieht in der Schule sowohl in intellektueller wie in moralischer Beziehung. Vom Leichteren zum Schwereren methodisch aufsteigend, entwickeln sich in der Schule die Verstandesanlagen, bei den Begabteren in glänzender Entfaltung, bei allen in der größten Mannigfaltigkeit, während gleichzeitig durch das Gemeinschaftsleben mit seinen Forderungen des Gehorsams und des Fleißes, des Anstandes und der Verträglichkeit der Charakter nach den verschiedensten Richtungen hin sich herausbildet.

Auf der andern Seite läßt auch das Leben sich als eine Schule auffassen, da weder unsere Bildung noch unsere Erziehung mit dem Abgang von der Schule abgeschlossen ist, beides vielmehr durch das Leben zwar in anderer, aber jedenfalls in ebenso ersprießlicher Weise gefördert wird.

Dies darzutun ist der Zweck der folgenden Darlegung, indem wir zunächst auf die intellektuelle und sodann auf die moralische Förderung achten, welche uns durch das Leben zu teil wird.

Man teilt die Lehraufgaben des Lebens in der Regel so, daß man der Schule — die Universität eingerechnet — die theoretische Erkenntnis, dem Leben die Erfahrungen der Praxis zuweist. Aber diese Teilung läßt sich doch nur unter gewichtigen Einschränkungen halten. Denn unsere Kultur hat sich in einer Weise entwickelt, daß jeder wissenschaftlich Gebildete, welchem Berufszweige er sich auch widmen mag, zeitlebens mit seiner Berufswissenschaft Fühlung behalten und sich über die neuesten Erscheinungen derselben orientieren muß, will er anders den Anforderungen des Lebens gerecht werden. Es genügt z. B. für den Prediger nicht, daß er sich kunstvoller und doch populärer Redeweise befleißige, daß er der sozialen Not mit organisierter Hilfe begegne, daß er durch seinen Wandel die Wahrheit seiner christlichen Gesinnung bewähre: er muß auch über die Forschungen seiner Wissenschaft, die Probleme der Philosophie sowie über alle brennenden Tagesfragen sich auf dem laufenden erhalten, will er anders auch den Gebildeten über den Grund seines Glaubens Rechenschaft ablegen. Ähnlich steht es in jedem andern Berufe. Das Unterrichten wird zum Abrichten, wenn der Lehrer nicht beständig neues Lebenswasser schöpft aus dem Jungbrunnen der ewig jugendlichen Wissenschaft. Der Arzt, der Richter, der Diplomat, der Verwaltungsbeamte, sie alle müssen, falls sie nicht zu geistlosen Handlangern ihres Amtes herabsinken wollen, beständig ihren Geist neu anregen und neu befruchten durch die neuesten Untersuchungen ihrer Wissenschaft.

Bis hierher ist von den wissenschaftlichen Berufsarten im engern Sinn gesprochen worden. Aber auch für die mehr praktischen Berufsarten wird in unserer theoretischen Zeit die Theorie von immer größerer Bedeutung.

Wie groß auch das Genie eines Dichters oder Bildhauers sein mag, kein Künstler erlangt den Ruhm der Meisterschaft, der nicht durch mühsames Studium seiner Vorgänger sich zu ihr vorgebildet hat. Nicht ausschließlich der praktische Dienst und die praktische Begabung, sondern hervorragende Leistungen in der Kriegswissenschaft eröffnen — wenigstens in Friedenszeiten — den Zutritt in die höheren Offizierstellen. Die Volkswirtschaft, also auch die Handelswissenschaft, hat sich mit einem der schwierigsten Probleme von internationaler Wichtigkeit, nämlich dem, ob Schutzzoll oder Freihandel das der Wohlfahrt eines Volkes Zuträglichste sei, abzufinden. Alle Entdeckungen und Erfindungen, an denen unsere Zeit vor allen anderen früheren reich ist, beruhen auf den mühsamsten wissenschaftlichen Untersuchungen. Ja so weit ist es in unserer Zeit gekommen, daß selbst diejenigen Berufsarten, die von dem wissenschaftlichen Leben am weitesten abzuliegen scheinen, nämlich die Gewerke, mit der Wissenschaft Fühlung

ſuchen und ihre praktiſchen Erfahrungen in Theorie umſetzen. Und was wäre ein Landwirt heutzutage ohne gründliche Kenntniſſe in der Agrikulturchemie! Es gibt jetzt kaum ein Gewerbe, kaum eine Hantierung mehr, die nicht z. B. eine Fachzeitſchrift hätten, um die neueſten Erfahrungen ſofort dem größern Kreiſe der Fachgenoſſen zu vermitteln.

Zu dieſen ſpeziellen Anforderungen des eigenen Berufes tritt nun noch an jeden, der auf Bildung Anſpruch macht, die Forderung heran, auch außerhalb ſeines Berufes von den wichtigſten Ergebniſſen der anderen Berufsarten Kenntnis zu nehmen. In unſerer Zeit, die durch Zeitungen, Feuilletons, Broſchüren, Vorträge, Wanderlehrer jeden Gegenſtand der Wiſſenſchaft populariſiert, in unſerer Zeit der Öffentlichkeit dehnt ſich die allgemeine Bildung über immer weitere Kreiſe, ſo daß ſelbſt der niedrigſte Arbeiter und das entlegenſte Dorf in ihrer Weiſe daran teilnehmen. Oder ſind nicht Ediſons wunderbare Erfindungen, Schliemanns Ausgrabungen, die Darwinſche Theorie oder ſoziale Probleme im Munde und Geſpräche von Leuten, von denen man ſich dergleichen Intereſſen kaum verſieht? Nicht minder verbreitet ſich — in den Städten wenigſtens — die Kenntnis eines neuen Romans, die Bekanntſchaft mit einem neuen Muſik- oder Theaterſtück wunderbar ſchnell in die breiten Maſſen des Volkes.

Faßt man alle dieſe Erſcheinungen ins Auge, ſo wird wohl jeder Unbefangene einräumen, daß das Leben ein Lehrmeiſter iſt, bei dem wir täglich mehr und vielſeitiger lernen oder wenigſtens lernen können als ſelbſt in der beſteingerichteten Schule. Und doch war bis jetzt nur von einer Seite unſerer Kenntniſſe, der Theorie, die Rede; ungleich wichtiger und umfaſſender iſt die Belehrung, die das Leben einem jeden von uns durch die Erfahrung gewährt. Wir wollen auch hier, der Überſichtlichkeit wegen und der Übereinſtimmung halber, die Erfahrungen des Berufs und die allgemeinen Erfahrungen geſondert beſprechen. „Grau, teurer Freund, iſt alle Theorie", des Lebens „grüner Baum" allein kann Früchte für das Leben zeitigen. Seelſorge und Menſchenkenntnis erſt befähigen den Geiſtlichen, daß er Worte des Lebens predigt ſtatt der dürren Satzung der Bücher. Nur durch Lehren lernt der Lehrer allmählich die ſchwere Kunſt des Lehrens und eignet ſich die pädagogiſche Umſicht an. Die Praxis am Krankenbett erſt gibt dem Arzt die feſte Hand, den ſichern Blick, die wohltuende Beſtimmtheit. Die Routine des Verhörs, der Geſchäftsgang der Verwaltung kann nur in der und durch die Berufstätigkeit gelernt werden. Noch ausſchließlicher gibt natürlich für die praktiſchen Berufsarten die Praxis allein den Ausſchlag. Nur durch jahrelange Lehr- und Wanderzeit gelangt der Künſtler oder Techniker, der Kaufmann oder

Handwerker zu derjenigen Beherrschung seiner Profession, die ihn zur selbständigen Betreibung derselben befähigt.

Was vollends soll man von der allgemeinen Bildung sagen, die uns das Leben Tag für Tag gesucht oder ungesucht neben unserer Berufsbildung darbietet? Jede Reise, ja jeder Spaziergang, den wir machen, jeder Besuch, den wir abstatten oder empfangen, jeder Umgang, den wir pflegen, jeder Freundes- oder Verwandtenkreis, in dem wir verkehren, bietet so ungemein viel Belehrendes, daß nur offene Augen und Ohren dazu gehören, um täglich unsern Gesichtskreis zu erweitern, unsern Verstand zu üben, unser Urteil zu schärfen, unsern Geschmack zu bilden.

So viel von der intellektuellen Bildung, welche uns das Leben gewährt. Es erübrigt nun noch, von der ungleich wichtigeren Einwirkung zu sprechen, die es in moralischer Beziehung auf uns ausübt. Wir wollen zu diesem Zwecke zunächst auf die großen sittlichen Gemeinschaften des Lebens achten, unter deren erziehendem Einflusse jeder Mensch mehr oder weniger steht, um sodann die Privaterlebnisse des einzelnen nach ihrer erziehlichen Wirksamkeit ins Auge zu fassen.

Zunächst nimmt uns der Staat zeitlebens in eine heilsame Schule. Nicht nur, daß er — bei uns wenigstens — jeden waffenfähigen Jüngling durch stramme Waffenübung zu strenger Zucht erzieht; nicht nur, daß er von allen seinen Gliedern die unbedingte Unterwerfung unter seine Gesetze verlangt: viel wichtiger noch sind die idealen Tugenden, zu denen uns die Zugehörigkeit zu einem großen Volksganzen erzieht. Hier erweitert sich die Enge und Engherzigkeit des Privatlebens zu einem großen, weiten, freien Blick. Die Geschicke des ganzen Volkes sind so sehr die unseren, als wenn wir sie selbst erlebt hätten. Mit Stolz sehen wir auf die unabsehbare Reihe der erlauchten Herrscher, der lorbeergekrönten Feldherren, der gedankenreichen Dichter und Denker, und wir sonnen uns im Glanze ihres Ruhms. Nicht minder teilen wir die Not des Volkes. Vor Wut ballt sich unsere Faust, wenn wir von Bubenstreichen, wie die Attentate, hören und der äußere Feind findet unsere Jünglinge wehrhaft an der Grenze, findet unsere Männer opferfreudig und besonnen im Rat, findet das weibliche Geschlecht dienstwillig in selbstverleugnender Pflege der Verwundeten und Sterbenden.

Anders, aber nicht minder heilsam und noch häufiger als der Staat stellt die soziale Ordnung, in der wir leben, an uns sittliche Anforderungen. In Stadt und Land findet jeder Anlaß und Aufforderung, durch Übernahme von Ehrenämtern seinen Gemeinsinn zu betätigen, der der kräftigste Damm unserer kleinlichen Selbstsucht ist. Die Armut, der wir begegnen, fordert und fördert unseren Wohltätigkeitssinn;

die Berufsgenossen, denen wir über- oder untergeordnet sind, üben uns in Bescheidenheit, Wohlwollen und Rücksichtnahme; alle die verschiedenen Menschen, mit denen wir aus Neigung oder aus Zwang verkehren, nehmen wieder besondere Tugenden des innern Menschen oder des äußern Benehmens in Anspruch.

Der engste Kreis, in dem wir leben, die Familie, übt naturgemäß auf unsere Erziehung den mächtigsten Einfluß. Weit über die Schuljahre hinaus erstreckt sich die Autorität des ehrwürdigen Vaters, und wie könnten wir jemals dem tränenerfüllten Blick oder dem freundlichen Zuspruch der Mutter widerstehen? Ja über das Grab hinaus bleibt das Gedächtnis der Eltern in Ehren und Wirkung. Umgekehrt sind auch die Kinder den Eltern zum Segen, denn nicht selten geschieht es, daß in der gemeinsamen Sorge um die Kinder, daß im aufblühenden Kindesglück die verlorene Eintracht, das gestörte Glück der Eltern neu erblüht. Und wer sollte nicht aus Erfahrung wissen, was ein treuer Bruder oder ein anderer Blutsverwandter wert ist, dem unser Herz, in Glauben und Vertrauen seelenverwandt, sich anschließt?

Zuletzt, aber keineswegs als die geringste unter den sittlichen Mächten des Lebens, die uns erziehen, muß neben den weltlichen noch die geistliche, die Kirche, genannt werden. Die Kirche ist die einzige Anstalt, die ausschließlich auf die Besserung und Heilung der Menschen ihr Absehen gerichtet hat. Hier gilt kein Ansehen der Person; hier gibt es keinen Rang noch Stand; hier erscheinen alle Menschen als gleichberechtigte, aber auch gleichverpflichtete Brüder der großen Gottesfamilie, die wir Menschheit nennen. Vielleicht, daß wir wegen der geachteten Stellung, die wir bekleiden, selten noch ein offenes Wort der Wahrheit hören. Um so nötiger ist uns daher die Kirche, wo die Wahrheit ungeschminkt verkündigt und die Ehre Gott allein gegeben wird, dem sie allein gebührt. Vor allem ist uns deshalb die Kirche unentbehrlich, weil durch sie fort und fort die unwandelbare Gottesgnade verbürgt und vermittelt wird, unser einziger Trost im Leben und im Sterben.

Zu den Einflüssen, die diese öffentlichen Mächte auf uns ausüben, gesellen sich nun noch die persönlichen Erlebnisse jedes einzelnen in ihrer erziehlichen Wirksamkeit. Hier ist es schwer anzufangen, weil es schwer ist, ein Ende zu finden. Kein Tag ist dem andern gleich, kein Menschenleben gleicht dem andern, und doch ist die Summe aller Tage und Erlebnisse, daß wir durch Glück und Unglück zu Menschen erzogen werden sollen, die über Glück und Unglück erhaben sind. Vielleicht, daß der eine, der das Joch der Entbehrung trug in seiner Jugend, noch im Alter lernen muß, das Glück des Wohllebens ohne Selbstüberhebung zu ertragen. Vielleicht, daß ein anderer, dessen

Wiege Wohlstand umgab, noch als Greis die harte Schule der Entbehrung durchzumachen hat. Wie einerseits Dankbarkeit und Anerkennung, die wir finden, uns in unserm Berufe treuer machen soll, so darf anderseits die Erfahrung verlorener Mühe, versagter Hilfe, gebrochener Treue uns doch in dem Glauben an die Menschheit nicht irre machen. Kurz, wohin wir sehen, nach allen Richtungen hin bestätigt sich die Wahrheit, daß das Leben uns erzieht, viel wirksamer als die Schule, aber vielleicht herber als diese.

Sollen wir aus allem bisher Gesagten einen Schluß ziehen, so kann es nur der sein, daß bei der nahen Verwandtschaft von Schule und Leben auch das Ergebnis ihrer Leistungen sich nahekommen, daß der gute Zögling der Schule in der Regel auch der gute Mensch im Leben sein werde. Es mag vereinzelt sich ereignen, daß der Ernst des Lebens gutmacht, was der Leichtsinn der Jugend in der Schule versäumt hat. Aber die Regel und das Natürliche wird doch sein, daß wir in der Schule uns die Befähigung aneignen für die Forderungen des Lebens.

W. Vigelius.

*76. Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.

Es war im Jahre 1444, als der Dauphin Ludwig nach der Schlacht bei St. Jakob an der Birs mit den Scharen seiner Armagnaks durch die schönen Gaue des Elsaß zog. Voll Bewunderung sah er den Rheinstrom fluten, staunend erblickte er die gesegneten Fluren, die reichen Dörfer und prächtigen Städte an seinen Ufern, und lüstern nach dem Besitz dieses schönen Landes sprach er damals zum erstenmal das bedeutungsvolle Wort aus, der Rhein sei Frankreichs natürliche Grenze. Diese Behauptung hat man seit jenem Tage in Frankreich stets wiederholt, wenn man glaubte, eine günstige Gelegenheit zu haben, die herrlichen Rheingegenden zu gewinnen. Und doch ist dieselbe nach jeder Hinsicht unbegründet und unwahr.

Unter natürlicher Grenze versteht man eine trennende Schranke und ein Verkehrshindernis, das die Gestaltung des Bodens zwischen zwei Landgebiete und deren Bewohner gelegt hat. Ein steiles, unwegsames Hochgebirge bildet eine solche Schranke, ein dichtes, undurchdringliches Waldgebiet mit Gestrüpp, Sumpf und Moor, eine unübersehbare Steppe, eine pflanzenlose, unwirtliche Wüste ist ein solches Naturhindernis. Das tosende Gebirgswasser mit unregelmäßig wechselndem Lauf, mit Sümpfen an seinen Ufern kann so in natürlicher Weise zwei Länder und Völker voneinander trennen. Ein Strom aber, an dessen Ufern sich fruchtbare Ackerfelder, lachende Obstgärten

und üppige Weinberge ausbreiten, deſſen Lauf entlang ſich wohlhabende Höfe, Dörfer und Märkte hinziehen, von deſſen Hügeln und Bergen Landhäuſer, Schlöſſer und Burgen niederſchauen, und wo die Türme dichtbevölkerter Städte von Ufer zu Ufer grüßen; ein Strom, über den zahlloſe Brücken geſpannt ſind und auf deſſen breitem Rücken Flöße, Kähne und ſchwerbelaſtete Schiffe ſchwimmen: der bildet keine Grenze, ſondern vielmehr das bequemſte und natürlichſte Verbindungsmittel zwiſchen ſeinen Anwohnern. Da zeigen ſich auf beiden Ufern dieſelben Verhältniſſe der Bodengeſtaltung und gleiche Lebensbedingungen für alle Reiche der Natur. Wer vermag da mit irgend einem ſtichhaltigen Grunde zu beſtreiten, daß alle dieſe Vorzüge dem Rhein in einem Maße zukommen, wie nicht leicht einem andern Fluß? Darum wohnen an ihm reindeutſche Stämme bis in die äußerſten Winkel ſeines Gebietes, und ſo weit er ſeine Fluten ſchickt, vom hohen Gipfel des Gotthard bis zu den brandenden Ufern der Nordſee, wird in ſeinen Gauen deutſche Sprache und Sitte gepflegt und gewahrt. Mit mächtigen Armen greift er weit nach dem Oſten und Weſten unſeres Vaterlands und iſt ſo das verknüpfende Band zwiſchen den oberdeutſchen und den niederdeutſchen, zwiſchen den alemanniſchen und fränkiſchen Volksſtämmen.

Mit Rückſicht auf dieſe natürlichen Verhältniſſe des linken Rheinufers hat ſchon Cäſar, der erobernd bis an den Rhein vordrang, dieſes Land nicht Gallien genannt, ſondern ſtreng von dieſem geſchieden und als das obere und untere Germanien für Rom in Beſitz genommen. Alle Verſuche aber, den Deutſchen den Beſitz dieſes Gebietes ſtreitig zu machen, hatten nur vorübergehenden Erfolg, weil ſie eben auf keiner natürlichen Grundlage ruhten.

Dies gilt in gleicher Weiſe von dem Vertrag zu Verdun, nach deſſen Beſtimmungen die linksrheiniſchen Länder den Grundſtock zu einem ſelbſtändigen Reiche bilden ſollten, wie von den ehrgeizigen Beſtrebungen Karls des Kühnen, der hier die Gründung eines Königreichs Burgund verfolgte. Ebenſowenig Beſtand hatten die gewalttätigen und rechtloſen Eroberungen Ludwigs XIV. und Napoleons, welch letzterer durch glänzende Siege und ſchlauberechnete Friedensſchlüſſe das langerſehnte Ziel franzöſiſcher Politik endgültig erreicht zu haben glaubte. Denn trotz dreihundertjähriger erbitterter Kämpfe wußte ſich das deutſche Volk im Beſitz der beiden Rheinufer zu behaupten.

Warum ſollte es ſich auch dieſen Strom, den es mit vollem Recht wie ſeinen heiligen verehrt, von fremden Eroberern entreißen laſſen? An ihn knüpfen ſich ja die teuerſten Erinnerungen ſeiner zweitauſendjährigen Geſchichte. Denn an ſeinen Ufern entſtanden aus den ummauerten Lagern der römiſchen Eroberer zuerſt im Norden der Alpen

Städte, die so herrlich aufblühten, daß sie von den römischen Kaisern zu Residenzen erwählt wurden. Als dann unter den Angriffen der Germanen das römische Reich in Trümmer gegangen war, pflanzten in ihnen die irischen Mönche und Missionare das Kreuz auf, um das Christentum, und mit ihm höhere Gesittung, zu verbreiten und in die fernen Gaue des Ostens zu tragen. Damals drang vom Rhein aus deutsche Herrschaft und Sitte über das Sachsenland bis zu den Slaven vor. Und als später das deutsche Reich gegründet war und sich befestigt hatte, versammelten sich in seinen Fluren die deutschen Stämme und ihre Fürsten, um auf rheinischer Erde die Kaiser zu wählen, zu salben und zu krönen. Diese aber feiern hier Feste und Turniere, zu denen alles Volk herbeiströmt, hierher berufen sie die Edlen des Reiches, um mit ihnen über Krieg und Frieden und die wichtigsten Staatsangelegenheiten zu beraten. Hier auch treten die geistlichen Fürsten, die Bischöfe und Äbte so oft zusammen, um in Konzilien durch weise Beschlüsse die Verhältnisse der Kirche zu ordnen. Am Rhein zuerst entwickelt sich ein freies, kräftiges Bürgertum, das in Not und Bedrängnis treu zu den Kaisern steht und dessen rühriger Fleiß die Städte zu den wichtigsten Stapelplätzen für den Handel und den bedeutungsvollsten Sitzen des Gewerbfleißes erhebt. So führt uns die Geschichte unseres Volkes immer und immer wieder an den Rhein zurück. In seinem Gebiete standen die Stammburgen der karolingischen, der fränkischen und hohenstaufischen, der luxemburgischen und der habsburgischen Kaiser, hier liegen viele derselben auch begraben. An seinen Ufern haben von den sieben Kurfürsten, die neben dem Kaiser des Reiches walteten, die drei geistlichen und der mächtigste der weltlichen ihren Sitz und ihre Herrschaft. Doch wer könnte die Ereignisse unserer Geschichte und ihre vielfältigen Beziehungen zu diesem Strom alle aufzählen! Welche Erinnerungen knüpfen sich doch nur an die Namen Straßburg, Frankfurt und Mainz, Worms und Speier, Köln und Trier! So ist nun der Rhein der Träger und ein lebendiger Zeuge unserer staatlichen Geschichte.

Aber er ist auch die Wiege für das Kulturleben des deutschen Volkes. Die Namen Odinswald, Donarsberg, Wodansee und andere bezeugen, daß auf seinen Bergen und in seinen Wäldern vor allem der alte Götterkult gepflegt wurde. Darum entstanden an ihm auch in weitberühmten Klöstern und Bischofssitzen die wichtigsten Pflegstätten des christlichen Geistes. Damit hängt auch zusammen, daß gerade am Rhein der Schauplatz unserer nationalen Sagen von Brunhild und Siegfried, von Hagen und dem Nibelungenhort, von Walter Starkhand und so vielen anderen ist. Hier stimmen unsere Dichter zuerst ihre Leier zu edleren Klängen, in den Rheinklöstern ertönen zuerst in

deutſcher Sprache heilige Geſänge, in den Hallen ſeiner Burgen erſchallen zuerſt die Lieder des Minnegeſangs und die Aventiuren der epiſchen Dichtung, wie ſie von Heinrich von Veldeke, Reimar von Hagenau, Gottfried von Straßburg bis herab zu Frauenlob geſungen wurden. Als dann ſpäter Streit und Kampf die Geiſter des deutſchen Volkes trennte, da ſchwangen in den Rheinſtädten Sebaſtian Brant, Murner und Fiſchart die Geißel der Satire über Gebrechen und Laſter der Zeit. Und welcher unter unſeren neueren Dichtern hat nicht begeiſtert des deutſchen Rheins gedacht? Mit herrlichen Liedern preiſen ſie ſeinen Ruhm, die, in mächtigen Chören vom Volk geſungen, Antwort geben auf das ernſte Rauſchen ſeiner Fluten. Sind ja doch die bedeutendſten dieſer Sänger, wie Goethe, Schiller, Uhland, Heine u. ſ. w., ſelbſt Söhne des Rheinlandes!

Auch die übrigen Künſte feiern am Rhein ihre ſchönſten Triumphe. Denn in ihm ſpiegeln ſich die hohen Türme und Portale der herrlichen Dome und Münſter, an deren Vollendung viele Geſchlechter mit Fleiß und Kunſt gearbeitet haben, ſo die romaniſchen Dome in Mainz und Speier und die hervorragendſten Meiſterwerke der gotiſchen Baukunſt in Freiburg, Straßburg und Köln. Die Altäre und Hallen dieſer Gotteshäuſer ſind geſchmückt mit den edelſten Erzeugniſſen der Bildhauerei, des Erzguſſes und vor allem der Malerei, welch letztere am Rhein in der niederländiſchen, Kölner und Düſſeldorfer Schule eine ganz beſondere Pflegſtätte fand. Es iſt in der Tat, als ob das deutſche Volk ſeit Jahrhunderten alle Kräfte aufgeboten hätte, ſeinen Lieblingsſtrom auch mit den Werken ſeines Fleißes zu verherrlichen, ſo daß, wer deutſche Kunſt ſehen und bewundern will, den Rhein und ſeine Städte ſchauen muß.

Hier dürfen wir ferner nicht jener edlen Kunſt vergeſſen, durch deren Erfindung, von Straßburg und Mainz aus, die Bildung, die früher bloß das Vorrecht einzelner, beſonders Bevorzugter war, zum allgemeinen Gut geworden iſt: der Buchdruckerkunſt. Ja, der Rhein trug auf ſeinem mächtigen Rücken jene „redenden Blätter“ in die weite Welt, mit denen durch Gutenberg die Segnungen der Wiſſenſchaft verallgemeinert wurden, und dadurch iſt er für die Menſchheit wichtiger geworden als jeder andere Fluß, dadurch aber auch dem deutſchen Volke teurer als jeder andere.

Das alſo ſind in allgemeinen Zügen die Gründe, mit denen die Deutſchen dieſen Strom den ihrigen nennen. Darum haben ſie in vielhundertjährigen Kämpfen Gut und Blut geopfert, um ſich in dem vollſtändigen Beſitz ſeiner beiden Ufer zu behaupten. Sie haben dieſes Ziel erreicht, und nun erhebt ſich über den rebenumrankten Hängen auf dem bewaldeten Rücken des Niederwalds das Denkmal

Germaniens als künſtleriſche Perſonifikation des durch den Kampf um den Rhein wieder geeinigten und zu neuer Kraft erwachten deutſchen Vaterlandes. Wer hervortretend aus dem Waldesdunkel dieſes mächtige, majeſtätiſche Symbol deutſcher Ehre und Würde zum erſtenmal erblickt, der hemmt überraſcht und ſtaunend den Schritt, und wenn er dann hinabſieht auf die herrliche, blaue Flut des Rheins, hinab auf ſeine geſegneten Gaue, hinüber auf die Ruinen ſeiner Burgen, ſo hebt ſich ihm die Bruſt höher, der Geiſt vergangener Zeiten kommt über ihn, er gedenkt der Helden von Siegfrieds Zeiten an bis zu denen, die ſich vor Sedan opferten, und tiefſinnerlich ergriffen und überzeugt ruft er mit ſeinen Dichtern aus:

„Sie ſollen ihn nicht haben, den freien, deutſchen Rhein!“

und:

„Wir alle wollen Hüter ſein!“

A. Edel.

77. „Nicht der iſt auf der Welt verwaiſt, Dem Vater und Mutter geſtorben, Sondern der für Herz und Geiſt Keine Lieb' und kein Wiſſen erworben.“ Rückert.

Wer Vater und Mutter verloren, hat einen großen, unerſetzlichen Verluſt erlitten. Man nennt ihn eine Waiſe und verbindet mit dieſem Namen die Vorſtellung bedauernswerter Vereinſamung und hilfloſer Verlaſſenheit. Gleichwohl iſt der von ſolchem Unglücke heimgeſuchte Menſch für gewöhnlich nicht verlaſſen. Mitleidige Herzen und mildtätige Hände öffnen ſich für ihn; liebende Verwandte, gutherzige Nachbarn, vorſorgliche Gemeinde- und Stadtvorſtände bemühen ſich gemeinſchaftlich, ihm den Weg durch das rauhe Leben zu ebenen. Von Vereinſamung und Verlaſſenheit kann alſo bei dem eigentlichen Waiſenkinde kaum geſprochen werden. Wohl aber befinden ſich in dieſem Zuſtande jene unglücklichen Menſchen, welche die ſchönen Anlagen, wodurch der Schöpfer ſein vorzüglichſtes Geſchöpf ausgezeichnet, haben verkümmern laſſen, welche weder die edleren Neigungen ihres Herzens gepflegt, noch ihre Erkenntniskräfte ausgebildet haben, mit einem Worte die Herzloſen und die Unwiſſenden. Der Dichter kann daher mit Recht ſagen:

Nicht der iſt auf der Welt verwaiſt,
Dem Vater und Mutter geſtorben,
Sondern der für Herz und Geiſt
Keine Lieb' und kein Wiſſen erworben.

Der Herzloſe verſchließt ſein Inneres gegen jedes Gefühl, das einen andern betrifft als ihn ſelbſt. Im Widerſpruche mit der Natur ſeines Weſens, das nach ſeiner ganzen Anlage zum Verkehr mit anderen

bestimmt ist, zieht er um sich eine siebensache Mauer, innerhalb welcher das eigene Ich wie ein Tyrann gebietet. Er hat keine Ahnung davon, daß in dem liebevollen Wirken für andere zugleich das höchste irdische Glück besteht, er kennt nicht die Wonne, welche der Besitz eines liebenden Freundesherzens gewährt, er fühlt nicht das Entzücken, welches aus den Dankestränen des unterstützten Armen entspringt, er entbehrt das Hochgefühl derjenigen, welche für das Vaterland und für Gott erglühen, er hat nicht das erquickende Bewußtsein, gemeinschaftlich mit anderen nach hohen und begeisternden Zielen zu streben. Daher fehlt es ihm an dem wahren innern Glücke. Mag er selbst im Überflusse irdischer Güter sich befinden, mag er sich von Genuß in Genuß stürzen, die rechte Befriedigung findet er nicht, er ist trotzdem gleich dem Dürstenden in der Wüste, es fehlt ihm der Labetrunk der Liebe zu anderen, die der Mensch seiner Natur nach nun einmal nicht entbehren kann. Wie viel schlimmer ist er noch daran, wenn ihn die Wogen des Unglücks ergreifen, in welchen der gute und brave Mensch ein kräftiges Steuerruder in dem Bewußtsein besitzt, daß er das Mißgeschick nicht verdient, und seinen schönsten Trost in dem Gedanken findet, stets den Absichten desjenigen nachgekommen zu sein, der ihn geschaffen hat! Nur zu oft sieht jener Unglückliche nichts vor sich als den Abgrund der Verzweiflung und sucht seiner verzweiflungsvollen Lage auf dem Wege der Selbstvernichtung zu entgehen.

Der Herzlose entbehrt jedoch nicht bloß des Genusses und Trostes, die ein liebevolles Herz schon durch das bloße Bewußtsein dieses Zustandes gewährt, er entbehrt auch eines weiteren großen Glückes, das ihm von anderer Seite bereitet werden könnte. Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es wieder heraus, sagt der Volksmund. Wie das Echo nur dem Rufenden entgegenklingt, so öffnet sich das Herz der Mitmenschen auch nur dem Liebenden. Gatten- und Geschwisterliebe, Freundschaft und Treue beruhen nur auf Gegenseitigkeit. Auf alle Freuden, welche diesen menschlichen Verhältnissen entspringen, muß daher der Herzlose Verzicht leisten. Befindet er sich in glücklichen Verhältnissen, so fehlt ihm gerade, was das Glück eigentlich zum Glücke macht, das Gefühl, es mit anderen zu teilen, die eigene Freude in dem frohen Gesichte des Mitteilnehmers gleichsam widerspiegeln zu lassen. „Ich kenne keine größ're Pein, wär' ich im Paradies allein", so lautet das treffende Dichterwort. Wie wenig schmeckt doch eine gute Mahlzeit, die man allein verzehrt, wie langweilig ist eine Reise, auf der man keinen Gefährten hat! Nach Mitteilung an andere, nach der Teilnahme anderer hungert das von der Freude erfüllte Herz; wird dieser Hunger nicht gestillt, so fühlt es sich verlassen und verwaist mitten im Schoße des Glückes. Viel ärger martert dieses Gefühl

der Verlassenheit den Liebloſen, der keine Gegenliebe erworben hat, im Unglücke. Wenn ſich dem Verarmten keine milde Hand öffnet, wenn dem Hungernden niemand Speiſe und Trank darreicht, wenn dem Kranken niemand Troſt und Erleichterung ſpendet, weil er es verſäumte, die Herzen ſeiner Mitmenſchen zu gewinnen, dann wird er ſich vorkommen, wie ein Ausſätziger, den man aus dem Kreiſe der Geſunden treibt und im Elende verkommen läßt. Ein trauriges Ende iſt auch hier oft das Los des Unglücklichen. Er iſt alſo in der Tat in jeder Lebenslage ein Verwaiſter und Verlaſſener, weil er für ſein Herz, wie der Dichter ſagt, „keine Liebe erworben hat".

Nicht minder verwaiſt und verlaſſen erſcheint aber auch derjenige, welcher für ſeinen Geiſt „kein Wiſſen erworben hat". Rat- und hilflos ſteht er zunächſt den Aufgaben gegenüber, deren Löſung Stand und Beruf von ihm fordern. Ein unwiſſender Arzt und Sachwalter, ein geſchäftsunkundiger Kaufmann, ein ſtümpernder Handwerker kommt aus einer Verlegenheit in die andere. Wie das kleine Kind, welches noch nicht ſicher auf den Beinen iſt, wankt und ſchwankt er mit unſicheren Schritten einher. Das ängſtliche Gefühl der Unſicherheit legt ſich wie ein Nachtfroſt auf alles, was er beginnt, er wird nie ſeines Handelns ſo recht von Herzen froh. Mutloſigkeit und Verzagtheit bemächtigen ſich ſeiner, und das Leben wird ihm zu einer ſchweren Bürde. Auch in den verſchiedenen Lagen des Lebens weiß er ſich nicht zu nehmen, zu faſſen. Iſt er in äußerlich glücklichen Verhältniſſen, ſo weiß er nicht recht, was er mit ſeinem Glücke anfangen ſoll. Um von Reichtum und Wohlſtand den richtigen Genuß zu haben, muß man ja Wiſſen beſitzen. Welch einen oberflächlichen Genuß bietet dem wohlhabenden Manne eine Reiſe, wenn er von den Gegenden und Menſchen, die er zu ſehen bekommt, keine Ahnung hat? Welch einen flüchtigen Eindruck macht die Betrachtung eines Kunſtwerks auf einen Mann, deſſen Kunſtgeſchmack nicht entwickelt iſt? So bekommt jeder Lebensgenuß erſt durch das Wiſſen und die geiſtige Bildung des Genießenden die rechte Tiefe und den rechten Wert. Für den Wiſſenden werden die Freuden des Lebens durch die Würzen und Zutaten aus ſeinem eigenen Innern zu einer köſtlichen Mahlzeit, während ſie dem Unwiſſenden oft nur eine magere und unverdauliche Koſt ſind. Wehe aber dem Unwiſſenden, wenn er in die Netze des Unglücks gerät! Während der Wiſſensbegabte ſich aus ſeinem Wiſſen die Waffen ſchmiedet, um das Unglück zu bekämpfen, während er bei unabwendbarem Unglück in ſeinen geiſtigen Beſitztümern eine nie verſiegende Quelle des Troſtes findet, ſteht der Unwiſſende im Unglück völlig ratlos da, er iſt wie vom Donner gerührt, weiß weder aus noch ein und ſtürzt ſich, wie der Herzloſe, nur zu leicht der Verzweiflung in die Arme.

So wird der Unwissende in seinem Berufe, wie in den verschiedenen Lagen des Lebens gleichsam von seinem eigenen Ich im Stiche gelassen, es lassen ihn aber auch seine Mitmenschen im Stiche. Wer in seinem Berufe tüchtig ist, zu dem strömen die Menschen oft in hellen Haufen, um seine Tätigkeit in Anspruch zu nehmen. Der tüchtige Arzt kann die Zahl der Kranken kaum bewältigen, der tüchtige Rechtsanwalt die Rechtsbedürftigen kaum befriedigen, der tüchtige Handwerker die Bestellungen kaum ausführen. Verdienst und Wohlstand, Ehre und Ansehen, Frohsinn und Freudigkeit beim Schaffen sind der Lohn des Tüchtigen. Den Unwissenden aber kann niemand gebrauchen. Verächtlich geht man an seiner Tür vorüber und hat kein Verlangen nach seinen Dienstleistungen. Verarmung und Dürftigkeit, Geringschätzung und Verachtung, Mißmut und Überdruß beim Schaffen sind sein Anteil, Vereinsamung und Ausstoßung sein Schicksal. Auch in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens wird er von anderen im Stiche gelassen. Man ist nicht begierig nach seiner Gesellschaft, weil man sich in derselben langweilt, man ärgert sich über seine dummen und beschränkten Ansichten, man macht ihn zur Zielscheibe des Spottes und Gelächters, man nimmt es ihm fast übel, wenn es ihm äußerlich gut geht, und betrachtet es beinahe als verdiente Strafe, wenn er ins Unglück gerät.

Von sich selbst und von der Welt verlassen ist der Unwissende also in der Tat ein völlig Verwaister, wie es auch der Herzlose ist; Herzlosigkeit und Unwissenheit nehmen dem Menschen in der Tat die Stützen des Daseins und werfen ihn in den trostlosen Abgrund jammervoller Verlassenheit. Herz und Geist zu bilden sollte also die erste und höchste Aufgabe jedes Menschen sein, der es gut mit sich selber meint. Zwar sind auch hier, wie bei allen menschlichen Tun, gewisse Schwierigkeiten zu überwinden. Die Leidenschaften und bösen Neigungen des Herzens sind zu bekämpfen, der Hang des Geistes zum Träumen und Nichtstun ist zu unterdrücken, beides geht nicht ab ohne Schweißtropfen; aber herrlich ist auch der Lohn, welcher dem Sieger winkt, er ist „des Schweißes der Edlen wert". H. Bockerabt.

78. „Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet."

Schiller, „Wallensteins Tod".

Vielen Menschen erscheint Arbeit und Anstrengung als eine drückende Last, Nichtstun und Genuß als das höchste Glück. Der von der Süßigkeit der Ferien träumende Knabe, der von Haus zu Haus schleichende Bettler, der auf Beschränkung des Arbeitstages dringende Fabrikarbeiter, der in üppigem Wohlleben seine Zeit verbringende Kapitalist und unzählige andere aus allen Schichten der menschlichen Gesellschaft huldigen sämtlich dem Grundsatze des dolce far niente.

Und doch vermögen Müßiggang und Untätigkeit kein wahres Glück zu schaffen. Sicut equus ad cursum, sagt Cicero, bos ad arandum, canis ad indagandum, sic homo ad agendum et laborandum natus est. Ein Mensch, der nicht arbeitet, handelt gegen seine natürliche Bestimmung. Ein solches Zuwiderhandeln muß von den schlimmsten Folgen sein, ja es muß schließlich den Menschen körperlich und geistig zu Grunde richten. Auch für die ganze Menschheit gelten die Worte, die Schiller seinem Wallenstein in den Mund legt: „Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet."

Dieser Ausspruch des Dichters hat zunächst Bedeutung für den Körper des Menschen, der, wie sich nicht verkennen läßt, durch andauernden Müßiggang aufs höchste geschädigt wird. Wie die Teile einer stillstehenden Uhr zu rosten beginnen und dadurch das ganze Werk unbrauchbar machen, so erschlaffen auch die Muskeln und Sehnen eines untätigen Menschen und machen den ganzen Körper untauglich zu jeglichem Geschäfte. Das müßige Wohlleben der römischen Soldaten kurz vor der Zeit des Cimbernkrieges verschuldete nicht zum geringsten Teile die blutigen Niederlagen, die sie von den Germanen erlitten. Sobald sie aber durch Marius zu Arbeiten und Anstrengungen genötigt wurden, erhielten sie wieder ihre frühere Körperkraft und Kriegstüchtigkeit und waren bald ihren gefürchteten Feinden sogar im Einzelkampfe gewachsen. Was anders hat den baldigen Untergang des Reiches der Vandalen herbeigeführt, als die schwelgerische Üppigkeit, wodurch diese in kurzer Zeit ihre gerühmte Körperstärke einbüßten? Erklärt man nicht auch das schließliche Unglück Hannibals in Italien aus seinem langen Aufenthalte in dem üppigen Kapua, wo seine Soldaten sich verweichlichten?

Besonders verderblich zeigen sich die Folgen andauernder Untätigkeit an einzelnen Gliedern des Körpers. Wer jedes Geschäft, bei dem er Hände und Arme gebrauchen muß, ängstlich zu meiden sucht, verliert die Kraft dieser Glieder oft in dem Grade, daß er in manchen Dingen unbehilflich wie ein Kind erscheint. Wie mancher reiche, aller körperlichen Arbeit entwöhnte Herr sieht sich genötigt, stets Diener um sich zu haben, da er selbst die leichtesten Geschäfte, welche einige Anstrengung erfordern, nicht zu besorgen vermag? Auch die Füße des Menschen bedürfen der steten Tätigkeit. Stubenhocken und langes Stillsitzen, ein nur zu häufiger Fehler unseres lesenden und schreibenden Zeitalters, lassen die Kraft der Füße und Schenkel erlahmen und bewirken Steifheit und Ungelenkigkeit. Deutlich beweist dies ein jeder, der nach längerer Krankheit zum erstenmal sein Lager verläßt. Man berichtet von einem sogenannten Säulenheiligen, der durch anhaltendes Stehen auf einer Säule so schwach in den Beinen geworden

war, daß er ohne fremde Hilfe keinen Schritt mehr machen konnte und gleich einem Kinde wieder gehen lernen mußte.

Haben die Worte Schillers schon für den Körper des Menschen ihre volle Bedeutung, so gelten sie noch weit mehr von dem geistigen Wirken und Streben desselben. Die Untätigkeit gereicht zunächst dem Erkenntnisvermögen zum Verderben. „Rast ich, so rost' ich", heißt es im Sprichwort. Wie der Pflug seine Schärfe und Glätte nur behält, wenn er vom Landmanne gebraucht wird, so bewahrt auch der Verstand seine Kraft und Klarheit nur, wenn er in strenger nnd geregelter Arbeit geschult wird. Die Gefangenschaft auf St. Helena, die dem regen Geiste des ersten Napoleon keine Gelegenheit zu befriedigender Tätigkeit bot, ließ den gewaltigen Mann an Geist und Körper erkranken. Es gibt auch nichtige und wertlose geistige Beschäftigungen, die dem Verstande schaden und die manchmal schlimmer sind, als völlige Untätigkeit. Der Verstand eines Menschen, der mit dem Lesen gehaltloser Romane, der gewöhnlichsten Beschäftigung denkfauler Leute, seine Zeit verbringt, wird allmählich abstumpfen und erschlaffen; Überspannung, verdrehte Urteile, Wahnbilder und verworrene Phantastereien sind nur zu oft die Frucht dieses geschäftigen Müßigganges, wie es die Geschichte Don Quijotes in ergötzlicher Weise zur Anschauung bringt. Wie mit dem Verstande des Untätigen, so geht es auch mit dem Gedächtnisse. Keine Seite des geistigen Wesens ist so sehr der Ausbildung fähig, wie diese, keine erleidet aber auch so große Einbußen, wenn sie nicht immer in Übung erhalten wird. Das Gedächtnis gleicht dem Magnete, der durch unausgesetzten Gebrauch an Stärke gewinnt, in dem Zustande der Ruhe aber seine Kraft allmählich verliert. Es ist unzweifelhaft, daß unser jetziges Zeitalter in Bezug auf die Erinnerungskraft hinter dem Altertum und Mittelalter weit zurücksteht. Das ist zum Teil daraus zu erklären, daß in früheren Zeiten das Wissenswerte größtenteils im Gedächtnisse aufbewahrt werden mußte, während in der neuern Zeit das gedruckte Buch oft die Dienste des Gedächtnisses ersetzen muß.

Auch das Gefühlsvermögen leidet unter der Untätigkeit. Wer nie oder nur selten mit dem Guten und Schönen in Berührung kommt, dessen Fühlen und Empfinden wird allmählich absterben. Wer bei den Taten eines großen Menschen kalt und gefühllos bleibt, wer nicht warm wird bei der Betrachtung erhabener Wahrheiten und hoher Ideale, wer erbarmungslos an den Leiden seiner Mitmenschen vorübergeht, der gerät allmählich in die Fesseln einer trostlosen Selbstsucht, die schließlich nur von dem eigenen Nutzen geleitet wird. Ebenso wird die Empfindung für das Schöne allmählich verschwinden, wenn es an der nötigen Betätigung fehlt. Die Schönheiten der Natur

und die schönen Werke der kunstsinnigen Menschenhand müssen ein fortwährender Gegenstand der Betrachtung und Vertiefung sein, wenn der Sinn für das Schöne nicht verkümmern und erlöschen soll.

Schließlich bedarf auch das Willensvermögen der sorgfältigsten Übung und Ausbildung. Im Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Lebens erstarkt die Tatkraft, im schlaffen Nachgeben erlahmt sie. Marcet sine adversario virtus.. „Ohne Gegner verwelkt die Manneskraft." So sprachen die Römer, die während der ersten Jahrhunderte der Republik in inneren und äußeren Kämpfen ihre Willensstärke und Tatkraft stählten, und die zur Zeit der Kaiser in tatenloser Ruhe und weichlichem Genusse erschlafften. Welch ein bejammernswertes Bild bietet ferner der lasterhafte Mensch, der unter der Herrschaft seiner Begierden das Wollen ganz verlernt hat? Der Säufer, der Schwelger, der Geizhals, sie alle haben die Kraft verloren, sich aus dem Abgrunde ihres Lasters wieder emporzuarbeiten; sie haben die Kraft des Willens eingebüßt, weil sie ihn in den Versuchungen nicht gebraucht haben.

Man kann also mit Recht sagen, daß andauernde Untätigkeit den Menschen körperlich wie geistig zu Grunde richtet. So versteht man auch, warum Schillers Worte so vortrefflich zu der Person passen, welche er sie sprechen läßt. Rastlose Tätigkeit ist das Lebenselement des Friedländers. Kriegerische Taten und Unternehmungen, ehrgeizige Pläne und Entwürfe, Widerstand und Gegenmaßregeln gegen seine Feinde am kaiserlichen Hofe, gefährliche Unterhandlungen mit den Feinden des Kaisers halten ihn unausgesetzt in Atem. Aus dieser vielseitigen Tätigkeit soll er plötzlich herausgerissen werden, um wieder zum unbedeutenden Landedelmanne herabzusinken. Solch ein Umschlag scheint ihm der Vernichtung gleich zu sein, es kommt ihm aus dem Herzen, wenn er sagt:

„Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet."

Schülerarbeit. — H. Bockeradt.

79. Wie treffend Goethe in „Hermann und Dorothea" die Personen durch ihre Umgebung zu charakterisieren weiß.

Das Märchen ausgenommen, welches seiner Natur nach auf einen fest begrenzten Ort verzichtet, bedürfen alle größeren Dichtungsarten, um anschaulich zu werden, einer ganz bestimmten Örtlichkeit. Es genügt nun aber nicht, daß der Dichter die Angabe macht, das Gedicht spiele an dem oder jenem Orte. Es genügt auch nicht, daß der Dichter von diesem Orte eine schöne und ausführliche Beschreibung

seinem Gedichte einverleibt. Erst dadurch vielmehr wird der Dichter seiner Aufgabe gerecht, daß er dartut, wie sehr die Menschen in Gesinnung und Gesittung von ihrer Umgebung beeinflußt werden.

Dies an Goethes „Hermann und Dorothea" nachzuweisen ist der Zweck der folgenden Arbeit, indem wir zunächst den lokalen Einfluß aufzeigen und sodann den der weitern Umgebung besprechen.

Es ist ein Landstädtchen, wohin der Dichter uns führt, d. h. ein Städtchen, in welchem die Bewohner neben ihrer bürgerlichen Hantierung mehr oder weniger auch Landwirtschaft betreiben. Aus diesem Grunde herrscht im ganzen Gedichte der praktische Gesichtspunkt des Landmanns vor, „denn das Nützliche bleibt sein einz'ger Gedanke". Dieser praktische Gesichtspunkt, der den Gegensatz zur gefühlsseligen Schwärmerei bildet, findet sich zunächst hinsichtlich der Naturbetrachtung. Wir befinden uns am Rhein, in einer hügeligen, also sicher sehr schönen Gegend; aber kein Wort wird uns von ihrer Schönheit gesagt, kein Wort der Landschaftsmalerei, kein Wort, das auf Naturenthusiasmus deutete. Dort oben, wo jener einsame Birnbaum steht, ist gewiß eine entzückende, allbeherrschende Aussicht; aber, obwohl wir zweimal auf jene Höhe geführt werden, bekommen wir mit den Besuchern doch nur prosaische Dinge zu sehen, nämlich die Häuser und Höfe, ihre Giebel, Fenster und Scheiben. Dagegen wird uns zweimal der Nutzen des Baumes vorgeführt, nämlich seine weit und breit berühmten Früchte, ferner daß die Bank in seinem Schatten zur Ruhe einlädt und die Schnitter auf ihr ihr einfaches Mahl verzehren. Desgleichen hat der Rasenplatz unter dem „würdigen Dunkel erhabener Linden" ganz gewiß seine eigentümlichen Reize, aber wir sehen wiederum nur den praktischen Gesichtspunkt hervorgehoben, daß er nämlich den Bauern und den Bewohnern der benachbarten Stadt als Luftort dient, daß sein Schatten für die vom schnellen Lauf erhitzten Pferde einen erwünschten Halteplatz bietet, daß das Wasser des auf ihm befindlichen Brunnens von besonderer Kraft und Lieblichkeit ist. Auf ähnliche Weise wird überall an der Natur das für den Landmann Erfreuliche hervorgehoben. Die Fläche zur Sonne gekehrt, liegt der Weinberg da, aus dessen Stöcken die Trauben, die sich in ihrer Fülle kaum noch unter den Blättern bergen, uns freundlich anlachen. An dem Nordabhange des Weinbergs ziehen die Kornfelder sich hin, und wiederum freuen wir uns mit den Bewohnern der Fruchtbarkeit des Jahres, wenn wir sehen, wie die wogenden Ähren die hohen Gestalten der Hindurchschreitenden fast verdecken. Auch das Wetter betrachten die Landleute ausschließlich vom Standpunkte des Nutzens: sie freuen sich, daß die herrschende Trockenheit ihnen gestattet hat, das Heu gut hereinzubringen, und sie hoffen auf eine gleich sichere Kornernte.

Derſelbe praktiſch-nüchterne Sinn nun überträgt ſich vom Landbau aus auf alle anderen Gebiete des Lebens. Von der Seite des praktiſchen Nutzens aus, ohne irgend welchen myſtiſchen Zug, wird die Religion betrachtet. Denn ſie macht im Glück verſtändig und ſicher, im Unglück reicht ſie den ſchönſten Troſt und belebt die Hoffnung. Praktiſch-verſtändig geſtaltet ſich das Mitleid: die erfahrene Hausfrau bedenkt umſichtig, was wohl alles den Armen dienlich ſein könnte. Nüchtern-verſtändig ſind die Anſichten vom Lebensglück und vom Leben überhaupt. Es iſt nicht Geiz, ſondern nur eine ſtrenge Folge des Nützlichkeitsprinzips, die dem Plane des Vaters zu Grunde liegt, daß Hermanns Lebensgang nicht nach Gefühlseindrücken, die man gewöhnlich Liebe nennt, ſich entſcheiden ſoll, ſondern nach der Mitgift, die die Braut ihm ins Haus bringt.

Der praktiſche Sinn des Landmanns hat für ihn praktiſch erfreuliche Folgen. Der Wirt zum goldenen Löwen lebt mit den Seinen in behäbigem, ſorgenfreiem Wohlſtande, aber derſelbe iſt redlich erworben und wird nicht in Untätigkeit verpraßt. Tätigkeit, raſtloſe, geregelte Tätigkeit kennzeichnet das Leben der Landleute Tag für Tag. Überall ſehen wir den Landmann der Natur zu Hilfe kommen, überall bemerken wir ſeine fleißige Hand. Die Ställe und die wohlgezimmerten Scheunen nicht nur, auch die Stützen unter den ſchwer herabhängenden Zweigen des Obſtbaumes, die Stufenplatten im Weinberg, die ſorglich angebundenen Weinſtöcke, die reinlich eingefaßte Quelle, der gute Zuſtand der Landſtraße, der geplante Chauſſeebau, das neue „Kütſchchen" und die mutigen Hengſte: alles zeigt uns, daß wir mit fleißigen, umſichtigen und verſtändig berechnenden Menſchen zu tun haben.

Aber dieſes Vorwiegen des berechnenden Verſtandes tut der natürlichen Herzlichkeit und der natürlichen Biederkeit der uns vorgeführten Perſonen keinen Abbruch. Im Gegenteil finden wir, daß ſie es herzlich gut miteinander meinen, und Verſtellung iſt ihnen etwas ſo ſehr Ungewohntes, daß der bisweilen ſich zeigende Vorſatz zur Verſtellung immer ungeſchickt ausfällt und nie von langer Dauer iſt.

Wenn die angegebenen Züge die allgemeinen Züge ſind, die mehr oder weniger allen handelnden Perſonen im Gedichte gleichſam als Ausdruck und Grundſtimmung der landwirtſchaftlichen Umgebung zukommen, ſo geſtaltet ſich die Individualität der Charaktere dadurch mannigfaltiger, daß ſie der Dichter in ein Städtchen verſetzt. Es iſt zwar gleichfalls Stilleben, was uns in einem Landſtädtchen entgegentritt, aber die Verſchiedenheit der Stände veranlaßt größere Verſchiedenheit der Intereſſen und bewirkt, daß dieſe auseinanderplatzen.

Der Landwirt iſt immer in einer gewiſſen Gefahr, einſeitig zu werden. In dieſer Gefahr befindet ſich Hermann. Wenigſtens nach

der Meinung seines Vaters ist er auf dem besten Wege zu verbauern. Hermann legt gar zu wenig Gewicht auf das Äußere, auf den Umgang mit Menschen, auf den feinern Ton und den geselligen Anstand. Er bekümmert sich nicht um die Gastwirtschaft, sondern hat nur Sinn für Wagen und Pferde. Der Vater hingegen hat offenbar schon etwas Städtisches an sich. Er hat durch den Verkehr mit Fremden einen gewissen Schliff des Benehmens bekommen, hat feinere Genüsse kennen gelernt und macht nun höhere Ansprüche an das Leben. Er ist wiederholt Ratsherr gewesen und hat als solcher nicht unwesentliche Verdienste um die Stadt und ihre Verschönerung sich erworben: Er will höher hinaus und wünscht zum wenigsten, daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein besserer. Aber er ist nun seinerseits in Gefahr, das Leben zu leicht zu nehmen, ein artiges Benehmen über ein gutgeartetes Herz zu stellen, Bildung höher als Biederkeit zu achten, kurz, den Schein für das Wesen zu halten.

Auf diese Weise hat der Dichter durch die Umgebung köstlichen Stoff gewonnen für den Kontrast zwischen Vater und Sohn, der den Konflikt der Handlung herbeiführt, dadurch unser Interesse in Anspruch nimmt und es bis zum Schlusse wach erhält. Der Dichter hat aber auf die gleiche Weise, nämlich ebenfalls durch die Umgebung, auch die Mittel zur Lösung des Konflikts gewonnen. Die Kleinstädter sind aufeinander angewiesen. Wenn auch kleinliche Absonderungen der Stände gerade in den kleinen Städten sich am meisten finden, so pflegen doch wenigstens die gesonderten Stände um so vertrauter miteinander zu verkehren, um so inniger sich zu befreunden, um so intimer sich zu kennen. Es ist ein unentbehrlicher Zug des Gedichts, daß der Prediger als Hausfreund im Gasthof zum goldenen Löwen verkehrt, denn seine vertraute Bekanntschaft mit der Familie sowie mit dem Charakter ihrer einzelnen Glieder muß die Lösung des Konflikts durch weise Vermittelung herbeiführen.

Durch die teilweise Verwertung des städtischen Einflusses ist es also ohne Zweifel dem Dichter gelungen, unser Interesse nachhaltiger anzuregen. Aber auch bei dieser Erweiterung des lokalen Einflusses würden wir doch über ein Stilleben nach der Art der „Luise" von Voß nicht hinauskommen. Auch in diesem Kreise würde für gewöhnlich die Geschichte einer Verlobung den leisen unbemerkbaren Gang des häuslichen Lebens nicht verlassen haben. Will der Dichter den Charakter der Personen zur Entwicklung bringen und nicht bloß die Oberfläche ihres Daseins schildern, sondern ihr Innerstes ans Licht kehren, so muß er sie in entscheidende Lagen stellen. Diese hat Goethe durch weise Benutzung der außerordentlichen Zeitverhältnisse, wie die französische Revolution sie erzeugte, herbeigeführt. Auf diese müssen

wir also noch sehen, und zwar sowohl in Bezug auf den uns noch unbekannten Kreis der fremden Personen als auch in Bezug auf den uns schon bekannten Freundeskreis.

Je dunkler und drohender die Greuel jener Tage sich im Hintergrunde auftürmen, um so lichter heben sich von ihnen die Gestalten unserer Dichtung ab. Schon der erste Bräutigam Dorotheas hat unsere Sympathie, weil er für die junge, völkerbeglückende Freiheit mit Begeisterung in den Tod ging. Einem Josua oder Moses ähnlich erscheint unter den Auswanderern der Richter, welcher bloß durch die ruhige Macht seiner Rede die buntzusammengewürfelte Menge lenkt und ihre Leidenschaft besänftigt. Vor allen aber erhält die Gestalt der Dorothea erst durch die Schreckniſſe, unter denen sie uns vorgeführt wird, ihre volle Beleuchtung. Sie vereinigt in sich die unvereinbar scheinenden Eigenschaften der Heldin und des liebenden Weibes. Zur Heldin ward sie, als Notwehr ihr die Mordwaffe in die Hand zwang und der Überfall entmenschten Gesindels sie in Verteidigung der weiblichen Ehre und Unschuld mit fast männlicher Kraft ausstattete. Für gewöhnlich aber ist sie ganz Weib, ganz Hingabe, ganz Selbstverleugnung und dienende Liebe, die in alle Verhältnisse sich fügt und sich selbst vergißt, um anderen zu helfen. Sie hat den Mut der Liebe, Fremde für Fremde um Gaben der Liebe zu bitten, und sie hat den noch größern Mut, auf das Lebensglück der Liebe zu verzichten, als dasselbe mit ihrer persönlichen Würde unvereinbar scheint.

Eine solche ungewöhnliche Persönlichkeit, plötzlich in das idyllische Stilleben des Städtchens versetzt, — wie mußte sie aller Herzen offenbar machen! Vor allen Dingen benutzt der Dichter ihre Einwirkung, um uns Hermanns Gemüt in seiner Tiefe zu erschließen. Wie wird der verkannte und verschüchterte Jüngling plötzlich seines Werts und seiner Selbständigkeit sich bewußt! Dorothea sehen in ihrem Opfermute und Dorothea achten, bewundern, lieben — fiel für Hermann in einen Augenblick. Aber nun galt es auch zu handeln. In wenigen Stunden, heute noch muß sich sein Lebensglück entscheiden, denn morgen schon hat der Strom der Auswanderung die Erkorene seines Herzens, vielleicht für immer, entführt.

Auf Grund dieser Sachlage nun entrollt der Dichter Zug um Zug psychologische Bilder voll individueller Wahrheit: des Vaters polternde und dem äußern Scheine holde Art; des Sohnes Pietät, die selbst im Augenblick des äußersten Affekts die schuldige Ehrerbietung und Bescheidenheit nicht aus den Augen läßt; der erwachenden Liebe Angst und Verzweiflung; der Mutterliebe Tränen und Verständnis; der Gattin Klugheit und Berechnung in zarten Lebensfragen; der Nachbarn Rat und Hilfe in eigenartigster Verschiedenheit; des Vaters

halb widerwillige Zustimmung zu dem Rate derselben; des Liebenden selbstquälerische Grübelei und halbwahren Ausweg; des Mißverständnisses schlimme Wendung; aller Beteiligten höchste Erregung, in der die verborgensten Gedanken sich enthüllen und so endlich die erwünschte glückliche Lösung herbeiführen. Alle diese ergreifenden Momente, welche eine einfache Liebesgeschichte zum reichsten psychologischen Gemälde entfalten, waren dem Dichter nur möglich, indem er die schlichten Leute in eine so außerordentliche Lage brachte.

Es hat also, um das Fazit zu ziehen, der Dichter durch die Umgebung seine Personen mit Meisterhand so gezeichnet, wie das Idyll sie braucht. Gleichweit von den unteren Ständen, wo der Druck des Lebens edlere Bestrebungen fast unmöglich macht, gleichweit von den höheren Ständen, wo die Unnatur des gesellschaftlichen Herkommens die Äußerungen des Gemüts zurückdrängt, sind es schlichte, einfache Leute in gesunder Individualität, die uns entgegentreten. Es sind aber zugleich Menschen, die in ernster Lage ein Seelenleben voll Kraft und Würde offenbaren. W. Vigelius.

80. Welche Weltanschauung wird in den Chorliedern der „Braut von Messina" ausgesprochen?

Jedes Meisterwerk der Dichtkunst ist wie überhaupt jedes wahre Kunstwerk ein in sich vollendetes Ganze; denn es gehört zum Wesen der Schönheit, daß ihre Gebilde in sich selbst ruhen und leben und keiner weitern Ergänzung bedürfen, um vollkommen zu sein. Dies gilt schon von dem kleinsten lyrischen Gedicht, wenn es auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch machen will. Zu den besonderen Schönheiten einiger auserlesener Werke der Literatur aber gehört es, daß sie auch den Lebenskreis, dem sie angehören, völlig umschreiben, daß ihnen mit einem Worte Totalität zukommt. So gibt z. B. Homer ein vollständiges Bild von dem Kulturleben seiner Zeit, so umspannt Goethes „Hermann und Dorothea" die gesamten Verhältnisse, auf denen ein gesundes und einfaches Menschendasein ruht, so spiegelt Schillers „Glocke" das Leben des Bürgers in seinen Grundzügen wider. Vielleicht dürfen wir auch Schillers „Braut von Messina" den genannten Kunstwerken beizählen. Denn schon ein flüchtiger Blick in die Chorlieder dieses Dramas zeigt, daß sehr wesentliche Seiten des menschlichen Handelns und menschlichen Schicksals in ihnen besprochen werden. Es liegt also die Vermutung nahe, daß die Lieder in ihrer Gesamtheit eine vollständige Weltanschauung zur Darstellung bringen.

Zeigt uns die „Glocke" das Kindlein auf seines Lebens erstem Gange, so stellt uns das erste Chorlied die Mutter mit ihren Söhnen

vor Augen, vergleichbar der milden Klarheit des Mondes zwiſchen den blitzenden Sternen. Mutter und Söhne veranſchaulichen den Zuſammenhang der Generationen, die, ſtets wachſend, doch immer wieder die eine Menſchheit ausmachen. Darum iſt es auch das höchſte Problem der Kunſt, Mutter und Sohn vollkommen zu bilden. Das ſüße Ahnen und Hoffen des jugendlichen Herzens findet im zweiten Liede ſeine Darſtellung, während das dritte den Eintritt der lieblichen Braut in das Haus des Geliebten feiert und denjenigen glücklich preiſt, der nach freier Wahl die ſchönſte der Frauen heimführen darf. Das Mannesalter findet ſeine Darſtellung, indem das Jagen nach Glück und Gewinn, nach Macht und Ehre, nach der Herrſchaft über die Welt anſchaulich beſchrieben wird. Die weifere Faſſung des Alters findet wenigſtens kurze Erwähnung. Der entnervte Greis endlich wallt, wie es im fünften Liede heißt, zum Grabe, ruhig einem alten Geſetze der Natur gehorchend. So kommt das Menſchendaſein in ſeinen Hauptmomenten zur Sprache.

Dieſes Daſein birgt in ſich eine Summe von Freude und Schmerz. Der Menſch ſehnt ſich nach Glück und jagt ihm nach, es gelingt ihm auch wohl je und je, ein Gut zu erhaſchen, aber Leid und Schmerz finden ſich von ſelbſt. Selig iſt der naive Menſch zu preiſen, der in der Stille der Flur fern von den verworrenen Kreiſen des Lebens an der Bruſt der Natur ruhen darf, ein einfaches, beſchränktes, aber glückliches Daſein führend. Aber wo der Boden fruchtbar iſt und der Himmel lächelt, da drängen ſich die Menſchen, und ſo bedarf es der Ordnungen und Geſetze. Da bildet ſich denn der Glaube an die Unverletzlichkeit des gaſtlichen Hauſes, an den Gottesfrieden, der über den Wohnungen des Menſchen waltet, an die rächende Gottheit, die den Bruch dieſes Friedens heimſucht. Etwaige Streitigkeiten der Bürger ſucht man durch das heilende Wort beizulegen. Aber gegen den einbrechenden Räuber würden ſolche Schranken nicht ſchützen, da bedarf es eines ſtarken Arms, eines blanken Schwertes. So kann der kräftige Sohn der Gebirge, der aus ihren Tiefen das Eiſen gegraben hat, über den friedlichen Sohn der Ebene die Herrſchaft erringen. Er ſammelt um ſich eine Schar aus den Landeskindern, die er im Kampfe übt, ſchützt das Land, gebietet aber auch unumſchränkt den Einwohnern. So entſteht der Unterſchied der Stände, der Herren und Knechte. Der Herrſcher hält den Frieden aufrecht, der, ein lieblicher Hirtenknabe am Bache gelagert, an jene Zeiten harmloſen Ruhens am Buſen der Natur erinnert. Aber der ruheloſe Menſchengeiſt kennt keine Raſt. Nicht zufrieden mit den holden Gaben der Ceres und den von Reben umſponnenen Ulmen ſucht der Menſch neue Felder ſeiner Tätigkeit. Iſt kein Feind abzuwehren, ſo übt

er seine Kräfte auf der muntern Jagd, eilt hinaus unter schmetterndem Hörnerklang in das dampfende Tal, in der frischen Luft die Glieder zu baden. Oder er vertraut sich der betrüglichen Welle an, um aus entlegenen Ländern Güter herbeizuschaffen, bei glücklicher Fahrt reich zu werden, bei unglücklicher mit einem Male alles zu verlieren. Denn etwas fürchten und hoffen und sorgen muß der Mensch, um die Schwere des Daseins zu ertragen. Ist er so zu einiger Behaglichkeit des Lebens gekommen, so tut sich ihm eine neue Welt in der Schönheit auf. Er ergötzt sich daran, die gemeine Wirklichkeit mit schönen Formen zu umkleiden und in das traurig Wahre goldene Träume einzuweben. Freilich sind diese Güter ungleich verteilt, die höheren Stände allein haben bedeutendern Anteil an denselben, den größten die Herrscher, welche auf die Höhen der Menschheit gestellt sind. Dem Herrn gehört von allem das Beste, die schönste Perle, das kostbarste Beutestück, auch die Blume der Frauen. Dafür bildet der Untergebene die Tugenden mannhaften Gehorsams und hingebender Treue aus. Ja die Natur selbst will den Unterschied in der Verteilung der Güter ausgleichen; der Gebieter ist dem Sturze am nächsten. Mag er mit gewaltigem Willen ausführen, wonach sein Herz gelüstet, — den tiefen, donnernden Fall kann sein Wille nicht aufhalten, während der einfache Bürger, wenn der Kriegssturm vorüber gebraust ist, seine zerstörte Hütte wieder aufbaut.

So birgt dies bunte, wechselvolle Dasein in sich ein Rätsel, und je näher man ins Menschenleben schaut, desto größer und peinigender wird dies Rätsel. Das Leben ist nicht bloß Glück und Genuß, auch nicht bloß Mühe und Arbeit: nur zu bald kann das Urteil über den Sorglosen hereinbrechen. Denn lauernd schleicht der Jammer durch die Straßen der Städte und pocht bald an diese, bald an jene Tür, schmerzliche Botschaft zu bestellen, und einmal kommt er an jede Hütte, kein Sterblicher wird von ihm verschont: alle sind sie dem Tode unterworfen. Freilich kommt derselbe zu dem einen erwartet als der natürliche Abschluß eines langen Erdenlaufs, aber auch ein junges Leben kann er knicken, auch aus entwölkter Höhe kann der zündende Donner schlagen. Darum fürchte in fröhlichen Tagen des Unglücks tückische Nähe! Hänge dein Herz nicht an vergängliche Güter! Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz! Deshalb haben's wohl Menschen versucht, sich aus der stürmischen Lebenswelle zu retten, den eitlen Wünschen, der stachelnden Ehrsucht zu entsagen und in friedlicher Zelle ein beschauliches Dasein zu führen. Denn auf den Bergen ist Freiheit; wohin der Mensch nicht kommt, da ist die Welt vollkommen. Aber diese suchen das Welträtsel zu vergessen, nicht zu lösen.

Tief im Gemüte des Menschen liegt das Bewußtsein von Gut und Böse. Das Gute liebt die gerade Straße und meidet die lichtscheuen Pfade. Aber warum verbirgt sich das Böse und sucht heimliche Wege? Der Mensch weiß, daß auf dem Bösen ein Fluch liegt. Jede Tat der verblendeten Wut wird unter der Sonne gebüßt. Gleicht der Sohn dem Vater an Bosheit, so wird er einen doppelten Fluch ernten, denn alles ist Frucht, und alles ist Samen. So leicht verschwindet die Spur der Taten wie aus dem Antlitz die flüchtige Gebärde. Aber drunten in der Tiefe sitzen der Themis Töchter und mengen fürchterliche Rache aus dem ruchlos vergossenen Blute. Die Zeit ist eine blühende Flur: die böse Tat kommt dem Verbrecher heim. Vor der Ausführung erschien sie so leicht, so klein; nachdem sie vollbracht ist, blickt sie ihn an mit bleichen Wangen und treibt ihn ruhelos von Meer zu Meer. In Erwägung aller dieser Momente kommt der Chor zu der Erkenntnis: das Leben ist nicht das höchste Gut, das größte Übel aber ist die Schuld.

So sind in den Chorliedern die wesentlichsten Seiten des menschlichen Daseins zur Anschauung gebracht. Das große Rätsel, welches das Leben dem Menschen aufgibt, ist ausgesprochen, und eine teilweise Lösung desselben versucht. Der aufmerksame Zuhörer wird aus der Entwicklung der Handlung noch mehr herausfühlen als der Chor ausspricht. Er wird mit dem Chor erkennen, daß es nicht des Menschen Aufgabe sein kann, sein Leben zu genießen und möglichst reich auszuleben, er wird dem Chor gern einräumen, daß das größte Übel Schuld und Schuldbewußtsein ist, und er wird ahnen, daß das, was als dunkles, unerbittliches Schicksal erscheint, im Grunde eine gerechte und notwendige Folge der menschlichen Schuld sei. Wäre diese Schuld nicht, so gäbe es auch kein dunkles, unergründliches Schicksal. Don Cesar will diese Schuld sühnen, indem er freiwillig in den Tod geht und als Fürst die Todesstrafe an sich selbst vollzieht. Der Chor weiß nicht, ob er sein Los bejammern oder preisen soll. So schließt er mit der größten Frage, die der Mensch aufwerfen kann, mit der Frage nach der Sühne der Schuld. Die Kunst kann diese Frage aufwerfen, aber eine volle Beantwortung derselben mit ihren Mitteln nicht geben.

Man wird gern gestehen, daß Schiller die wesentlichen Momente einer zusammenhängenden Weltansicht zur Darstellung gebracht und damit seinem Werke Totalität verliehen hat. Man hat diese Weltanschauung eine antike genannt, man könnte sie mit demselben Rechte eine moderne nennen; der Dichter behandelt in antikem Gewande die Fragen, die sein eigenes Herz bewegen. A. Hartert.

81. Wie gelangt man am sichersten zum Wohlstande?

Das Verlangen nach Mitteln, die unsere äußere Lage verbessern, zu unseren Bedürfnissen notwendig und einer erlaubten Bequemlichkeit förderlich sind, ist an und für sich ein ganz berechtigtes und gründet sich auf den natürlichen Trieb nach Glückseligkeit, der dem Menschen von Gott selbst eingepflanzt worden ist. Eben darum ist die Frage von Wichtigkeit, wie man auf die sicherste und von keinem Vorwurfe des Gewissens belastete Art zum Wohlstande gelangen könne.

Der sicherste Weg zum Wohlstande bleibt immer der Weg der Arbeitsamkeit, der Geschicklichkeit, des Fleißes, der Ordnungsliebe, Klugheit, Rechtlichkeit und Sparsamkeit. Sollte er, was nur selten der Fall ist, nicht zum Ziele führen, so ist er doch der rechte, und ihn gegangen zu sein, selbst ohne den glücklichen Erfolg, bleibt allezeit eine Belohnung. Alle anderen Künste, reich zu werden, sind niedrig und verwerflich und sogar weniger sicher, da ihr Erfolg häufig von zufälligen und wandelbaren Umständen abhängt.

Wer seine Kräfte anwendet und übt, wer bei seinen Arbeiten Fleiß und Ausdauer zeigt, wird bald im stande sein, nicht bloß das Nötige zu erwerben, sondern auch einiges zurückzulegen und sein Besitztum zu vermehren. Der Fleißige findet überall Verwendung und Beförderung. Als Beamter erwirbt er sich Vertrauen und steigt zu höheren, mit besserer Besoldung ausgestatteten Stellen empor; als Gewerbs- oder Handelsmann bringt er sein Geschäft zur Blüte und weiß es darin zu erhalten, während der Unfleißige und Nachlässige in Dürftigkeit bleibt oder des Wohlstandes, den er vielleicht ohne sein Zutun genießt, durch eigene Schuld wieder verlustig geht.

Mit dem Fleiße verbindet sich gewöhnlich die Ordnungsliebe: auch sie trägt wesentlich zur Gründung und Vermehrung des Wohlstandes bei. Die Arbeitsamkeit weiß zu erwerben, die Ordnungsliebe bewahrt und sichert das Erworbene zu einem weisen Gebrauche. Auch die Zeitersparnis, welche die Ordnungsliebe bewirkt, wird dem Fleißigen zum Gewinn, und ebenso die Achtung und das Zutrauen, die ihm jene Eigenschaften bei denjenigen verschaffen, mit denen er im geschäftlichen Verkehre steht.

Nächst dem Fleiße und der Ordnungsliebe ist für den, der zum Wohlstande gelangen will, Überlegung und Vorsicht eine notwendige Eigenschaft. Die Klugheit, die uns rät, bei der Anwendung unserer erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten auf die Umstände der Zeit und des Ortes, des Landes, in dem wir leben, auf die günstigen Gelegenheiten zu sehen, die sich darbieten, einen rechtmäßigen Gewinn zu ziehen, — diese Klugheit wird uns sinnreich in Erfindungen und

Unternehmungen machen; sie wird uns namentlich auch bei der Wahl von Teilnehmern und Gehilfen vor manchem nachteiligen Mißgriff bewahren.

Zur Klugheit müssen sich aber auch strenge Rechtlichkeit und Friedfertigkeit gesellen. Unrecht erworbenes Gut bringt niemals Segen und hat keine Dauer. Der Betrüger erwirbt sich weder Freunde noch Gönner, mit dem Unredlichen wird niemand sich zu Geschäften verbinden wollen, während der Redliche aufgesucht und auch anderen empfohlen wird. Ebenso meidet man den Streitsüchtigen und Unverträglichen und hält sich lieber an den Friedsertigen, mit dem man in festerer Verbindung bleiben zu können hoffen darf.

So notwendig nun alle die bisher genannten Tugenden sind, um das bezeichnete Ziel zu ereichen, so würden sie doch nicht zu demselben führen, wenn eine andere, nämlich die Sparsamkeit mangelte. Sie ist das sicherste Mittel, unser Vermögen nicht bloß zu bewahren, sondern sogar auch zu vermehren. Sie lehrt uns, mit wenigem auszukommen und das Entbehrliche von dem Unentbehrlichen vernünftig zu unterscheiden. Ohne Sparsamkeit ist kein König reich genug, und durch sie wird auch der Dürftige sein eigener Wohltäter. Sie befördert Genügsamkeit und Mäßigkeit, aus denen sie, wenn sie nicht dem Geize entstammt, ihren Antrieb erst erhält.

Sie mäßigt und ordnet nicht nur den Aufwand, den unser Unterhalt, Kleidung, Wohnung und unsere Vergnügungen erfordern, sondern läßt auch nichts Brauchbares verloren gehen und lehrt uns durch einen behutsamen Gebrauch die Dauer und Schönheit unserer Gebrauchsgegenstände erhalten. Tausend Menschen, die klagen, daß sie in ihrem Stande zu wenig haben, würden genug besitzen, wenn sie den unnötigen Aufwand vermeiden würden, den die Prachtliebe, die Bequemlichkeit, der leckere Gaumen, ja die boße Mode, die Sucht, es anderen, Bessergestellten, nachzutun, verlangt, und Tausende, die für niemand als für sich genug haben, würden, wenn sie eben dieses täten, noch zu Wohltaten und zu rühmlicher Freigebigkeit übrig haben.

Wohl führen diese Mittel in der Regel nur langsam zum Ziele, aber nur in den seltensten Fällen und durch unberechenbare, außerordentliche Unglücksfälle werden sie dasselbe ganz verfehlen; sie gewähren größere Sicherheit als jedes andere. Und was noch höhern Wert hat und was sie am meisten empfiehlt, ist die Wirkung, die sie auf unsere allgemeine sittliche Bildung und Veredelung üben. Fleiß, Ordnungsliebe, Rechtlichkeit, Friedsertigkeit, Sparsamkeit schützen uns nicht bloß vor Mangel und befördern nicht bloß den Wohlstand, sie leiten uns auch zu vielen anderen Tugenden an, und gewähren uns

eine innere Zufriedenheit, die den Mut in jeder Lage des Lebens aufrecht erhält, weil sie aus der Ruhe eines guten Gewissens entspringt.

F. Beck.

82. Von den Ursachen des Müßiggangs.

So wie ein mächtiger Strom aus vielen einzelnen Bächen entsteht, so bildet sich auch bei dem Menschen eine gute oder böse Gewohnheit erst durch das Zusammentreffen mehrerer, oft unbedeutend erscheinender Umstände. Auch der Müßiggang zählt dieser Quellen oder Ursachen sehr viele, welche man mit Sicherheit erkennen muß, wenn man ihn mit Erfolg bekämpfen will.

Achten wir erstlich auf die inneren, so zeigt es sich, daß dieser Fehler oft ursprünglich auf körperlicher Anlage beruht. Menschen von phlegmatischem Temperamente haben mehr Neigung zur Untätigkeit als andere. Zuweilen wird diese Stimmung oder Anlage auch erst durch Krankheit hervorgebracht. — Zweitens beruht der Müßiggang häufig auf heftigen Leidenschaften, welche Kraft und Neigung zur Arbeit rauben und den Menschen in ein dumpfes Hinbrüten versenken. Häufiger aber liegt er drittens in dem Streben nach sinnlich-angenehmen Empfindungen. Man scheut die Entbehrungen und Mühen, die mit der Arbeit verbunden sind, und will seine Zeit lieber mit Lust und Genuß ausfüllen. Ebenso stark wirken hier viertens oft falsche Grundsätze und verkehrte Ansichten. Der Müßiggänger pflegt zu sagen, der Mensch sei ja nicht da, um sich zu quälen; gearbeitet werde auch ohne ihn auf der Welt genug, und diejenigen möchten es tun, die dazu Beruf hätten, er für seine Person tue genug und könne durch ein Mehr leicht seiner Gesundheit schaden. Kommt dazu, fünftens, noch eine lange Gewohnheit, derzufolge ein Mensch vielleicht nie die Süßigkeit nützlicher Arbeit aus eigener Erfahrung gekostet, ist er niemals aufmerksam geworden auf die nachteiligen Folgen seiner Trägheit: so ist es nicht zu verwundern, wenn es ihm schwer fällt, das Verwerfliche seines Fehlers einzusehen nnd ihn abzulegen.

Vielleicht geschähe dies aber dennoch leichter und eher, wenn ferner nicht noch so manche äußere Ursachen ihren Einfluß ausübten. Dahin gehört vor allem das fehlerhafte Betragen anderer Menschen. Eltern unterlassen es oft, ihre Kinder zur Tätigkeit zu gewöhnen; Bekannte und Freunde geben anderen durch ihr müßiges Leben ein böses Beispiel oder halten den Fleißigen durch ihre Gesellschaft und ihre Reden geradezu von besserer Beschäftigung ab. Nicht minder ungünstig wirken zweitens oft hoher Stand und reichliches Einkommen. Menschen, die diese Dinge besitzen, halten sich oft schon deshalb für losgesprochen von der Pflicht zu arbeiten und vergessen, daß, wenn zwar sie ihr Brot

nicht zu erwerben brauchen, doch eigene Tätigkeit für die Welt jeden ihrer Tage in Anſpruch nehmen ſollte. Und wer könnte ferner alle die mannigfachen zufälligen Veranlaſſungen angeben, die außer den bisher genannten Stücken noch beitragen, Müßiggang zu erzeugen und zu unterhalten, beſonders wenn ſchon vorher Neigung dazu vorhanden war! Einer entſchuldigt ſich mit dem ſchlechten Erfolge ſeiner bisherigen Tätigkeit, mit erfahrenem Undanke, mit dem Mangel an beſtimmten Geſchäften oder an den nötigen Werkzeugen dazu. Bei einem andern liegt wirklich einige Schuld an der zu reichlichen Nahrung, womit er ſeinen Körper beſchwert, oder in der Lebensart, die er für den Augenblick führen muß. Wie viel Schuld hat nicht ein heißes, entnervendes Klima, z. B. das der Neger oder der Sizilianer, an der Untätigkeit der Menſchen!

So wie nun der Strom zerſtört werden kann durch Abgraben ſeiner Quellen, ſo kann auch die verwerfliche Gewohnheit des Müßiggangs bekämpft, ja ausgerottet werden durch Schwächung oder gänzliche Beſeitigung alles deſſen, was dahin führt. W. Sommer.

83. Daß Leſſing nicht minder als Friedrich der Große zur Wiedererweckung des nationalen Sinnes beigetragen habe.

Daß das literariſche Leben einer Nation mit dem politiſchen in Wechſelwirkung ſteht, daß insbeſondere bei uns Deutſchen die geiſtige Wiedergeburt die nationale erſt möglich gemacht hat, daß alſo auch Leſſing ſchon durch ſeine literariſche Wirkſamkeit im allgemeinen gleich Friedrich dem Großen zu den Wiedererweckern des nationalen Sinns gezählt werden kann: das ſind ſo allgemein anerkannte Wahrheiten, daß ſie keines Nachweiſes bedürfen. Aber über der geiſtigen Bedeutung Leſſings im allgemeinen werden häufig diejenigen Verdienſte vergeſſen, mit denen er ſich direkt in den Dienſt des deutſchen Patriotismus geſtellt hat.

Auf dieſe wollen wir im folgenden näher eingehen, indem wir ſie mit denen Friedrichs des Großen in Parallele ſtellen. Es ſoll zunächſt gezeigt werden, wie beide ſich erfolgreich bemühten, das deutſche Volk von dem franzöſiſchen Einfluß zu befreien; es ſoll ſodann ihrer Bemühungen gedacht werden, das deutſche Volk zu veredeln und zu einigen.

In der Strahlenkrone von Friedrichs Siegen alle Strahlen einzeln aufzuzählen kann unmöglich unſere Aufgabe ſein; es genügt, wenn wir Friedrich den Großen mit dem Wiederaufleben des nationalen Bewußtſeins in Verbindung bringen wollen, auf die Schlacht bei Roßbach hinzuweiſen. Die Schlacht bei Roßbach iſt an ſich ziemlich

unbedeutend und hat in die Kriegsereigniſſe kaum einen weſentlichen Wechſel gebracht. Dennoch iſt der Jubel leicht begreiflich, der gerade ob dieſer Schlacht allenthalben in den deutſchen Landen ausbrach. Man braucht nur an die Schmach zu denken, welche die Deutſchen ſeit mehr als hundert Jahren von dem Übermut der Franzoſen erlitten hatten. Das hinterliſtig beſetzte Metz, das im tiefſten Frieden überfallene Straßburg, die verwüſteten Schlöſſer der Pfalz, die geſchändeten Kaiſergräber zu Speier, der franzöſiſche Hochmut im Weſtfäliſchen Frieden, der machtloſe Aufſchrei des großen Kurfürſten gegen die Verwaltigung zu St. Germain: alles das lag ſeit hundert Jahren ungerächt vor, ein Denkmal deutſcher Schmach und Zerriſſenheit. Und nun ſtand ſtatt der deutſchen Kaiſer, die taten- und herzlos der deutſchen Schande zuſchauten, unter den deutſchen Fürſten ein Mann auf, der faſt ohne fremde Hilfe eine dreifache Überzahl jener übermütigen Fremdlinge vor ſich herjagte. Das war etwas, was auch der gemeine Mann verſtand, das war in dem nationalen Chaos der erſte Lichtſtrahl, an dem ſich die Herzen erwärmten und belebten. Kein Wunder, daß ſich ſofort das Volkslied jenes Helden bemächtigte, der nur auf die Hoſen zu ſchlagen braucht, um die Franzoſen in die Flucht zu jagen; daß die gelehrte Satire in witzigen Anſpielungen auf Roßbach und Hippokrene ſich erging*); daß ſelbſt in denjenigen Territorien Deutſchlands, deren Fürſten mit Friedrich auf Kriegsfuß ſtanden, deren Söhne gegen ihn im Felde lagen, jener Sieg laut und froh gefeiert wurde.

Dem Roßbach Friedrichs ſtellt ſich das geiſtige Roßbach, welches Leſſing durch ſeine Dramaturgie den Franzoſen beigebracht hat, ebenbürtig an die Seite. Die franzöſiſchen Gelehrten und Dichter ſaßen in ihrer Unfehlbarkeit womöglich noch ſtolzer da als Ludwig XIV. auf ſeinem Thron. Aber ſiehe! da kam Leſſing und legte den Purpur ihrer Herrlichkeit ihnen als armſeligen Flitter vor die Füße. Was war es doch, was Voltaire an ſeiner „Semiramis" als etwas ganz außerordentlich Wirkungsvolles rühmte? Ein Geſpenſt tritt auf, am hellen Tage, in glänzender Verſammlung, allen Anweſenden ſichtbar. Das iſt doch wohl ſehr wirkungsvoll? Aber wie? wenn es ganz unnatürlich wäre? Leſſing weiſt in überzeugender Weiſe nach, daß die Darſtellung des Aberglaubens den Vorſtellungen des Aberglaubens folgen, daß alſo Geſpenſter entweder in die Einſamkeit und Schrecken der Nacht verlegt werden müſſen oder doch nur dem Schuldigen erſcheinen dürfen, dem ſie als Vertreter des ſchuldigen Gewiſſens ſeine Bluttaten vorhalten. Oder die Erſcheinungen ſind wirkſam in die

*) Gemeint iſt Abraham Gotthelf Käſtner (1719—1800), der in mehreren ſeiner Epigramme die Niederlage der Franzoſen zum Ausgangspunkt ſeines Spottes machte. (U.)

Handlung zu verflechten, indem sie als Opfer heimtückischer Bosheit die Lebenden auffordern, sie zu rächen. — Einheit des Ortes wollt ihr haben, ihr französischen Inhaber des unverfälschten Geschmackes, aber ihr verlangt doch nicht, daß um dieser äußerlichen Forderung willen Unmögliches geschehe, daß Personen handelnd an einem Orte auftreten, wo sie gar nicht hingehören? — Einheit der Zeit wollt ihr haben? Gut. Nur daß sich in eine bestimmte Zahl von Stunden nicht mehr zusammendränge, als sich während derselben möglicherweise ereignen kann. Ihr gründet Euch auf Konvenienz und savoir-vivre, das den Anstand zu wahren habe, und, statt den Schmerz zu zeigen, ihn mit rhetorisch-stoischen Floskeln umhüllt: wir verlangen das menschliche Herz zu sehen in seiner Wahrheit und Natürlichkeit, und wir wissen, daß nur an der Größe der Leiden sich die Leidensfähigkeit und Erhabenheit der Seele bemißt. Corneille stellt in seinen Stücken übermenschliche Heilige und unmenschliche Bösewichter nebeneinander und glaubt doch der Aristotelischen Forderung der Katharsis von Furcht und Mitleid gerecht zu werden. Wie absurd diese Meinung! Nur Menschen, die fühlen wie wir, die leiden wie wir, die handeln wie wir, können unsere menschliche Teilnahme erwecken, können unsere Furcht zur Gottesfurcht, unser Mitleid zum Erbarmen läutern. Kurz, Lessing weist den Franzosen fast überall nach, daß sie den Aristoteles mißverstanden haben, und brandmarkt ihr hohles Pathos als Unnatur. Diese Geistestat konnte natürlich nicht so schnell in die Masse des Volks dringen wie Friedrichs des Großen Kriegstaten, sondern sie beschränkte sich naturgemäß zunächst auf den Kreis der Gebildeten. Aber dafür ist ihre Nachwirkung auch um so gründlicher. Nach Roßbach war noch ein Jena möglich, nach Lessings Dramaturgie ist eine geistige Oberherrschaft der Franzosen nicht gut mehr denkbar.

Die Dramaturgie ist Lessings Hauptwerk gegen die Franzosen; aber auch in seinen anderen Werken macht es ihm ersichtlich Freude, wenn er die Franzosen in ihrer Geschmacksverirrung züchtigen kann. So verdanken wir einem ziemlich langen und derben Diskurs mit dem Grafen Caylus im „Laokoon" die grundlegende Unterscheidung zwischen poetischen und materiellen Gemälden, welche der gelehrte Franzose vollständig verwischt hatte.

Es wäre einseitig und würde der Wahrheit widersprechen, wollte man behaupten, daß Lessing dem französischen Geiste durchaus abwehrend gegenübergestanden habe. Im Gegenteil, wie Friedrich der Große zeitlebens ein Verehrer der französischen Kunst und Wissenschaft gewesen ist, so hat auch Lessing, was gesund war an dem französischen Wesen, willig anerkannt, hat sich offen als Schüler Diderots ausgegeben und zeigt in seinen eigenen Werken weit mehr Französisches als ein

überspanntes Nationalgefühl oft Wort haben will. Aber das alles kommt hier nicht in Betracht. Hier ist das einzig Entscheidende die Tatsache, daß Lessing uns von blinder Verehrung und sklavischer Nachahmung der Franzosen befreit hat.

Alle Siege Lessings, des Kritikers, würden jedoch nicht genügt haben, dem deutschen Volke das Bewußtsein seiner Kraft zurückzugeben, wenn Lessing nicht auch durch seine eigenen Leistungen auf dem dramatischen Gebiete seine Überlegenheit bewiesen hätte. Wie Friedrich der Große nicht sowohl wegen seiner Kriegstaten als wegen seiner Verdienste im Frieden den Namen des Großen erhalten, so ist auch Lessing hauptsächlich deshalb der nationale Dichter, weil er über dem Kampf mit dem Erbfeind die schöpferischen Arbeiten an dem eigenen Volke nicht vergessen hat.

Friedrich verdient den Namen des Einzigen schon durch die Art und Weise seines persönlichen Regiments. Er war unumschränkter Herrscher wie alle Fürsten seiner Zeit. Aber welcher Unterschied zwischen ihm und Herrschern wie Ludwig XIV., von denen es in Deutschland sehr viele gabl Je ohnmächtiger diese Scheingewalthaber, desto eifriger waren sie darauf bedacht, ihre Ohnmacht unter dem äußern Glanze einer lächerlichen Hofetikette zu verhüllen. Schamlos macht an ihren Höfen sich das Maitressen- und Intrigantentum breit, und nicht zum Heile, sondern zum Fluche des Volkes schienen sie zu herrschen, dessen Rechte sie doch mit Füßen traten, dessen Wohlstand sie doch brandschatzten, dessen Tugend sie doch nachstellten. Wie nun Friedrich durch sein bloßes Vorbild strenger Pflichterfüllung und Berufstreue, welche die Zucht und Arbeitsamkeit eines Bürgers mit der Weisheit eines Philosophen verband, dieses französierte Sybariten- und Sykophantentum richtete und der verdienten Verachtung preisgab, so hat anderseits Lessing nicht wenig dazu beigetragen, das Unwesen der Kleinstaaterei und ihre Liederlichkeit fortan unter den Deutschen unmöglich zu machen. Dies Verdienst gebührt seiner „Emilia Galotti". Lessing verlegt zwar die Handlung des Stücks nach Italien, aber deutsche Fürsten hatten ihm zum Porträt gesessen, und so sehr fühlten sie sich getroffen, daß die Aufführung der Tragödie an mehreren deutschen Höfen verboten wurde. Dieser Prinz von Guastalla, der mit Vergnügen ein Todesurteil unterschreiben will; der eine Bittschrift genehmigt, bloß weil die Bittstellerin den Namen seiner Geliebten trägt; der das Glück einer ehrenwerten Familie untergräbt, um dem Kitzel der Wollust zu frönen; dieser Fürst mit seiner Verachtung alles göttlichen und menschlichen Rechts, der aber den Anstand ängstlich beobachtet: dieser Fürst ist das Abbild von Fürsten, wie sie in Württemberg und Baden, in Hessen und anderswo den deutschen

Namen schändeten, und von denen man, dank Friedrich dem Großen und Lessing, jetzt kaum noch begreift, daß ihre französische Gewissenlosigkeit jemals in unserm ehrbaren Deutschland möglich war.

Das Werkzeug in Friedrichs Hand, das Heer, mit welchem er jene Wunder der Tapferkeit verrichtete, darf seinem Materiale nach durchaus nicht mit unserm jetzigen Nationalheere, dem Volke in Waffen, verglichen werden. Die Soldaten waren vielmehr durchweg angeworbene Söldlinge, aus aller Herren Ländern zusammengelaufen und zum großen Teile, wenigstens anfangs, auch nur durch die äußersten Mittel barbarischer Disziplin zusammenzuhalten. Aber um so bewundernswürdiger, was Friedrich aus solchem Material durch den bloßen Glanz seines Namens zu machen gewußt hat. Wie sehr sich der Soldatenstand unter ihm gehoben, erkennt man am besten, wenn man denselben neben die zuchtlosen Mordbrenner hält, wie sie unter einem Wallenstein und Tilly das Land verheerten. Unter Friedrich verbreitete sich Ehrgeiz und Ehrenhaftigkeit immer breiter bis in die untersten Schichten des Heeres und halfen eine Zeit herbeiführen, wo der Kriegsdienst die beste Schule der Nation werden sollte. Das Hauptmittel nun, welches Friedrich anwandte, um in dieser Weise das Heer und mittelbar die Nation zu heben, war, daß er die Offizierstellen dem Adelsstande offen erhielt. Man kann es beklagen, daß der Adel durch den Absolutismus um seine Selbständigkeit gebracht wurde, aber man muß es für einen Segen erachten, daß er durch Friedrich den Großen in den höhern Kriegs- und überhaupt in den Staatsdienst gezogen wurde.

Auch auf diesem Wege nationaler Erhebung begleitete der Dichter den König, ja Lessing wurde in diesem Punkte unmittelbar durch Friedrichs des Großen Tätigkeit zur dramatischen Dichtung angeregt. Des „Philotas", in welchem Lessing seinen Freund, den Major von Kleist, verherrlichte, sei nur beiläufig gedacht. Aber mit welchem Behagen mußte es die Nation erfüllen, wenn sie in „Minna von Barnhelm" das Selbsterlebte mit den frischen Farben der Wirklichkeit vor sich sah! Der große König selbst freilich bleibt hinter der Scene, aber sein Gerechtigkeitssinn bringt die Handlung zu dem erwünschten Abschluß, und sein Geist beseelt alle Vertreter des Heeres, vom Major herunter bis zu seinem Wachtmeister und zu seinem Burschen. Wie feinfühlig und ehrenhaft dieser Major, der lieber auf das Glück des Lebens verzichten als seine Braut an einen Unglücklichen ketten will! Stramm und steif ist dieser Werner im Gamaschendienst, aber er hat sich unter einem barschen Äußern ein weiches Gemüt bewahrt, das zu jeder Aufopferung fähig erscheint. Just ist nicht frei von den Fehlern seines Standes, aber er stellt alle Mängel seines Charakters in den

Schatten durch den einen schönen Zug, daß er seinen Herrn im Unglück nicht verlassen will. Diese Vorzüge des deutschen Nationalcharakters: Ehrenhaftigkeit, Gemütstiefe und Anhänglichkeit treten in ein um so helleres Licht, als der Dichter ihnen einen der vielen Abenteurer gegenüberstellt, von denen Deutschland damals überschwemmt war. Die köstliche Figur des Riccaut de la Marlinière mit seiner Großtuerei bei aller Erbärmlichkeit, mit seinem feinen Benehmen und seiner unedlen Gesinnung, zeigt am besten, wie sehr das deutsche Nationalgefühl sich gehoben hat.

Wenn Friedrichs des Großen Großtaten die endgültige Regelung der deutschen Anarchie, durch Übernahme der Führung Deutschlands durch Preußen, wirksam vorbereitet haben; wenn er am Ende seines Lebens die Genugtuung hatte, im deutschen Fürstenbund der österreichischen Oberherrschaft und Willkür entgegenzutreten: anfangs schienen doch seine Kriege der deutschen Einigung eher hinderlich als förderlich zu sein. Denn höher als seit langen Zeit gingen die Wogen des Hasses der deutschen Stämme gegeneinander; war ja doch, wie nicht zu leugnen, der Siebenjährige Krieg zum Teil wenigstens ein Bürgerkrieg. Auch hier verdient Lessings „Minna von Barnhelm" ruhmvolle Erwähnung, indem er wirksam nachwies, daß trotz der Aufregung des Augenblicks doch die deutschen Stämme brüderlich zusammengehören. Denn die ebenso klugen wie liebenswürdigen Landsmänninnen aus Sachsen lassen nicht nach, bis sie ihre Sieger, die stolzen Preußenherzen, durch ihre Liebe besiegt und durch die Ehe an sich gefesselt haben.

Als letztes, aber nicht als geringstes Verdienst um die deutsche Einigung, in welches Lessing und Friedrich der Große sich teilen, muß ihre religiöse Einwirkung auf die Zeitgenossen angesehen werden. Seitdem die Habsburgischen Kaiser sich dem Geiste der Nation, welche der Reformation zugefallen war, widersetzt haben, ist durch eine Gegenreformation Deutschland in zwei kirchliche Heerlager gespalten, deren Zwist mehr als einmal den Bestand der Nation in Frage gestellt hat. Darum tut uns noch mehr als anderen Völkern religiöse Toleranz not. Es ist daher Friedrichs Grundsatz: „In meinen Staaten kann jeder nach seiner Façon selig werden", so oft er auch als Deckmantel religiöser Gleichgültigkeit mißbraucht wurde, für die Nation ein Segen geworden, indem er allen Bürgern des Staates, gleichviel welchen Bekenntnisses, gleiche Bürgerrechte zusicherte. Auch hier wieder trat der staatlichen Wirksamkeit des philosophischen Königs die geistig überzeugende Tätigkeit des philosophischen Dichters ergänzend zur Seite. Denn in „Nathan der Weise" befreite uns Lessing von dem Banne des Buchstabens, stellte die Ergebenheit in Gott höher als

das Wähnen über Gott und riet jedem Bekenntnis, die Göttlichkeit seines Ursprungs durch die Liebe zu erweisen, deren es sich würdig mache.

Nachdem im vorstehenden die nationale Wirksamkeit der beiden großen Männer in den Hauptzügen ihrer Verwandtschaft beleuchtet worden ist, mag zum Schlusse ein Ausblick auf ihre persönliche Stellung zu einander und zur nationalen Erhebung gestattet sein. Es hat etwas Tragisches, daß der große König nach einem Tagen des deutschen Geistes noch zu einer Zeit ausschaute, als dasselbe durch Lessing und seine Nachfolger längst herbeigeführt war. Es hat nicht minder etwas Tragisches, daß der große Dichter wohl die Person des Königs würdigte, aber doch die historische Bedeutung des Siebenjährigen Krieges nicht zu würdigen im stande war, und daß er den Patriotismus in unserm Sinne noch an einem Gleim als beschränkten Standpunkt tadelte. Die deutsche Nation war eben so sehr ihrem eigenen Werte entfremdet, daß wir selbst die Helden, die sie wieder aufgebaut haben, noch zum Teil von unpatriotischem Weltbürgertum erfüllt sehen. Aber jetzt, wo aus Friedrichs mühsamer Arbeit ein nationales Kaisertum heraufgewachsen ist, das unser Volk mit nie geahnter Herrlichkeit umstrahlt; jetzt, wo aus Lessings Geist eine Fülle geistigen Lebens geboren ist, um deswillen allein man schon den hohen Vorzug begreift, als Deutscher geboren zu sein: jetzt ist es an uns, ihren dankerfüllten Enkeln, die Arbeit des Geistes in den Dienst des Vaterlandes zu stellen und den patriotischen Sinn durch geistige Interessen zu betätigen.

W. Vigelius.

84. „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein."

(Goethes Tasso II. 1.)

Freiheit! Zauberwort! Dein bloßer Hauch ist Erquickung für das vielgeplagte Geschlecht der Menschen. Dich preist der Knabe, wenn er für kurze Wochen dem engen Schulzimmer entflohen ist und mit erfrischter Lunge die Luft des heimatlichen Waldes atmet; dich auch der gereifte Mann, wenn er, fern von Schreibtisch und Akten, durch das dampfende Tal den blauen Bergen zuwandert. Der rothäutige Jäger, der durch die Prairie schweift, jauchzt dir entgegen, und der Sohn der Kultur widmet dir tiefempfundene Lieder!

Ohne die Freiheit, scheint es, ist wahres Menschenglück nicht denkbar und das Leben nicht lebenswert. Und doch läßt Goethe seinen Tasso in einem Augenblick ruhigster Betrachtung sagen: „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein." Was Tasso sagt, das hat Goethe gedacht und empfunden, und das zu einer Zeit, als Kant in Königsberg die neue Lehre von der menschlichen Freiheit verkündigte

und nach ihm Schiller, sein begeisterter Schüler, selbst dem in Ketten geborenen Sklaven die tröstende Botschaft zurief, daß er zur Freiheit berufen sei: Also der Mensch ist eigentlich doch nicht frei? Nicht einmal geboren, d. h. seiner Natur nach bestimmt zur Freiheit? Prüfen wir unbefangen unsere Natur und unser Leben; denn jede Wahrheit, auch die trübe, ist besser als ein glänzender Irrtum.

Der Körper, ja — das müssen wir zugeben — der Körper ist ein Hemmnis unserer Freiheit. Unser Wohlbefinden ist abhängig von der Witterung, vom Klima, von der Beschaffenheit der Speisen und Getränke und von dem richtigen Maß im Genuß derselben. Allnächtlich naht uns der Schlaf, dessen Herrschaft, so sanft und milde sie auch ist, selbst der stärkste Wille nicht abschütteln könnte; auch ungebeten kommt er und ruft uns ab von Arbeit und Genuß. Und fühlen wir einmal den Faustischen Trieb, uns in die reineren Lüfte emporzuschwingen, so werden wir nur zu bald der Fessel inne, welche das Gesetz der Schwere um alles Irdische schlingt. Auch der kühnste Luftschiffer darf nicht in ziellose Fernen des Himmels segeln; wie an einem unsichtbaren Seil hält Mutter Erde den verwegenen Flüchtling fest. Und wohl ihm, daß er gebannt ist an die mütterliche Atmosphäre, denn im reinen Äther würde er den Tod atmen.

Ungleich freier und selbständiger ist unser Geist. Weit über den Bereich der Sinne hinaus dringt der menschliche Gedanke und durchmißt unendliche Räume der Schöpfung. Er steigt in alle Tiefen der Erde hinab und spürt mit immer wachsenden Erfolgen dem Geheimnis des Werdens und Entstehens aller Dinge nach. Aber — und auch das muß eingeräumt werden — ganz unbeschränkt ist auch die Freiheit des Geistes nicht, und wenn er im Bewußtsein der Kraft wenig achtet des gebrechlichen Körpers, der seine Wohnung ist, so gilt auch von ihm das Wort Lessings: „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten." In Stunden tiefster Selbsterkenntnis werden wir dann um so schmerzlicher auch an unsere geistige Unfreiheit erinnert. Die Sinne, welche der Geist so oft als stumpf und trügerisch mißachtet hat, erweisen sich dann gerade als die einzigen Mittel der Erkenntnis. Denn auch die abstraktesten Folgerungen hängen durch eine lange Schlußkette mit Sätzen zusammen, die aus der sinnlichen Wahrnehmung stammen. Dann erscheint uns wohl der Körper als ein Gefängnis, in welches der hinausstrebende Geist gebannt ist und durch dessen Fenster, die Sinne, er nicht die Dinge an sich, sondern nur ihre Erscheinungen erkennen kann.

Aber unser Handeln ist doch frei? Rühmen wir uns nicht, freie Bürger eines freien Staates zu sein? Schützt das allmächtige Gesetz uns nicht vor Willkür und Gewalttat? Wohl, aber es bindet

uns auch, und neben dem Staatsgesetz — wie viele andere Mächte bedrängen und verkümmern unsere Freiheit von Jugend auf!

Als Kinder haben wir dem Gebote der Eltern zu gehorchen, und zu diesen Gebietern gesellen sich bald, wenn wir heranwachsen, die Lehrer und Erzieher. Gerade das, was wir am meisten wünschen und begehren, wird uns oft untersagt. Und nicht nur verderbliche Willensrichtungen werden von Haus und Schule bekämpft; auch an sich berechtigte Neigungen müssen um des höhern Erziehungszweckes willen lange Zeit hintangehalten werden. Der für die Tonkunst schwärmende Knabe wird oft unliebsam aus seinen Phantasien am Klavier oder aus seiner vertrauten Zwiesprache mit der Geige aufgeschreckt, um sich seinen Schularbeiten zu widmen. Der lyrische Träumer darf nicht lange in Geibels weichen Reimen schwelgen oder in Platens klangreichen Rhythmen oder gar in eigenen poetischen Versuchen. Der philosophische Kopf muß vorerst auf die Lösung tiefsinniger Probleme verzichten, um seine Geisteskraft an mathematischen Aufgaben oder lateinischen Stilübungen zu versuchen. — Endlich ist die Zeit des Schulzwangs überstanden, und du atmest voller Behagen die Luft der Freiheit. Aber wie bald erweist sich die ersehnte Freiheit als eine Illusion, als eine Fata Morgana, die beim Herannahen in nichts sich auflöst! Willst du in die Armee eintreten, wo Glanz und Ehre dir winkt? Wohl! Wie gut steht dir das schmucke Kriegerkleid! Und wie stolz und frei darfst du jetzt mit männlichen Zügen die so lange verbotene Cigarre rauchen! Aber — gar bald merkst du, daß so eng, wie der Kragen deiner Uniform, auch das Reich deiner Freiheit ist. Jetzt gilt es, im Sonnenbrand zu marschieren, Wache zu stehen in Nacht und Wind, durch die Kraft des Willens die heranschleichende Müdigkeit hinwegzuscheuchen, den rauhen Tadel des Vorgesetzten schweigend zu ertragen, ohne mit der Wimper zu zucken. Das Antlitz der Pflicht, vordem so freundlich und milde, wird kalt, streng und drohend. Nein, die Freiheit hast du nicht gewonnen, sondern nur ein Joch mit einem andern vertauscht. Oder willst du lieber im Handelsstande Geld und Gut erwerben? Oder als Landwirt auf ererbtem Grund und Boden dein Glück erbauen? Hier wirst du von Regen und Sonnenschein, dort oft von der Laune des Zufalls und dem unsichern Stande der Welthändel oder gar von der Gunst der Kunden abhängen. Hier wie dort erwartet dich Arbeit und der ruhelose Kampf ums Dasein. Um das Schiff des Kaufmanns wie um das wohlgepflegte Roß des Gutsherrn schweben die Sorgen her.*)

*) Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her.
Schiller, Das Siegesfest. (U.)

Nur durch Umsicht, Wachsamkeit und gründliche Erforschung der schwankenden Handelsverhältnisse gelingt es dem Geschäftsmann, günstige Einkäufe abzuschließen; nur durch pünktliche, sorgfältige und treue Ausführung der Aufträge kann er seine Kunden an sich fesseln oder neue gewinnen und die Mitbewerber aus dem Felde schlagen. Und der Landwirt? Selbst wenn der Regen seine Saaten tränkt und im Sonnenstrahl vielverheißend seine Ähren reifen, darf er dann im Vollgefühl seines Besitzes gemächlich ausruhn? Will er vorwärts kommen, so wird ihm wenig Zeit zum Müßiggang oder anderweitiger Tätigkeit bleiben. Um den Fleiß seiner Leute zu fördern, muß er selbst fleißig sein, selbst früh aufstehn, selbst Umschau halten in Scheunen und Ställen, in Feld und Wald. Denn nur das Auge des Herrn, heißt es, macht die Herde fett. — Aber am meisten lockt dich wohl die vielgepriesene akademische Freiheit. Ach, sie ist sehr kurz und rächt sich grausam, wenn du sie zum Müßiggang mißbrauchst. Die bevorstehende Not der Examina wirft ihren Schatten voraus und dämpft die überquellende Freiheitslust des Studenten. Soll ich nun von den tausend Pflichten des Amtes sprechen, welche uns wie ebenso viele Fesseln binden, wenn sie auch — gottlob! — nicht immer als solche empfunden werden? Soll ich von den weiteren und höheren Pflichten gegen den Staat sprechen, welchem wir durch Gehorsam gegen die Obrigkeit, durch Soldatendienste, durch mancherlei Lasten und Ehrenämter, endlich durch Geldsteuern den Dank für den Schutz abzustatten haben, den er uns gegen äußere und innere Feinde gewährt? — Aber selbst damit ist der Kreis unserer Pflichten nicht geschlossen. Wer in der Gesellschaft und in der Öffentlichkeit leben will, sieht sich in seinem Handeln allenthalben durch den Zwang der Sitte und durch zahllose kleine Rücksichten eingeschränkt, die er gegen seine Mitmenschen zu beobachten hat. Die Pflicht der Höflichkeit bestimmt ihn, ein hartes Urteil über andere, mag es noch so gerecht sein, im Ausdruck zu mildern oder ganz in der Brust zu verschließen. Der Takt gebietet ihm, im gesellschaftlichen Verkehr Augen und Ohren offen und seine Zunge im Zaum zu halten, um nicht durch ein freies, wenn auch gutgemeintes und an sich harmloses Wort leichtempfindliche Gemüter zu verletzen oder gar mit nachhaltigem Groll zu erfüllen. Lustwandelst du mit guten Freunden durch die Hauptstraße oder auf der Promenade, so gehe nicht achtlos an den Spaziergängern vorüber, von denen mancher deinen respektvollen Gruß erwartet, lache nicht zu laut selbst über einen guten Witz und hüte dich ja, durch lebhaftes Schwenken der Arme dein Freiheitsgefühl dem hundertäugigen Publikum zu verraten. Das alles verlangt die Klugheit und die gute Sitte. Und doch ist auch dies noch nicht genug.

Wenn du auch auf alle Gesetze und Pflichten, auf alle Sitten und Satzungen, auf alle Urteile, Gefühle und Stimmungen der Menschen achtest, so läufst du doch vielleicht Gefahr, ein Gebot zu verletzen, das nur du allein vernimmst. Denn leise und dir fast unbewußt, und doch verständlich genug, mahnt und warnt dich das Gewissen, wenn selbstsüchtige Triebe dich zu Handlungen fortzureißen drohen, die zwar der öffentlichen Rüge entrückt sein mögen, aber nicht vor dem in dir waltenden Vernunftgesetz bestehen können. Dieses befiehlt dir, die Lüge zu verschmähen, auch wo sie nicht entlarvt werden kann, den Mühseligen und Beladenen zu helfen, auch wo du auf keinen Lohn bei den Mitmenschen zu rechnen hast, das dir zugefügte Unrecht nicht mit gleichem Unrecht zu erwidern, auch wo die Welt dich nicht tadeln würde. Also zu den vielen Schranken, mit denen die Außenwelt das Gebiet deiner Freiheit einengt, errichtest du selbst noch eine, die oft sich stärker erweist, als alle anderen, und mitunter — gestehe es nur! — dir selbst, d. h. deinen augenblicklichen Wünschen und Neigungen, recht lästig fällt.

So gibt es also wirklich keine Freiheit auf Erden, und Kants Lehre ist eitel Träumerei und selbst im besten Falle ein frommer Wunsch? Nein, so seltsame Widersprüche können nur durch verschiedene Auffassung des vieldeutigen Wortes „Freiheit" hervorgerufen sein. Sagt doch Schiller selbst nicht nur: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei", sondern ein anderes Mal auch: „Freiheit ist nur in dem Reich der Träume." Daß es eine absolute Freiheit nicht gibt, das leuchtet, so hoffe ich, nach dem Gesagten auch dem ein, der sich gern hinter stolzen Dogmen verschanzt und mit tönenden Schlagwörtern streitet. Wenn wir dennoch oft das Wort „Freiheit" im Munde führen, so verstehen wir in der Regel darunter nur die Unabhängigkeit von irgend einer bestimmten Macht, die wir hinzudenken, ohne sie zu nennen. Als frei bezeichnen wir z. B. ein Volk, das sich nicht dem Willen eines fremden fügt, sondern lediglich nach eigener Neigung und Geistesart sein Leben gestaltet, aber auch — in anderm Sinne — ein solches, das in sich durch Ordnung, Recht und Gesetz vor despotischer Willkür geschützt ist. Frei heißt nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch einmal jeder Mensch, der keines andern Eigentum ist, dann auch jeder Bürger eines modernen Verfassungsstaates, ein drittes Mal jeder, der infolge seiner persönlichen Stellung die Gunst der Mächtigen oder überhaupt der Menschen entbehren kann.

Diese alle sind nicht frei im Goetheschen Sinne. Nun gibt es aber noch eine andere höhere Freiheit, die des Willens, welche uns in allen Lebenslagen fähig macht, das zu tun, was wir in unserm sittlichen Bewußtsein für recht und notwendig erachten. Diese

Freiheit ist es, welche Kant und Schiller lehren. Wir genießen sie aber nicht als ein fertiges Geschenk der Natur. Erst in strenger Selbstzucht, in hartem Kampfe mit unlauteren Gefühlen und Neigungen gelingt es, unserm Willen allmählich eine so sichere und unbeirrbare Richtung zu geben, daß weder selbstische Wünsche noch äußere Gewalt ihn von dem als richtig erkannten Ziele ablenken können. Diese Freiheit, die edelste, welche dem Menschen beschieden ist, kannst auch du erlangen. Nach ihr sollst du unablässig ringen: denn sie ziert den König wie den geringen Mann; sie gibt frohen Mut zur Arbeit und erfüllt dich mit jener Selbstachtung, welche die sicherste Grundlage der Zufriedenheit ist. F. Bahnsch.

85. Mit welchem Rechte darf der Goethesche Egmont als Märtyrer der niederländischen Freiheit angesehen werden?

Dem Helden des Goetheschen Trauerspiels „Egmont" erscheint, dem Zuschauer sichtbar, unmittelbar ehe er zum Tode abgeführt wird, ein Traumbild, in welchem die Freiheit in seines Klärchens Gestalt ihm einen Lorbeerkranz reicht. Sie erkennt ihn damit als ihren Kämpen an, seinen Tod auf dem Schafott als einen Sieg im Kampfe für die Freiheit. Daß der Dichter mit dieser Erscheinung, die bekanntlich von seinem großen Kunstgenossen wegen des „Saltomortale, durch den wir mitten in die Opernwelt versetzt werden", ernstlich beanstandet wird, mehr bezwecke, als nur „einen Traum", d. h. eine bloß subjektive Vorstellung sehen zu lassen, dürfte man schon aus dem Außerordentlichen der Scene selbst schließen und annehmen, daß er, indem er den Zuschauer zum unmittelbaren Zeugen der Vision macht, auch diesen zu einer ähnlichen Auffassung hinleiten, daß er die subjektive Vorstellung Egmonts als objektiv begründet erscheinen lassen will.

Für das Verständnis der Tragödie überhaupt und für die Würdigung des Helden insbesondere ist es von großer Bedeutung, ob wir die Auffassung, daß Egmont als Kämpfer für die Freiheit der Niederländer sterbe, auch zu der unsrigen machen dürfen oder nicht. Um in dieser Frage ein sicheres Urteil zu gewinnen, werden wir, gänzlich absehend von allen historischen Vorgängen, die nicht in unserer Tragödie selbst dargestellt oder angedeutet sind, nur innerhalb der Dichtung selbst die Anhaltspunkte der Beurteilung suchen.

In der ersten Unterredung mit dem vertrauten Machiavell äußert die Regentin sich gereizt über Egmont, beklagt sich über manches in seinem Benehmen: Sorglosigkeit, Nachlässigkeit, Stolz werden ihm zur Last gelegt, die Gefahr, die er gegen sich heraufbeschwöre, wird hervorgehoben; aber eine weitergehende, der spanischen Herrschaft ernstlich

feindſelige Abſicht ſchreibt ſie ihm nicht zu; das Höchſte in dieſer Beziehung iſt: „er hat ſich vielleicht heimlich gefreut, daß wir etwas zu ſchaffen haben."

Bei dem erſten Auflaufe in Brüſſel, zu deſſen Zeugen uns der Dichter macht, tritt Egmont beruhigend auf. Kein Wort, das man als illoyal bezeichnen könnte.

In der Unterredung mit ſeinem Sekretär läßt ſich Egmont ganz vertraulich aus: wir erfahren von manchem, was bei dem ſpaniſchen Hof Anſtoß erregen kann; von planmäßiger Tätigkeit zur Brechung der ſpaniſchen Herrſchaft aber erfahren wir nicht das mindeſte. Eine einzige Äußerung könnte auf ſtolzere, gefährlichere Pläne ſchließen laſſen: „Ich ſtehe hoch und kann und muß noch höher ſteigen u. ſ. w." Wie gefährlich dieſe Worte für den Sprechenden ſein können, deutet uns der Ausruf des Sekretärs an: „O Herr! Ihr wißt nicht, was für Worte Ihr ſprecht! Gott erhalt' Euch"; zugleich aber, daß der Sekretär ſie nur als Ausdruck momentaner Aufwallung ſtolzer Hoffnung, nicht als verräteriſches Zeichen eines geheimen Planes auffaßt. Jedenfalls erfahren wir in dem ganzen Drama von keiner Tat, die in Zuſammenhang mit dieſer Äußerung gebracht werden könnte; wir dürfen ihr alſo wohl nicht die Bedeutung beimeſſen, als ob Egmont etwas wie Abfall von Spanien plane.

Jeden Zweifel daran, daß er im Grunde ſeines Herzens dem Könige treu ergeben iſt, nehmen ſeine eigenen Worte. In der Unterredung mit Oranien, in welcher die Freunde die geheimſten Gedanken tauſchen, ruft er aus: „Und hat der König treuere Diener als uns?" Wo iſt, ſo kann man fragen, der Kämpe der Freiheit? Dieſer „Kämpe der Freiheit" geht von der ernſten Unterredung, die Sorgen, die ihm Oraniens Worte eingeflößt haben, „den fremden Tropfen in ſeinem Blute wegzubaden", — zum Liebchen. Wir brauchten nicht mehr aus ſeinem Munde zu hören, wie verdrießlich ihm die Geſchäfte ſind, oder ſeine Urteile über das Volk, das nicht wiſſe, was es wolle, über die Menge, mit der nichts anzufangen ſei, zu vernehmen, um abermals zu fragen: Das ſoll der Kämpe für die Freiheit ſein? Möchte es ihm hingehn, daß er, um in ſeiner Lebensluſt nicht geſtört zu werden, ſich die Sorge um ſein Leben aus dem Sinne ſchlägt; aber verſäumt er nicht damit eine Pflicht, die ihm Oranien entgegengehalten: „Ziemt es ſich, uns für Tauſende hinzugeben, ſo ziemt es ſich auch, uns für Tauſende zu ſchonen"? Welches Verdienſt hat es, wenn Egmont Alba gegenüber in ſtolzen Worten ſeiner Freiheitsliebe Luft macht? Egmont ſpricht für die Freiheit, Oranien handelt: nicht Egmont, Oranien iſt der Held, der die Freiheit rettet.

So etwa möchte eine Ausführung der aus der Betrachtung des

Stückes ſelbſt ſich ergebenden Gründe gegen die Anerkennung Egmonts als Helden der Freiheit lauten. Aber nicht lange dürften wir uns durch dieſelbe irre machen laſſen; denn wichtige Gründe für eine andere Auffaſſung liegen nahe, entweder in unſerer unmittelbaren Einſicht oder in Andeutungen des Dichters, die dieſer ſelbſt oft dicht neben die Stellen gelegt hat, aus welchen obige Argumente geholt ſind.

Zunächſt beruht der Einwand, den man von der Loyalität Egmonts herleitet, auf einer Begriffsverwechſelung. Denn um für die Freiheit zu ſtreiten, braucht man nicht ein illoyaler Untertan oder gar ein Empörer zu ſein. Mancherlei hat Egmont in der Überzeugung, damit in echter Treue gegen den König zu handeln, getan, was dem Deſpoten Philipp anſtößig, der Freiheit förderlich war. Seine Tiſchreden, ſeine offenen Verbindungen mit dem Adel, ſein freies Weſen haben den Geiſt der Freiheit in weiten Kreiſen erhalten; daher der Groll der ſpaniſchen Partei, welche deſpotiſch regieren will, daher Margaretens Worte: „haben uns mehr geſchadet u. ſ. w.“

Seine Tätigkeit als Statthalter iſt von freiſinnigem Geiſt geleitet und, ohne daß er eine Pflicht gegen Philipp verletzte, geeignet, den Spaniern ihre Übergriffe zu erſchweren.

Auf die oben angezogene Frage Egmonts: „Hat der König treuere Diener als uns?“ antwortet Oranien: „Wir dienen ihm auf unſere Art; und untereinander können wir geſtehen, daß wir des Königs Rechte und die unſrigen wohl abzuwägen wiſſen.“ Egmont erkennt dies als richtig an: „Wer tut's nicht? Wir ſind ihm untertan und gewärtig in dem, was ihm zukommt.“ Die in dieſen Worten liegende Einſchränkung der Rechte des Königs ermöglicht es ihm, bei aller Treue gegen dieſen für die Rechte und die Wohlfahrt ſeines Landes einzutreten.

Doch wozu alle Einzelheiten aufführen, in denen Egmont als Streiter für das Recht der Niederländer erſcheint: die Unterredung mit Alba allein genügt. Denn nicht leere Worte ſpricht Egmont, obwohl er am Ende unmutig ſich äußert: „Die Luft hab' ich erſchüttert, weiter nichts gewonnen.“ Denn ſeine Worte ſind Taten. Erſtens wird der Deſpotismus, da ſeine Gründe widerlegt ſind, genötigt, auf die ultima ratio des Deſpotismus: „Der König will's“ zu rekurrieren. Zweitens enthalten ſie die mutige Weigerung Egmonts, zum Werke des Deſpotismus mitzuwirken. „Fordere unſere Häupter, ſo iſt es auf einmal getan. Ob ſich der Nacken dieſem Joch beugen, ob er ſich vor dem Beile ducken ſoll, kann einer edlen Seele gleich ſein.“

So viel ergibt ſich aus dem Bisherigen ſchon mit Sicherheit, daß Egmont den freiheitsfeindlichen Beſtrebungen Philipps im Wege ſteht, nicht bloß durch unüberlegte Handlungen, die keinen ſittlichen

Wert hätten, sondern bewußt der Aufgabe und mit Nichtachtung der persönlichen Gefahr. Es bleibt nur noch der Vorwurf, den man aus seiner Sorglosigkeit und Unlust an ängstlicher Überlegung erheben kann. Man gibt zu, daß in Momenten, wo Feuer und Kühnheit entscheidet, er seine Schuldigkeit tut, betont aber, daß er seinem Temperamente keinen Zwang antun mag, um mit Beharrlichkeit und der durch die Umstände zur Pflicht gemachten Vorsicht seine Aufgabe zu erfüllen. Aber dieser Vorwurf ist in mehrfacher Hinsicht nicht gerechtfertigt. „Es kann der Mensch von sich selbst nicht scheiden."*) Das ist einmal Charaktereigenschaft des Mannes, kühn zu handeln und nicht ängstlich zu überlegen: diese Eigenschaft wird für Egmont freilich verderblich, aber sie darf nicht als eine sittliche Schuld betrachtet werden, die seinem wirklichen Verdienste den Wert nehmen könnte.

Denn sie hängt mit seinem edlen, ritterlichen Wesen innig zusammen. Das offene, freie Herz ohne Hinterhalt sucht auch in anderen keinen Falsch, am wenigsten glaubt er seinen Monarchen unehrenhafter Taten fähig. Wenn ihm sein Vertrauen in die Ehre des Königs den Untergang bereitet, wer mag ihn schuldig sprechen und nicht den, der dies Vertrauen täuscht?

Und dieses Vertrauen, so schlecht gegründet es ist, dem Könige nicht zu verweigern, bevor dieser es offenbar enttäuscht, hat er noch einen Grund, der wieder auf eine edle Seele weist. „Wenn wir dem Könige uns entziehen", so ungefähr spricht er zu Oranien, „so sind wir es, die den Krieg anfangen; um unsertwillen müssen Tausende leiden."

„Aber der Ausgang entscheidet doch eben für Oranien." Nur mit Einschränkung kann ich das gelten lassen. Oranien hat allerdings richtig vorausgesehen; aber ohne den Verrat, den der König an dem arglos vertrauenden Egmont begeht, wäre die Berechtigung zum Widerstande gegen Philipp nicht so unwidersprechlich aller Welt dargetan. So sanktioniert Egmonts Tod, indem der Absolutismus sich unverhüllt zeigt, das Recht der Niederlande bei der Mit- wie bei der Nachwelt; er erst führt dem Oranien die Arme zu, die diesem den Sieg erkämpfen helfen. Und in diesem Sinne erscheint Egmont nicht als Opfer eigener Schuld, sondern als Märtyrer der Freiheit, dessen Tod dieser zum Siege verhilft. F. Schöntag.

86. Inwiefern bedarf der Dichter des Helden und der Held des Dichters?

Die Mahnung Schillers (Jungfrau von Orleans I, 2), daß Sänger und König, da sie auf der Menschheit Höhen wohnen, miteinander

*) Goethe, Tasso I. 2.

gehen ſollen, finden wir im Laufe der Jahrhunderte wiederholt befolgt. Der Kaiſer Auguſtus und ſein ihm eng befreundeter Staatsmann Mäcenas ſind in unſerer Vorſtellung faſt untrennbar von den Dichtern Horaz und Vergil. Der Hof der Landgrafen von Thüringen auf der Wartburg, der der Babenberger zu Wien, das Hoflager der hohenſtaufiſchen Kaiſer waren die Sammelpunkte jener Sänger, die bald der Minne Lob und des Lenzes Anmut beſangen, bald ihre Saiten zu vollerem Klange anſtimmten, um höhern Schwunges die gebenedeite Gottesmutter und den Weltheiland ſelbſt zu preiſen. Mit dem Namen Ludwigs XIV. verbindet ſich der der Dichter Racine, Corneille und Molière, und wer würde des Herzogs Carl Auguſt von Weimar gedenken, ohne des Dichterpaares Goethe und Schiller ſich zu erinnern, und umgekehrt?

Woher, fragen wir, dieſer innige Zuſammenhang zwiſchen dem Sänger und dem König oder Fürſten oder, in weiterer, allgemeinerer Auffaſſung, einem Helden, der durch hervorragende Taten ſich um ſein Volk verdient gemacht hat, der, ausgezeichnet durch ſeine Charaktereigenſchaften und ſeine Tätigkeit, es den Beſten ſeiner Zeit zuvorgetan hat? Dichter und Held ſind aufeinander angewieſen, es bedarf der eine des andern.

Es bedarf zunächſt der Sänger des Helden. Mag auch der Dichter im hohen Schwunge ſeiner Phantaſie, in ſeiner ſchöpferiſchen Geiſteskraft Heldengeſtalten mit herrlichen Taten ohne jede Beziehung auf die Wirklichkeit uns vor die Seele zaubern können, ſeine Geſtalten werden doch immer nur weſenloſe Schattenbilder, leere Phantaſiegebilde ſein, die für uns keine nennenswerte Bedeutung und keinen eigentlichen Wert haben, da ſie, wie der Wirklichkeit, ſo der Wahrheit entbehren. Das Reich der Dichtung iſt aber, wie mit Recht Chamiſſo ſagt, „das Reich der Wahrheit"; daher mahnt auch A. W. Schlegel den Dichter:

Faß in deinen Buſen
Der Dinge reines Bild! Die göttlichſte der Muſen
Iſt Wahrheit. Ohne ſie iſt dein Gedicht nur Schall.

Einen Beleg für die Wahrheit dieſer letztern Behauptung gibt uns Klopſtock in ſeinem „Meſſias", indem er in dem zweiten Teile dieſes Werkes ſich ſo ſehr von der Wirklichkeit entfernt, daß ſeine Phantaſiegebilde geradezu geſtalt- und haltlos werden; zieht er doch, um mit Schiller zu reden, „allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geiſt zu machen, ſo wie andere Dichter alles Geiſtige mit einem Körper bekleiden". Wie anders dagegen Homer! Seine hohen Helden, wie einen Achilles, Hektor, Agamemnon, Odyſſeus u. ſ. w. hat er als wirkliche Geſtalten, wenn er ſie auch poetiſch verklärt, der

Überlieferung, der Sage entnommen, so daß wir sie als natürliche, lebenswahre Personen erfassen. Mit Recht sagt daher Eichendorff:

Nicht Träume sind's und leere Wahngesichte,
Was von dem Volk den Dichter unterscheidet.
Was er inbrünstig bildet, liebt und leidet,
Es ist des Lebens wahrhafte Geschichte.

Des Lebens wahrhafte Geschichte wird aber dem Dichter vorzugsweise geboten in dem Streben und Wirken der Helden, wie es die Geschichte, wie es die Volkssage ihm überliefert. Diese heldenhaften Gestalten, ihre Taten und ihre Charaktere geben ihm den festen Stoff, die sichere Grundlage für seine Dichtung, befruchten einerseits seine Phantasie, die den Stoff idealisierend verklärt, und behüten sie anderseits vor Ausschreitungen.

Der Held bietet dem Dichter aber nicht allein den Stoff und die feste Grundlage für seine Dichtung, sondern durch das Streben nach Tüchtigkeit und Tugend unterstützt er ihn auch in seinem ethischen Ziele. Ist es doch auch das Ziel des Dichters, durch sein Kunstwerk nicht bloß zu erfreuen, sondern auch zu nützen; wollen doch die Dichter nach Horaz (Ars poetica v. 334) „et jucunda et idonea dicere vitae".

Der Dichter bietet uns durch die Darstellung des Heldenlebens erwärmenden, ergreifenden und begeisternden Stoff, er verklärt die Wirklichkeit und erhebt uns aus des Lebens bangen Sorgen in eine ideale Welt, die uns mit Enthusiasmus erfüllt und uns antreibt, dem Helden in seinem Streben und Wirken möglichst nachzueifern. So sagt Schiller in seinem Gedichte „Der Genius":

Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen.

Wie erhob der Mönch Ekkehard um 930 durch seine Dichtung „Waltharius, manu fortis", durch die er seiner durch die Ungarn so hart bedrängten Zeit einen treuen Spiegel altgermanischen Heldenlebens vorhielt, die Gemüter seiner Landsleute, so daß sie mit neuem Mute und verjüngter Kraft dem wilden Feinde entgegentraten und ihn an der Unstrut und auf dem Lechfelde zu Boden streckten! Wie begeisterte Schiller durch seinen „Tell" die von französischem Übermute niedergedrückten und geknechteten Deutschen und ließ die Herzen im Sehnen nach der goldenen Freiheit mächtiger und höher schlagen! Wie sind Orestes und Pylades in Goethes „Iphigenie", wie Möros und Selinuntios (Damon und Phintias) in Schillers „Bürgschaft" leuchtende und Nacheiferung weckende Muster echter Freundschaft! Wie zeigt uns Schillers „Kampf mit dem Drachen" klar die Wahrheit der Lehre, daß Gehorsam des Christen erster Schmuck sei! Wie warnt uns da-

gegen Wallenſtein, nicht in ungemeſſenem Ehrgeize über die geſetzte Schranke hinauszugehen; wie Egmont, nicht in leichtfertigem Tändeln der ſchweren Aufgabe des Lebens zu vergeſſen! So preiſt der Dichter das Höchſte, das Beſte, was das Herz ſich wünſcht, was der Sinn begehrt; ſo weckt er der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar ſchliefen; ſo bewegt er die Bruſt mit ſüßem Klange und mit göttlich erhabenen Lehren; ſo erreicht er, was nach Horaz (Ars poetica v. 343) das höchſte Ziel des dichteriſchen Strebens iſt:

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.

Wie ſo der Dichter des Helden bedarf, bedarf desgleichen der Held des Dichters. Der ſtrebende Held findet in den ſchon vorhandenen heroiſchen Geſängen ein würdiges Vorbild, das ihn entflammt und ihn antreibt, jenem begeiſtert mit aller Kraftanſtrengung nachzueifern. Denn nach Goethes Wort in der „Iphigenie" „muß ein jeder ſich ſeinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp hinauf ſich nacharbeitet". Dieſes Vorbild zeigt ihm, wie er eintretende Schwierigkeiten und entgegenſtehende Hinderniſſe aus dem Wege räumen kann, welche Mittel er anwenden muß, um ſeinen Charakter zu ſtärken und zu ſtählen, wie er zu ſtreben und zu ringen hat, um das erſehnte hohe Ziel zu erreichen. Das Lied von „Lenz und Liebe, von ſel'ger, gold'ner Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit" weckt und ſtärkt den jungen Helden, um gleich dem hohen Vorbilde mit Einſetzung aller Kraft das erhabene Ziel zu erlangen. Die im Liede geprieſenen κλέα ἀνδρῶν, die ruhmvollen Taten der Vorfahren, erfreuten und begeiſterten die Homeriſchen Helden; Alexander beglückwünſchte den toten Achilles, daß er in Homer einen ſeiner würdigen Sänger gefunden habe: „O fortunate adolescens, qui virtutis tuae Homerum praeconem inveneris"; er ſetzte es ſich zugleich zum Ziele, dem göttergleichen Jünglinge in ſeinen glänzenden Taten nachzuſtreben. Anderſeits findet der Held in den Schwächen und Mängeln der gezeichneten Geſtalten eine Mahnung, ſich vor ähnlichen Fehlern zu hüten, um nicht zu ſtraucheln und die Erreichung ſeines Ziels nicht zu gefährden.

Wie der Hinblick auf ein glänzendes Vorbild den Helden zu höchſter Tatkraft anſpornt, ſo verleiht der Gedanke, daß der Sänger ſeinen Namen und ſeine Taten bei der Nachwelt verewigen werde, ihm ſtets neuen freudigen Aufſchwung, der ihn in ſeinem Streben nimmer ermatten läßt. Das Bewußtſein, der Mitwelt durch große Taten genützt zu haben, genügt zumeiſt dem Helden nicht, er wünſcht ſich die Unſterblichkeit, die nach Klopſtocks Wort „des Schweißes der Edlen wert iſt". Dieſe Unſterblichkeit kann ihm allein des Dichters

Lied verleihen; denn „des Helden Name ist in Erz und Marmorstein so wohl nicht aufbewahrt als in des Dichters Liede". Erz und Marmor fallen der Zeit zum Opfer, des Sängers Dichtung aber lebt fort im Volke, in Wahrheit ein monumentum aere perennius; denn dignum laude virum Musa vetat mori, caelo Musa beat (Hor. IV, 8, 28). Ohne „Ilias" und ohne „Odyssee" würde weder ein Achilles noch ein Odysseus, ohne die „Äneide" kein Äneas, ohne „Nibelungenlied" weder ein Siegfried noch ein Hagen uns bekannt sein, gemäß dem Worte des größten römischen Lyrikers: „Vixere fortes ante Agamemnona multi; sed omnes illacrimabiles urgentur ignotique longa nocte, carent quia vate sacro" (IV, 9, 25), oder, wie es in IV, 8, 20 heißt: „Neque, si chartae sileant, quod bene feceris, mercedem tuleris".

Auch der Nachwelt wegen dürfen große, erhabene Taten eines Helden nicht der Nacht der Vergessenheit anheimfallen; sie sollen den späteren Geschlechtern ein Spiegel und eine Mahnung sein, auf daß sie sich an den Tugenden und dem Streben des Helden erbauen, begeistern und demselben nachringen. Diese Überlieferung an die Nachkommen vermag wiederum nur das Lied des Dichters zu bewirken, das — gedenken wir nur der Dichtungen der bekannten Freiheitssänger! — Nacheiferung weckt und nationale Begeisterung hervorruft und fördert.

So sind Held und Dichter aufeinander angewiesen: der eine bedarf des andern. Diese ihre innige Vereinigung ist ein Glück für die Menschheit, denn durch die Werke der Dichter leben die großen Männer fort, sie wandeln und leuchten, in des Sängers Dichtung verklärt, als hellstrahlende Sterne; sie wirken fort, begeisternd und mahnend als stärkere Geister in den dankbaren Herzen ihrer ihnen nachstrebenden schwächeren, zu ihnen emporschauenden Nachkommen.

J. Hense.

87. Warum ist die Bescheidenheit besonders der Jugend zu empfehlen?

Tugend und Rechtschaffenheit ist die höchste Zierde eines jeden Menschen, er sei jung oder alt, arm oder reich, groß oder klein, und Sünde und Laster beflecken und entehren ihn, wes Standes, Alters und Ranges er auch immer sein möge. Doch gibt es Tugenden und Fehler, welche besonders deshalb in die Augen springen, weil sie vorzugsweise einzelnen Ständen, Geschlechtern und Altersklassen eigen sind. So zeigt uns das Wesen des Kindes Unschuld, Heiterkeit und Frohsein; das des Mannes Tatkraft, Mut und Ausdauer; das des Greises Ernst und Ruhe. Wo wir sie nicht finden, da fehlt eben die natürliche Zierde, und wir fühlen uns weder angezogen, noch befriedigt. Die-

jenige Tugend nun, welche insbesondere der Jugend so wohl ansteht und neben Unschuld und Offenheit ihren schönsten Schmuck bildet, ist die Bescheidenheit.

Suchen wir uns zunächst das Wesen dieser Tugend klar zu machen. Bescheidenheit will nicht gelten, glänzen und große Ansprüche machen; sie zieht sich gern zurück und flieht alles Sichbreitmachen, Vordrängen und Wichtigtun; sie schätzt eigenen Wert und eigenes Verdienst nur gering und verlangt in diesem Gefühle von anderen weniger, als mit Recht beansprucht werden könnte. Sie ist die natürliche Tochter der Demut und hat als solche ihren Grund in der lebendigen Erkenntnis persönlicher Schwachheit und des Bedürfnisses höherer Hilfe. Wem aber wäre diese Erkenntnis mit ihrer Folge — der Bescheidenheit — notwendiger und natürlicher als der Jugend!

Alles, was irgendwie das Bewußtsein eigenen Wertes und persönlichen Verdienstes einflößen könnte, fehlt ihr ja noch, da sie weder selbständig, noch zu höherem Handeln tatkräftig ist und in so mancher Hinsicht noch Anspruch auf Nachsicht machen muß. Bald wird hier gefehlt, bald dort, und selbst das Gute, das ihr gelingt, ist meistens schwach und unbeständig, weshalb schon in diesem Sinne das Sprichwort sagt: „Jugend hat keine Tugend." Dazu kommt, daß gerade die Jugend noch in allen Stücken auf den Beistand und die Hilfe anderer Menschen angewiesen ist. Sie ist außer stande, sich sowohl die leiblichen, wie die geistigen Bedürfnisse zu verschaffen; für beides müssen noch andere sorgen und sich abmühen, Nahrung und Kleidung, Erziehung und Unterricht werden ihr von den Eltern und Vorgesetzten gespendet; was hätte die Jugend zu eigen, was sie nicht von anderen empfinge, und worauf könnte sie auch nur aus irgend einem Grunde stolz oder eitel sein? — Doch das ist es noch nicht allein. Sie ist nicht bloß in allen ihren Bedürfnissen auf fremde Hilfe angewiesen, sondern sie ist auch am wenigsten fähig, die zahlreichen Wohltaten, die ihr täglich zu teil werden, zu vergelten und zu erwidern. Unter solchen Verhältnissen ist es gewiß in der Ordnung, daß junge Leute anspruchslos und bescheiden sind; schon ihr eigenes Nachdenken wird dies mit Notwendigkeit fordern, und das Gegenteil muß jeden jungen Menschen als einen Undankbaren erscheinen lassen, ihn entstellen und für seine Umgebung unangenehm machen. Es ist das Wesen der Jugend, sanft, heiter, gefällig und dienstfertig zu sein; was paßt hierzu besser als Dankbarkeit gegen die Wohltäter, Ehrfurcht, Hochachtung und Liebe für alle, die durch Erfahrung, Verdienst und Wissen über ihr stehen, kurz, ein ruhiges und bescheidenes Auftreten, das von jeder Anmaßung und leichtfertigem Dünkel fern ist! Keine Altersklasse wird im allgemeinen mehr geliebt als die Jugend. Jeder hat eine gewisse Zuneigung und

Ehrfurcht für sie; das erste Mittel, sich derselben würdig zu machen, ist Bescheidenheit. — Ferner möchte es außer der Demut kaum eine andere Tugend geben, welche den Gewinn neuer Tugenden mehr erleichterte als die Bescheidenheit. Sie macht vor allem empfänglich für Belehrung. Der Bescheidene erkennt seinen Abstand gegen Besserunterrichtete und wird daher jede Gelegenheit der Unterweisung und Weiterbildung sorgfältig benutzen. Eben weil er seinem eigenen Wissen und Können keinen Wert beilegt und seine Schwachheit und Abhängigkeit in so vielen Stücken erkennt, wird er gute Ratschläge und Winke mit dankbarer Freude annehmen und befolgen. Sie macht ferner aufmerksam und verständnisvoll für fremde Tugend, spornt an zur Nachahmung und wird so der nächste Weg zur Vervollkommnung und sittlichen Größe. — Endlich ist die Bescheidenheit der Jugend besonders zu empfehlen, weil das Gegenteil, die Unbescheidenheit, junge Leute stets entstellt und nur aus bösen Quellen hervorgeht.

Eine schlechte, vernachlässigte Erziehung, frühe Verwöhnung, gefährlicher Dünkel oder lächerliche Unwissenheit sind gewöhnlich die Ursachen jenes abstoßenden Betragens, das den Unbescheidenen so widerwärtig und unangenehm erscheinen läßt. Wenn schon ein alter Spruch sagt: „Bescheidenheit das schönste Kleid", so trifft das bei der Jugend ganz besonders zu. Nichts kann sie im Umgange mit anderen angenehmer und liebenswürdiger machen. Bescheidenheit sichert ihr die Liebe und das Vertrauen der Vorgesetzten, Freundschaft und Achtung bei den Genossen, freundliches Wohlwollen bei allen und, was die Hauptsache ist, Erleichterung in allem Guten.

Möchte daher doch jeder Jüngling Bescheidenheit sich aneignen und sie als seinen schönsten Schmuck betrachten. Das Beispiel des Heilandes, des heidnischen Philosophen Sokrates, des großen Denkers Kant und so vieler anderer leuchtet ihnen darin glänzend voran.

W. Sommer.

88. Not entwickelt Kraft.

Wahrhaft unermeßlich sind die Kräfte, welche der Schöpfer in sein edelstes Gebilde, dem das Siegel seines erhabenen Ursprunges aufgedrückt ist, — in den Menschen gelegt hat. Aber nur selten gelangt der Mensch zum vollen Bewußtsein und zur Anwendung aller in ihm schlummernden Fähigkeiten. Manchem fehlt es hierzu an der nötigen Anregung und an anderen günstigen Verhältnissen; bei seinem Talente und seinem ernsten Bestreben würde er in besserer Lage vielleicht Großes, Bewundernswertes geleistet haben. Die Kraft, es zu vollbringen, lag in ihm, aber sie wurde nicht geweckt, nicht ermuntert. Andere hat das beständige Glück entnervt und verweichlicht; sie versanken in Schlaff-

heit und Kraftloſigkeit, weil keine äußere Nötigung ſie zur Tätigkeit aufrief. Gerade das Gegenteil aber wird durch hereinbrechende Unglücksfälle, durch Not und Gefahr, durch Druck und durch Entbehrungen aller Art bewirkt; ſie ſind geeignet, die in uns verborgen liegenden Kräfte an Licht zu ziehen, ſie wirkſam zu machen und zur Entwicklung zu bringen.

Wie ſehr ſchon die phyſiſchen Kräfte des Menſchen ſich durch die Not erhöhen, dafür liefert die tägliche Erfahrung die ſprechendſten Beweiſe. Man denke nur an alle jene Männer, deren Beruf vorzugsweiſe körperliche Kraft erheiſcht! Würden ſie wohl ſolcher Leiſtungen, die uns oft in Erſtaunen ſetzen, fähig ſein, würden ſie wohl ſo vielen Unbilden der Witterung und der Elemente Trotz zu bieten, ſo viele Entbehrungen zu ertragen vermögen, wenn nicht die Not und der Trieb der Selbſterhaltung ſie gebieteriſch zwänge, ſich den härteſten körperlichen Arbeiten und Beſchwerden zu unterziehen? Tagelang verfolgt der abgehärtete Jäger auf den unwegſamſten Gebirgen, ohne zu ermüden, ein Wild, das ſeine Beute werden ſoll; der Krieger vollbringt in der Hitze des Gefechts furchtlos Taten des Heldenmuts, deren er ſich in friedlichen Zeiten ſelbſt nicht für fähig gehalten hätte; der wettergebräunte Seemann kämpft mit den furchtbarſten Stürmen, dringt zu den unwirtbarſten Küſten vor und beſteht Gefahren, deren Größe er vor ihrem Eintreten nicht einmal zu ahnen vermochte; er überwindet Hinderniſſe, die man geradezu für unüberwindlich halten möchte. Sie alle folgen ja einem ehernen Geſetze, dem Geſetze der Not, wie denn auch ein altes Sprichwort treffend ſagt: „Not bricht Eiſen", was nichts anderes ſagen will, als daß dem Gebote der Not alles weichen muß, daß ihm nichts zu ſchwer, nichts zu gefährlich ſcheint.

Und wie die phyſiſchen Kräfte, ſo entwickelt die Not auch die intellektuellen Fähigkeiten des Menſchen, und zwar raſcher und ſicherer, als jeder ſonſtige Antrieb, der von außenher auf ſie einwirken mag. Eine hilfloſe Lage, das Bedürfnis der Nahrung und Bekleidung, des Schutzes gegen widrige Einflüſſe des Klimas, der bewaffneten Abwehr von Räubern oder wilden Tieren, der gebieteriſche Zwang unzähliger läſtiger Zuſtände, die man zu entfernen wünſcht, die Notwendigkeit, ſich gewiſſe Kenntniſſe zu erwerben, um der Erde ihre Früchte zu entlocken, Metalle aus ihrem Schoße hervorzuholen und zu verarbeiten, Ströme und Meere zu befahren — alle dieſe äußeren Antriebe ſind ebenſoviele Mittel, zum Nachdenken anzureizen, die Urteilskraft zu ſchärfen und Beobachtungen, Vergleichungen und Verſuche der mannigfaltigſten Art hervorzurufen. „Not macht erfinderiſch", ſagt mit Recht das Sprichwort, denn in der Tat hat ſie dem menſchlichen Geiſte einen mächtigen Antrieb zu vielen wichtigen Erfindungen in Hinſicht auf Nahrung und

Kleidung, auf Wohnung und Verteidigung, auf Schiffahrt und Handel, Gewerbe und Industrie, auf Künste und Wissenschaften gegeben.

Noch höher als der Einfluß, welchen die Not auf die Entwicklung der physischen und intellektuellen Kräfte übt, ist jener zu schätzen, den sie auf die sittliche Ausbildung, auf die Belebung und Stärkung der moralischen Kräfte äußert. Denn was ist wohl mehr geeignet, Fassung und Besonnenheit zu verleihen, Geistesgegenwart und rasche Entschlossenheit im entscheidenden Augenblicke hervorzurufen, als eine ungeahnte, plötzlich hereinbrechende Gefahr? Wodurch werden Mut und Selbstvertrauen mehr gefördert, als durch die Gewißheit, daß nur kühnes Wagen, nur die eigene Tatkraft uns Rettung zu bringen vermag? Was fördert die Charakterstärke so sehr, was spornt so mächtig zur Ausdauer, zum Fleiß oder zur Tätigkeit an, als die Überzeugung, daß nur der beharrliche Wille und eine unablässige Bemühung uns aus einer drückenden Lage befreien und unsere Verhältnisse verbessern können? Wenn ferner ein beständiges Glück Übermut und Stolz erzeugt, so ist es wieder die Not, die uns bescheiden macht, indem sie uns das beschränkte Maß unserer Kräfte erkennen läßt. Und wenn nun endlich die Not aufs höchste gestiegen ist, wenn weder eigene Anstrengung, noch die Beihilfe anderer sie abzuwehren vermag, nehmen wir nicht in solchen Fällen unsere Zuflucht zur Geduld und ruhigen Ergebung und lernen das ertragen, was nicht zu ändern ist? Mit wieviel festerer Zuversicht des Glaubens, mit wieviel größerer Innigkeit des Gefühles als in den Tagen der Sicherheit und des Wohlergehens, wenden wir uns dann zu Gott, bei dem allein noch Hilfe möglich ist! Wie mancher, der wenig oder nie gebetet, hat beten gelernt in der Stunde der Not! „Not lehrt beten", sagt ein alter Spruch, und wenige Menschen möchte es geben, die ihn nicht schon einmal an sich selber als wahr erprobt, wenn freilich daraus nicht etwa die Folgerung gezogen werden darf, als sei es die Not allein, die unsern Geist zu Gott erhebt, oder als könne man zu irgend einer andern Zeit des Gebetes überhaupt entbehren.

Keiner klage darum allzusehr, wenn er sich in Not befindet! Er lasse den Mut nicht sinken, wende vielmehr alle seine Kräfte an, sich aus ihr zu befreien! Wenn aber sein Bemühen fruchtlos bleibt, so waffne er sich mit Geduld und Gottvertrauen. Auch aus der äußersten Bedrängnis erwächst ihm eine Fülle des Segens, denn sein Herz wird ruhig und stille werden, wenn er sich dem göttlichen Willen hingegeben, der immer die Liebe ist und der auch das schwerste Leid über uns nur verhängt, um uns aus demselben ein dauerndes Glück hervorgehen zu lassen.

F. Beck.

89. „Zwei Augen hat die Seel': eins ſchauet in die Zeit, Das and're richtet ſich hin in die Ewigkeit."

Angelus Sileſius.

In Xenophons Memorabilien weiſt Sokrates einen Verächter der Religion namens Ariſtodemus unter anderem auf die wunderbare Begabung der menſchlichen Seele hin, um ihn dadurch zu dem Glauben an das Daſein und die Güte der Götter zu beſtimmen, und bezeichnet als die hauptſächlichſten Vorzüge des Menſchengeiſtes einerſeits die Fähigkeit, die Gottheit zu erkennen und zu verehren, anderſeits die Möglichkeit, die Welt zu beherrſchen und den eigenen Zwecken dienſtbar zu machen. In dieſen ſchlichten Worten iſt das Rätſel des Menſchen kurz ausgeſprochen: als ein Glied zweier Welten iſt er mit allen Faſern ſeines Daſeins an die ſichtbare Welt gekettet und ſtrebt doch empor zum Unſichtbaren, Ewigen. Schön hat dieſen Gedanken Angelus Sileſius, jener Myſtiker und Liederdichter des ſiebzehnten Jahrhunderts, ausgedrückt, wenn er in ſeinem „Cherubiniſchen Wandersmann", einem Büchlein, darin er ſinnend Zeit und Ewigkeit durcheilt, dem Leſer mahnend zuruft:

„Zwei Augen hat die Seel': eins ſchauet in die Zeit,
Das and're richtet ſich hin in die Ewigkeit."

Die beiden leiblichen Augen des Menſchen bilden eine Welt des Geheimniſſes: ihre künſtliche Einrichtung, ihre Zweiheit und Einheit, das wunderbare Abbild der Seele und ihrer Stimmungen, das wir in ihnen zu leſen glauben, das alles weckt unſer Intereſſe, unſer Forſchen, unſer Staunen. Aber das iſt uns unzweifelhaft, daß ſie ihren Zweck erfüllen, wenn ſie unſerer Seele ein deutliches Bild der uns umgebenden Wirklichkeit zuführen. Dieſes Bild nimmt dann der innere Sinn, den wir ein Auge der Seele nennen können, auf und verarbeitet es zu der Vorſtellung von einer Außenwelt. Neben dieſem innern Auge nun, will Angelus Sileſius ſagen, hat die Seele noch ein zweites Sehorgan. Das wendet ſich nicht der gegenwärtigen Welt zu, ſondern ſchweift, ähnlich dem bewaffneten Auge des Aſtronomen, in unendliche Fernen, in die Ewigkeit, und ſucht Bilder von ewigen Dingen der Seele zuzuführen.

Iſt es nur ein geiſtreiches Gedankenſpiel oder iſt es eine Wahrheit, was der Dichter ausſpricht? Treten wir auf den Markt des Lebens, etwa in das Gewühl einer modernen Großſtadt, hören wir das Toſen der Eiſenbahnzüge, das Schwirren und Toſen der Maſchinen, ſehen wir die ſtürmiſche Haſt der Menſchen auf den Straßen zu Wagen und zu Fuß, denken wir an das Kaufen und Verkaufen, das Wetten und Wagen, und ſtellen uns vor: das geht ſo tagaus tagein,

kaum daß der Sonntag eine unvollständige Unterbrechung dieſes Treibens bringt, ſo möchten wir wohl ausrufen: Ja, das Auge, das in die Zeit ſchaut, iſt bei dieſen Menſchen geſchärft und geübt, aber haben ſie auch ein Auge für die Ewigkeit? Und blicken wir in die Geſchichte! Es ging eine gewaltige Erſchütterung durch die Gemüter, als das Ptolemäiſche Weltſyſtem dahinſank, als man erkannte, daß die Erde nur ein kleiner, im Weltenraume freiſchwebender Körper wäre, daß man den Himmel nicht mehr jenſeits der Wolken ſuchen dürfe, daß es zahlloſe Völker auf der Erde gäbe, die in die Geſchichte der Chriſtenheit in keiner Weiſe verflochten ſeien. Seitdem hat die Menſchheit in ſtaunenswerter Weiſe die Kräfte entfaltet, die ſie zur Beherrſchung der Natur befähigen, die materiellen Intereſſen beſtimmen die modernen Völker und Staaten, und dieſe Entwicklung ſcheint immer weiter zu ſchreiten. Blickt noch ein Auge in die Ewigkeit? War es nicht vielleicht nur ein ſchöner Traum, wenn man der Seele die Kraft zuſchrieb, noch etwas anderes als das Zeitliche zu ſehen? — Und nicht nur die Entwicklung der Neuzeit weckt ſolche Gedanken und Fragen in uns. Ein ähnliches Bild bietet uns das alte Rom von der Zeit an, da der Gedanke der Weltherrſchaft aufkam und verwirklicht wurde. An die Stelle der Frömmigkeit und Religion iſt der Glaube an die ewige Roma getreten. Blicken wir endlich auf die großen Realiſten, die durch weltbewegende Taten ihrer Zeit das Gepräge aufgedrückt haben, auf einen Cäſar, einen Ludwig XIV., einen Napoleon! Will es uns nicht bedünken, daß dieſe Männer neben dem geſchärften Blick für die Zeit und ihre Bedürfniſſe ein Auge, das ſich auf ewige Dinge richtete, überhaupt nicht beſeſſen hätten?

Doch wir wollen nicht vorſchnell urteilen. Es iſt ja verſtändlich, daß die Tätigkeit des Auges, welches in die Ewigkeit ſchaut, dem oberflächlichen Beobachter, der nur an der Außenſeite des Lebens haftet, leicht entgeht. Im Lärm des Tages iſt das Auge geöffnet, welches das Zeitliche beobachtet, aber in der Stille der Nacht, in der Einſamkeit öffnet ſich jenes Auge, das in die Ewigkeit ſpäht. Und was eine andächtige Seele dort geſchaut hat, das kann dann plötzlich in Taten hervorbrechen und einem ganzen Zeitalter ein anderes Geſicht geben. Woher erklärt ſich der Siegeslauf der chriſtlichen Religion durch die Welt, ihr mächtiges Vordringen in das römiſche Reich, wenn nicht ein inneres Auge in dem damaligen Menſchen nach ewigem Licht ausſchaute und dies erſehnte Licht im Evangelium ſcheinen ſah? Wie will man Bewegungen wie die Kreuzzüge begreifen, mögen auch weltliche Intereſſen ihren Lauf beſtimmt haben, wenn man nicht zugeſteht, daß die Menſchenſeele einen Sinn hat, der die Dinge von ewigem Lichte beleuchtet zeigt und darum begehrenswert macht.

die dem nüchtern urteilenden Verstande wertlos erscheinen? Wer will die unermeßlichen Wirkungen, welche die Reformation hervorrief, verständlich finden, wenn er dem Menschen die Fähigkeit abspricht, seinen Blick auf die Ewigkeit zu richten? Und finden sich nicht Spuren des Sinnes für die Ewigkeit überall, wo Menschen wohnen und gewohnt haben? Tempel und Altäre bilden allerorten den Mittelpunkt der Niederlassungen bei heidnischen Völkern. Himmelanstrebende Türme sind die Zierde christlicher Städte und Dörfer. Welchen modernen Menschen ergreift nicht das feierliche Geläut, wenn er in stiller Sonntagsfrühe durch die Fluren wandert, und hebt seine Seele über die Zeitlichkeit empor?

Damit kommen wir an den entscheidenden Punkt. Wie es leiblich Blinde gibt, so mag ja auch das Auge der Seele, das in die Ewigkeit schaut, verkümmern und erblinden können, wenn es nicht gebraucht, sondern beharrlich geschlossen wird. Aber zum Wesen des Menschen muß es doch wohl gehören, ein solches Auge zu haben. Warum anders sollte die Religion einen so wichtigen Faktor in der Entwicklung der Menschheit bilden, daß Goethe sagen kann, die Geschichte sei nichts anderes als ein Kampf zwischen Glauben und Unglauben? Warum erfüllt jene Osterscene im „Faust" unser Herz mit so trautem Heimatsgefühl und so süßer Wehmut, wenn uns der Klang der Osterglocke nicht mehr ist als ein Ton des gefühllosen Erzes? Woher stammen die Ideen von Gott und Ewigkeit, woher das Bewußtsein der sittlichen Verantwortlichkeit, woher jener kategorische Imperativ, wenn die Seele kein Organ besitzt, um ewige Dinge zu schauen?

So wird der Dichter wohl recht haben mit dem Ausspruch:

„Zwei Augen hat die Seel': eins schauet in die Zeit,
Das and're richtet sich hin in die Ewigkeit."

Enthalten die Worte aber eine Wahrheit, so enthalten sie auch eine Mahnung. Wenn Bildung in der Entfaltung und Übung aller wesentlichen Kräfte des Menschen besteht und diese Bildung Aufgabe des Menschen ist, so muß die Seele beide Augen auftun, das in die Zeit schauende und das der Ewigkeit zugewandte. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, theoretisch zu entwickeln, ob und was der Mensch mit jenen Augen erkennen kann; wir treten jetzt auf den Boden der christlichen Weltanschauung und ziehen von da aus die Folgerungen, die sich aus unserer Sentenz ergeben.

Schon oben wurde angedeutet, daß es Zeiten gegeben hat, wo der Mensch vorwiegend das auf die Zeitlichkeit gerichtete Auge gebraucht hat, und andere, wo die Dinge, die das in die Ewigkeit blickende Auge entdeckt hatte, hauptsächlich die Gemüter bewegten. Weltseligkeit

und Weltflucht heißen die Extreme, die sich hieraus ergeben haben. Welches bunte Gewimmel bevölkerte die Wartburg zu Landgraf Hermanns Zeiten, da fröhliches fahrendes Volk einzog, da der Wein in Strömen floß, da neben leichten Reimereien untergeordneter Dichter auch die Lieder eines Wolfram und Walther erklangen, da kühne Ritter in schirmenden Rüstungen zum Turniere zogen und holde Frauen den Siegespreis austeilten, da stolze Herren und Damen auf prächtigen Zeltern zur Reiherbeize dem nahen Forste zusprengten. Und bald darauf zog die ungarische Königstochter dort ein, die den Namen einer Heiligen erhielt, die mehr und mehr sich dem Mönchsideal ergab und unter des schrecklichen Konrad von Marburg fanatischer Führung Züge annahm, die ihr edles Bild entstellten. Und etwa drei Jahrhunderte später saß ein Mann auf derselben Burg, der einst in einsamer Klosterzelle den Frieden seiner Seele gesucht und nicht gefunden hatte, später aber als ein kindlich fröhlicher Mensch mit Weib und Kind zu seinem Gotte betete, in der Gewißheit, daß ihm die Gnade Gottes und die ewige Seligkeit gehöre.

Wohin neigt sich unser Sinn und unser sittliches Urteil? Daß der Blick für diese Welt sein gutes Recht hat, daß er geübt und geschärft sein will, scheint uns unzweifelhaft. Wollen wir daneben je und je in einer stillen Stunde auch das Auge, das in die Ewigkeit blickt, aufschlagen? Das wäre kein wesentlich anderes Tun als das jener mittelalterlichen Menschen, die erst lustige Diener der Frau Welt waren, dann aber, wenn das Haar bleichte und die Kniee wankend wurden, ihrer Herrin Lebewohl sagten und das Bußgewand des Mönchs oder Einsiedlers anlegten. Das ist Dualismus. Hat die Seele auch zwei Augen, sie ist doch nur eine. Und wer ein Charakter sein will, der darf darum auch nur eine Grundrichtung seines Lebens kennen. Das deuteten schon die alten Griechen an, wenn sie von Herkules am Scheidewege erzählten.

Unser größter Dichter sagt am Ende seines Lebenswerkes: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis." Wovon? Doch wohl vom Unvergänglichen, Ewigen. Der große Realist und tiefsinnige Forscher muß also in der Welt einen Abglanz des Ewigen erkannt haben. Und er hat recht gesehen. Die Welt hat ohne Zweifel eine verlockende, verführerische Seite, aber sie hat auch eine Seite, nach der sie zu Gott weist und in Gottes Dienst gebraucht sein will. Diese Seite erkennt aber nur der recht, der seinen Blick nicht nur der Zeitlichkeit, sondern auch der Ewigkeit erschließt, der Gott erkennt. Ihm wird die Welt ein Schauplatz, da seine sittlichen Kräfte sich entfalten und im Kampfe erstarken, da seine Urteile sich klären, da er als Bürger dieser Zeitlichkeit zum Bürger der Ewigkeit heranreift. Das eine

Auge seiner Seele ist unabänderlich auf Gott gerichtet wie das Auge des Schiffers auf den sichern Pol, mit dem andern Auge blickt er in die Welt und denkt und handelt in ihr, wie das Licht von Gott, das in seine Seele strömt, ihn lehrt, des gewiß, daß das Leben in der Zeitlichkeit eine Schule ist, in die Gott ihn gesetzt hat, um ihn zu erziehen für die Ewigkeit.

Ein solches Leben ist ein Geheimnis, es versteht es nur der, der es lebt, aber es ist „des Schweißes der Edlen wert". So wollen wir uns das Wort des Cherubinischen Wandersmanns tief in das Herz schreiben und darnach handeln:

„Zwei Augen hat die Seel': eins schauet in die Zeit,
Das and're richtet sich hin in die Ewigkeit." A. Hartert.

90. Der tragische Konflikt in Sophokles' Trauerspiel „Antigone".

Die Wirkung der Tragödie ist zwar von sehr vielen und verschiedenen Umständen abhängig, am meisten aber von der Gewalt und Bedeutung des Kampfes, in dem der Held des Stückes seinen Untergang findet. Je stärker hierbei die handelnden Charaktere sind, welche ihren Willen gegeneinander geltend zu machen suchen, je reiner ihre Beweggründe, je höher die Ideale, für die sie kämpfen und leiden, desto tiefer wird unsere Teilnahme für sie und desto lebhafter werden besonders die Gefühle der Furcht und des Mitleids sein, mit dem wir ihre Taten, die Irrungen ihrer Leidenschaft und endlich ihren Untergang begleiten. Von dieser Art ist der Konflikt in der „Antigone" des Sophokles, und daraus zumeist erklärt sich der nachhaltige Eindruck, den das Stück auch jetzt noch auf modern empfindende Zuschauer macht. Wieviel mächtiger muß aber die Wirkung auf das athenische Volk gewesen sein, das in derselben Gefühls- und Glaubenswelt lebte und atmete, wie die gottbegeisterte Jungfrau Antigone! Die erhabenen todesmutigen Worte, die sie dem Tyrannen im Verhör zuruft, und später ihre rührenden Klagen auf dem Gange zum Felsengrabe haben gewiß ein tausendfaches Echo in griechischen Herzen wachgerufen. Wir werden die Empfindungen derselben vollständig verstehen, wenn wir uns Anlaß und Verlauf des Konflikts vergegenwärtigen.

Thebens Volk atmet eben von einem schrecklichen Bruderkrieg auf. Die feindlichen Brüder Eteokles und Polynikes sind, im Zweikampf sich gegenseitig durchbohrend, gefallen, jener als Verteidiger, dieser als Feind des Vaterlands. Da erläßt Kreon, der als Oheim der beiden Brüder den verwaisten Thron geerbt hat, noch ganz beherrscht von den Leidenschaften des Krieges, den Befehl, von den

Brüdern nur den Eteokles mit allen Ehren zu bestatten, den andern aber, den ruchlosen Verwüster der heimatlichen Fluren, unbeerdigt, zum Fraß für Geier und Hunde, liegen zu lassen. Todesstrafe soll den treffen, der diesem Gesetz zuwiderhandelt. Kaum hat Antigone dies gehört, so ist sie auch sofort entschlossen, dem unglücklichen Bruder, ohne Rücksicht auf Verbot und Strafe, die Grabesehren zu erweisen. Sie fordert zunächst ihre Schwester Ismene zur Teilnahme auf; als diese aber in mädchenhafter Scheu es ablehnt, sich in den Kampf der Männer zu mischen, so schreitet sie, alle abmahnenden Bitten der Schwester mit bitterm Tadel, ja mit Verachtung zurückweisend, allein an das gefahrvolle Werk.

Was gibt ihr die Kraft, einen so ungleichen Kampf aufzunehmen? Und ist ihr Recht wirklich so zweifellos, wie sie selbst glaubt? So viel ist gewiß: auch Kreon läßt sich von einem an sich großen und edlen Beweggrunde leiten, der im Hinblick auf die kaum überstandenen Kriegesschrecken ganz natürlich erscheint. Nichts steht ihm höher als das Vaterland, die Grundlage unserer Existenz und unseres Glückes. Dieses Vaterland nun war soeben noch dem Untergange nahe. Und wer hatte es in solche Not gebracht? Ein Mitbürger, Thebens eigener, entarteter Sohn, noch schlimmer: ein Sohn des königlichen Hauses! Für solchen Frevel ist, so fühlt er, auch die schrecklichste Strafe eben nur gerecht; sie treffe, zur Warnung für alle, jeden Bürger ohne Ansehen der Person, auch den leiblichen Sohn des Königs. Mag er Geier und Hunde speisen, der Bösewicht, der im Bürgerblute schwelgen und die Tempel der heimatlichen Götter in rauchende Trümmer verwandeln wollte! denn wer die heiligsten Pflichten der Pietät selbst mit Füßen tritt, hat das Recht auf jeden frommen Liebesdienst, auch auf den letzten und unentbehrlichsten, verwirkt.

Also denkt und spricht der Fürst, der erste Bürger der Vaterstadt. Wie anders aber empfindet die Jungfrau und die Schwester! Was ist ihr, die im Banne des Hauses und der Familie aufgewachsen ist, das Vaterland da draußen und der Staat, wenn das Wort der Götter und die Stimme des Herzens zugleich sie zur Bestattung des geliebten Toten aufrufen! Die unterirdischen Götter fordern ihr Eigentum zurück, und der irrende Schatten des Bruders fleht sie an, ihm eine letzte Ruhestatt zu graben! Hat doch selbst der fremde Wanderer die heilige Pflicht, den Toten, den er in der Wildnis antrifft, in die Erde zu betten; denn wem kein Grab zu teil geworden ist, der muß in Ewigkeit elend und ruhlos umherirren. Und sie soll den eigenen Bruder, der immer freundlich und liebevoll gegen sie gewesen ist, einer so schrecklichen Zukunft preisgeben? Was kümmert sie der Haß der Männer? „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!"

So eilt sie, von Götterfurcht und Liebe zugleich getrieben, hinaus auf das Schlachtfeld, um ihre fromme Pflicht zu üben. So ganz erfüllt ist sie von dem Bewußtsein ihrer hohen Aufgabe, daß sie nicht zurück, nicht vorwärts, nicht um sich schaut. Hämon, ihr Verlobter, und was ihr sonst teuer war im Leben, ja dieses selbst versinkt in nichts gegenüber dem Ziel, dem sie gotterfüllt zuwandert. Die Mittagssonne brütet über dem Felde des Todes, und der Hauch der Verwesung weht ihr entgegen. Die zarte Jungfrau achtet nicht darauf und schreitet vorwärts. Dann rast ein Sturmwind plötzlich vom Himmel her und peitscht Sand und Laub und Zweige im tollen Wirbel durch die Luft und ihr ins Antlitz. Doch sie merkt es kaum; denn alle ihre Sinne scheinen verschlossen. Als sie dann bei der frommen Tat von den Wächtern überrascht wird, macht sie keinen Versuch zu entfliehen. Ruhig und ohne jede Anwandlung von Furcht läßt sie sich ergreifen und vor Kreon führen.

Wie wird das Verhör ablaufen? Wird im Herzen der Verwandten, wenn sie einander gegenüberstehen, die Stimme des Blutes erwachen und zur Versöhnung mahnen? Wir fürchten, allzu unversöhnlich sind die Anschauungen, die hier um den Sieg ringen. Kreon läßt sich von dem Grundsatz leiten, daß Gesetz und Ordnung und mit ihnen der Staat selbst nur dann bestehen könne, wenn jeder einzelne Bürger sich den Befehlen der Obrigkeit unterwirft, auch in den Fällen, wo er sie nicht für gerecht hält. — Der frommen Jungfrau aber ist solche Denkweise ganz unfaßbar. Unendlich höher als das Herrscherwort steht ihr das ewige Gesetz der Götter, das ungeschrieben in den Herzen der Menschen waltet. Den Göttern soll man mehr gehorchen als den Menschen, und wenn der Fürst selbst uns hindern will, das göttliche Gebot zu befolgen, wenn er, pochend auf vergängliche und wandelbare Menschensatzung, die ewige Gerechtigkeit beleidigt, so sollen wir nicht aus schnöder Menschenfurcht schweigen oder untätig beiseite stehen, um nicht im Jenseits dem Strafgericht der Götter zu verfallen.

Fast ebenso starr wie diese Grundsätze sind die beiden Personen, die für sie eintreten. Einen Augenblick hoffen wir wohl, daß Kreon einer gütlichen Einwirkung zugänglich sein wird. Denn beim ersten Anblick Antigones wird er offenbar stutzig und scheint mit sich selbst zu Rate zu gehen. Auf eine solche Wendung der Dinge war er augenscheinlich nicht gefaßt, und eine dunkle Ahnung steigt in ihm auf, daß er in seinem Eifer für Vaterland und Staat doch wohl zu weit gegangen sein möchte. Aber da er einmal das Gesetz erlassen hat, so ist er bald entschlossen, es in seinem ganzen Umfange auszuführen. Mit dem Glauben an die Majestät der Gesetze verbindet

ſich dann faſt unmerklich die übermäßig hohe Meinung, die er von ſeiner perſönlichen Würde und Herrſcherweisheit hegt. Es iſt ihm unerträglich, ſich und anderen einzugeſtehen, daß er einen Fehler begangen habe, und als er gar durch Antigones glaubensmutige, begeiſterte Sprache gereizt wird, verſchließt er ſich erſt recht jeder Einwirkung von außen. Er fürchtet, ſeiner Würde etwas zu vergeben, wenn er in dieſem unerwarteten Falle die feſtgeſetzte Strafe mildern oder überhaupt Gnade walten läßt. Die leiſen Mahnungen des Gewiſſens kämpft er durch laute Zornesäußerungen nieder. Als er nun vollends wahrnehmen muß, daß ſein eigener Sohn, daß die ganze Bürgerſchaft für die Jungfrau Partei nimmt, ſo redet er ſich in eine blinde Wut hinein, in der er ſchließlich ſeinen eigenen Willen zum alleinigen Geſetz erhebt.

Aber — in der Tat! — Antigone iſt noch weniger zum Nachgeben geneigt oder auch nur fähig. Das Bewußtſein ihres heiligen Rechts umfängt ſie wie ein undurchdringlicher Panzer, daß ſie ſtolz erhobenen Hauptes, wie eine Siegerin, der offenbaren Übermacht, dem tobenden Tyrannen, ja dem Tode entgegentritt. Und nicht nur den Drohungen, auch der freundlichen Bitte bleibt ſie verſchloſſen. Die harten Worte, mit denen ſie ſich von der ſanften Schweſter losſagt, weil dieſe nicht ebenſo wie ſie aus ihrer weiblichen Sphäre heraustreten mag, laſſen uns ſchon im Prolog vermuten, daß ihr Empfinden von Schwärmerei angekränkelt iſt; und die auffallende Tatſache, daß ſie während des ganzen Konflikts nicht einen Augenblick ihrer Liebe zu Hämon gedenkt, erhebt unſere Vermutung zur Gewißheit. Die eine große und herrliche Idee nimmt ſie ſo ganz ein, daß dadurch das ſchöne Gleichgewicht ihrer Seelenkräfte, die geſunde Harmonie in ihrem Denken und Fühlen geſtört und ein ſeltſam widerſpruchsvolles Weſen hervorgerufen wird. Denn nun wird ſie lieblos aus allzuheißer Liebe und ungerecht aus allzugroßer Gerechtigkeit. Und dies nicht nur gegen die Schweſter. Ungerecht iſt ſie auch gegen den König und das durch ihn vertretene Geſetz. Ihre hohe Pflicht gegen den Toten reichte nur bis an die Grenze ihrer phyſiſchen Kraft und geſetzlichen Befugnis, nicht weiter. Kreons Frevel konnte ſie durch flehentliche Bitten zu verhindern, ſeinen harten Sinn durch die Beredſamkeit eines liebenden Herzens zu überwinden ſuchen, und, wenn alle Verſuche fehlſchlugen, die Folgen den richtenden und rächenden Göttern anheimgeben. Aber zur eigenwilligen und trotzigen Auflehnung gegen das Geſetz war ſie nicht berufen. Wer jede ungerechte Handlung, die er wahrnimmt, verhindern will, vergeudet nutzlos ſeine Kraft, die ſonſt, in dem ihr zugewieſenen Wirkungskreiſe geübt, viel Segen ſtiften könnte. Darum halten wir es mit dem Dichter, der uns mahnt:

„Alles sei recht, was du tust, doch dabei laß es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, alles, was recht ist, zu tun."

So ist denn Antigones Handlungsweise nicht ganz vorwurfsfrei. Aber wie groß und bewunderungswürdig ist sie selbst in ihren Fehlern! Wir fühlen tief, daß diese selbstlose, opfermutige Gesinnung ihre Kraft schöpft aus einem ewigen Recht, das über allen Menschensatzungen thront. Mit banger Besorgnis sehen wir die heroische Jungfrau ihrem Verhängnis entgegeneilen und freuen uns doch ihrer herrlichen Begeisterung. Ihren Gang zum Tode aber begleiten wir mit jenem tiefen und doch milden Schmerz, dem die Bewunderung und zugleich das Bewußtsein, daß sie nicht ganz schuldlos leidet, den Stachel genommen haben.

Mit wesentlich anderen Empfindungen verfolgen wir Kreons Tun. Wir haben gesehen, daß auch er zuerst von einem großen und sittlichen Gedanken erfüllt ist, dessen treibende Kraft wir zumal in der Zeit patriotischer Erregung, in welche uns das Stück versetzt, sehr begreiflich finden. Auch seinen politischen Grundsatz von der Macht der Gesetze, die alle bindet, begreifen und billigen wir. Aber wie klein und niedrig erscheint er in der Durchführung dieses Grundsatzes! wie unköniglich in der Ausübung seines königlichen Rechts! Der halsstarrige Zorn, mit dem er gegen die ebenso vernünftigen wie ehrerbietigen Vorhaltungen seines Sohnes eifert, der unwürdige Argwohn, mit dem er die Gesinnung der andersdenkenden Bürger und selbst des ehrwürdigen Tiresias verdächtigt, alles dies erfüllt uns mit einem solchen Unmut, daß zunächst eine rechte Sympathie für ihn nicht aufkommen kann. Später freilich wird das anders. Wenn wir den eben noch so stolzen Mann völlig vernichtet sehen, — doppelt vernichtet durch den Verlust der Seinen und sein quälendes Schuldbewußtsein, — wenn wir seine erschütternden Selbstanklagen hören, wie könnten wir ihm dann noch unser Mitleid versagen! Wie bettelarm und ohnmächtig ist auf einmal der eben noch so stolze König! Und welch ein Leben harrt seiner! Sein Haus ist verödet, und die einzige Genossin seiner letzten Tage bleibt die Reue.

So vereinigen sich in diesem Stücke alle Bedingungen, die zu einem wahrhaft tragischen Konflikt nötig sind. Hier kämpfen nicht nur Menschen, sondern auch Ideen miteinander, und zwar Ideen, die, solange es eine Geschichte gibt, einander feindlich gegenübergestanden haben und bis auf den heutigen Tag unausgeglichene Gegensätze geblieben sind: hier die Religion, dort der Staat; hier die Familie, dort das Vaterland. Und diese Gegensätze werden noch verschärft durch die Starrheit der Charaktere, in denen sie sich verkörpern. Jeder von beiden, auch Kreon, will das Gute; doch die eigensinnige Verfolgung und Übertreibung

eines an sich löblichen Prinzips führt auf beiden Seiten zur Verblendung, von der Verblendung zur Schuld und von der Schuld zum Verderben. Doch gerade dadurch wird in uns jene Art des Mitleids erweckt, welche nach dem Urteil des Aristoteles der Absicht der Tragödie am meisten entspricht. Denn dieses Mitleid entsteht in uns, wächst und lebt sich aus, ohne durch die Wahrnehmung einer schlechten Gesinnung gehemmt oder durch den Anblick ganz unverdienter Leiden verbittert zu werden.

F. Bahnsch.

*91. „Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er; doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an." Schiller.

Der Kaufmann, der auf gebrechlichem Schiff den Ozean durchfurcht oder mit Gefahr seines Lebens durch brennende Wüsten zieht und in dichte Urwälder eindringt, ist ganz besonders bevorzugt und als Werkzeug erwählt, die Pläne und Absichten der Vorsehung durchzuführen und zu vollbringen. Zwar geht sein ganzes Streben dahin, Besitztümer zu gewinnen, allein während er so tätig ist, verbreitet er die höheren, geistigen Güter und wird eben dadurch der Beförderer und Vollstrecker des göttlichen Erziehungsplanes. Dies ist der Sinn eines bekannten Schillerschen Distichons. Seine Wahrheit wird einleuchten, wenn wir betrachten, von welchen Wirkungen die Tätigkeit des Kaufmanns begleitet ist.

Er belastet sein Schiff mit den Schätzen des heimischen Fleißes und landet an fremder Küste, um hier wertvolle Naturerzeugnisse einzutauschen. Da geht den Eingeborenen, die bisher von allem Verkehr ausgeschlossen waren, der Blick in eine neue Welt auf, und sie betrachten den Kaufmann mit seinem großen Schiff, mit seinen wunderbaren Werkzeugen und sonstigen Hilfsmitteln wie ein Wesen höherer Art. Nachdem sie die erste Scheu überwunden haben, beginnen sie wißbegierig zu fragen, und so gelingt es dem Kaufmanne, sie allmählich aufzuklären und zu belehren. Auf solche Weise gewinnt der Wilde neue, richtigere Anschauungen über sich und das Leben, vollkommnere Vorstellungen von der Welt und ihrem Zweck und höhere, geläutertere Begriffe von dem göttlichen Wesen, das die Natur und ihre Kräfte beherrscht. Er erschrickt nicht mehr vor den Wundern des Zufalls, kniet nicht mehr anbetend vor den wilden Tieren nieder, die ihn bisher verfolgt und geschädigt haben, sondern lernt, nachdem er den Irrwahn und den Aberglauben überwunden hat, sich selbst als den Herrn der Schöpfung achten. Während er früher ohne Herd und Heimat, ohne Lebenszweck als Nomade durch die Wildnis zog und

als höchste Tätigkeit nichts kannte als den Tieren nachzujagen, gebraucht er jetzt, vom Kaufmann unterrichtet, Pflug und Spaten und schwingt mit rüstiger Hand den Hammer über dem Amboß. Wo sich ehemals die unfruchtbare Heide ausbreitete, da wogen nun goldene Ährenfelder, in deren Mitte der glückliche Besitzer in friedlicher Hütte wohnt. Bisher flohen sich die vereinsamten Bewohner der Küste, und jeder zog sich voll Furcht vor dem andern zurück, weil er in ihm seinen geborenen, natürlichen Feind erblickte; nun fassen sie Zutrauen zu einander, sie vereinigen sich zu gemeinsamer Tätigkeit und zum Schutz gegen gemeinsame Feinde, und so entwickelt sich geselliges Leben, das durch sichere Gesetze geordnet und geregelt ist, so daß sich jeder eines ruhigen Daseins erfreuen kann. In dieser Weise wirkt der Kaufmann beglückend und fördernd für den Zustand der Kultur der Völker, die, bisher sich selbst überlassen, in Hilflosigkeit und Roheit dahinlebten.

Aber auch der eigenen Heimat spendet er durch seine Tätigkeit Hilfe und Segen, auch hier wirkt er verbessernd, erneuernd und umgestaltend, denn das Gute ist an sein Schiff geknüpft, auch wenn es aus der Fremde wieder heimkehrt. Zunächst verdanken ihm die Wissenschaften Aufklärung über bisher dunkle Punkte, Aufschlüsse über früher Zweifelhaftes und Kenntnisse von bisher nicht Gewußtem. Denn der Kaufmann dringt auf seinen Fahrten unerschrocken zu Wasser und zu Lande vor; er landet an unbekannten Inseln des Ozeans, er sucht die entlegenen Quellen der Flüsse und Ströme im Innern der Kontinente auf, er erklimmt die Gebirge, ersteigt die Hochebenen, zieht mit dem Saumroß in abgelegene Täler und Schluchten und entdeckt so für die Länder- und Völkerkunde neue Gebiete mit neuen Volksstämmen. Auf seinen Wanderungen findet er eine fremde Tier- und Pflanzenwelt und bisher unbekannte Produkte aller Art, die er auf ihre Eigenschaften, ihren verwertbaren Nutzen und ihre Bedeutung untersucht und prüft. Er beobachtet andere Naturverhältnisse, andere Sitten und Gebräuche. Im Verkehr mit fremden Völkern lernt er deren Sprachen und Lebensanschauungen kennen und läßt sich Kunde geben von ihrer Vergangenheit und Geschichte; er entdeckt Überreste von längst vergangenen Zeiten und Zeugnisse für die Zustände früherer Jahrhunderte. So gibt es nicht leicht eine Wissenschaft, welche durch das Wirken des Kaufmanns nicht gefördert oder bereichert würde.

Auch die Kunst wird durch ihn unterstützt und gehoben. Denn dem Dichter berichtet er von der Kultur und Sagenwelt der Ferne und gibt ihm so Stoff zur Erzählung und Schilderung; dem Maler beschreibt er die farbenprächtige und formenreiche Natur fremder Himmelsstriche und bietet ihm dadurch Motive zur Darstellung, und

dem Baumeiſter ſchildert er zur Nachahmung und Verwertung die kühne oder ſonſtwie eigentümliche Bauart ihrer Bewohner.

In mannigfacher Beziehung wird auch die heimiſche Induſtrie und Gewerbtätigkeit von ihm beeinflußt. Denn abgeſehen von dem Nutzen, den ſie ſchon dadurch erfährt, daß er ihr neue Abſatzgebiete eröffnet, und abgeſehen von der Aneiferung zu Fleiß und Arbeit, die er auf dieſe Weiſe dem Handwerker gibt, hebt und befördert er das Gewerbe auch inſofern, als er fremden Geſchäftsbetrieb, fremde Rohprodukte und ausländiſche Induſtrieerzeugniſſe bekannt und nutzbar macht. So hat er orientaliſche Weberei gelernt, er hat die Bereitung der Teppiche und Tücher, wie ſie Inder und Perſer betreiben, die Herſtellung ſeiner Porzellan- und Lackarbeiten, wie ſie in China und Japan geübt wird, die Anwendung vervollkommneter Maſchinen und Hilfsmittel, wie ſie im Ausland gebraucht werden, auch bei uns eingeführt und dadurch Tauſenden von Arbeitern Lebensunterhalt und Beſchäftigung gegeben.

Wenn wir dabei noch bedenken, wie durch die Tätigkeit des Kaufmanns bisher unbefriedigte Bedürfniſſe gedeckt werden, wie er durch die Hilfsmittel weit entlegener Länder unſer Leben verſchönert, wie er den Wohlſtand und das Glück ſeiner Mitbürger begründen hilft, ſo müſſen wir dem Dichter recht geben, wenn er dem Schiffe des Kaufmanns ſeine Segenswünſche nachſendet, denn dieſer hat einen redlichen Teil an dem göttlichen Erziehungsplan. A. Edel.

92. Labor non onus, sed beneficium.

Oft genug kann man den gemeinen Mann reden hören, wie gut es der Reiche habe, der nicht zu arbeiten brauche; auch der Gebildetere klagt wohl hie und da über die Laſt der Arbeit; alle Welt freut ſich des Sonntags, als des Tages, an welchem man ruht von der Arbeit. Man möchte bei dieſer Übereinſtimmung leicht zu dem Schluß kommen, Arbeit ſei eine ſchwere Laſt. In geradem Gegenſatze zu einer ſolchen Annahme ſteht das Wort: labor non onus, sed beneficium „Arbeit iſt nicht eine Laſt, ſondern ein Segen".

Schon die Kühnheit, mit welcher der landläufigen Anſicht widerſprochen und die entgegengeſetzte aufgeſtellt wird, muß uns veranlaſſen, jene Anſchauung in Bezug auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Noch mehr aber muß uns die Wichtigkeit der Frage dazu führen. Denn unſer Handeln und unſer Gemütszuſtand hängt davon ab, wie wir ſie beantworten. Iſt die Arbeit eine Laſt und nichts weiter, ſo werden wir wohl tun, dieſe Laſt nach Möglichkeit abzuſchütteln, ſo werden wir uns um ſo wohler fühlen, je weniger wir von ihr zu tragen haben.

Hat hingegen der angeführte Satz recht — und wir haben ein Gefühl, daß etwas Wahres daran sein könnte —, so wird eine solche Erkenntnis uns Kraft und Freudigkeit bei der Arbeit verleihen.

Was ist Arbeit? Eine die Anspannung der Kraft fordernde Tätigkeit zu einem nützlichen Zwecke. Dieser Zweck mag die Befriedigung eines unabweisbaren Bedürfnisses sein, wie die Erhaltung unseres Lebens, oder die Erfüllung einer sittlichen Forderung, wie die Unterstützung und Förderung von näher oder ferner Stehenden, oder überhaupt die Erreichung eines andern uns als notwendig oder wünschenswert erscheinenden Erfolges.

Liegt nun das Lästige in unserer Bedürftigkeit oder in der Arbeit, d. i. dem Mittel, derselben abzuhelfen? in der Verpflichtung, oder in der Möglichkeit, derselben Genüge zu leisten? in unseren Wünschen oder in der Aussicht, dieselben verwirklicht zu sehen? Wenn zwischen einer Person und dem Orte, den sie erreichen will, ein trennender Zwischenraum liegt, mag sie vielleicht irrtümlich sich über den Weg beklagen, den sie zurücklegen müsse: bei genauerer Überlegung wird sie dankbar sein, den Weg gebahnt, die Brücke gebaut zu finden, um auf ihnen zum Ziele zu gelangen. Also die Bedürftigkeit mag man anklagen, nicht die Abhilfe.

„Ja", antwortet man, „allerdings befreit uns die Arbeit von schwererer Last, aber darum ist sie selbst noch nicht leicht. Sie verzehrt unsere Kräfte, sie raubt uns die Zeit, die wir sonst besser verwenden konnten, sie läßt uns nicht zu menschenwürdigem Dasein kommen." Sehen wir diese Einwände etwas näher an. Also Arbeit verzehrt die Kräfte? Wenn ich von übermäßiger Anstrengung der Kräfte absehe, so kann ich diese Behauptung nicht gelten lassen. Im Gegenteil, nur durch Betätigung wird die Kraft erhalten und erhöht. Dies gilt von der Körperkraft im engern Sinne, gilt von der körperlichen Geschicklichkeit, gilt von jeder Kraft des Geistes. Ohne Tätigkeit Erschlaffung und Tod. Laß den jungen Mann, der sich gepflegt und seine Kräfte durch Vermeidung von Anstrengung geschont hat, mit dem Landmanne, der kaum von der gestrigen Arbeit ausgeruht hat, um die Wette mähen: sieh zu, wer es länger aushält. Fordere den, der seine geistigen Kräfte noch nicht durch Nachdenken geschwächt hat, auf, ein Problem zu lösen, ein nicht zu schwieriges, ein Problem so leicht, daß es der Geübte im Halbschlafe löst: dann wirst du sehen, wo der Verzehrer der Kraft zu suchen ist. Der Landmann weiß es, daß seinem Pfluge der Rost gefährlicher ist, als die Ackerkrume; sollten wir es nicht einsehen, daß nicht in der Arbeit, sondern im Müßiggange der gefährlichste Feind unserer Kraft ist?

„Ei," sagst du, „ich rede ja nicht der Untätigkeit das Wort;

ich meine nur, daß wir die Zeit, welche uns die Arbeit koſtet, anders verwenden können." „Anders" kannſt du nur verſtehen „zu anderen Zwecken". Zu welchen alſo? Zum Spiele oder zum Ernſte? Wenn der Menſch einmal tätig ſein will, ſo muß er doch wohl eine Tätigkeit vorziehen, die einem nützlichen Zwecke dient. Das Kind, das für die Aufgaben des Lebens noch wenig Verſtändnis hat, mag ſich am Spiele ergötzen; aber ſchon das Kind würde eine ſchlechte Anlage verraten, das nicht ein Mal ſein Spiel aufgeben würde, um durch eine ernſtere Tätigkeit einer geſtellten Aufgabe zu genügen, d. h. zu arbeiten. Gönnen wir übrigens dem Kinde noch das zweckloſe Spiel, dem heranreifenden Alter aber ziemt es, nützliche Zwecke zu verfolgen, zu arbeiten. So bleibt noch der Vorwurf zu beſprechen, daß die Arbeit von anderer, edlerer Tätigkeit abhalte. Nun iſt zuzugeben, daß unter dem Drucke des unmittelbaren Bedürfniſſes mancher bei einer Tätigkeit feſthalten wird, die ſeinem Weſen nicht ſo entſpricht, wie eine andere, der er ſich gern widmen möchte, für die er Neigung und Begabung hätte. Das mag zu bedauern ſein, aber hier iſt nicht die Arbeit an ſich die Laſt, ſondern daß gerade dieſer bei dieſer beſtimmten Arbeit feſtgehalten wird. In den meiſten Fällen aber braucht die Trägheit dieſen Vorwand, nur um ihre Unluſt zu beſchönigen.

Aber woher die Unluſt, kann man einwenden, wenn die Arbeit nicht unangenehm iſt, alſo läſtig, alſo eine Laſt? Nun ja, wenn du den Stab, der dich ſtützt, eine Laſt nennen willſt, wenn man den Hammer, mit dem der Schmied das Eiſen bearbeitet, als ſolche anſieht, das Kleid, das uns gegen die Unbilden der Witterung ſchützt: dann, ja dann mag auch die Arbeit eine Laſt ſein; dann iſt auch die Arzenei, die dich geſund machen kann, wegen etwaiger Bitterkeit ein Übel. Aber mit dem Sinne, den man ſonſt mit dem Worte Laſt verknüpft, daß ſie nämlich niederdrücke, daß ſie den Gehenden am Fortſchreiten hindere, in dieſem Sinne darfſt du die Arbeit nicht als Laſt bezeichnen.

Was ſoll man unter menſchenwürdigem Daſein verſtehen? Doch wohl Entwicklung und Betätigung der dem Menſchen verliehenen Kräfte. Zu dieſen gehört aber, oder richtiger, die edelſte derſelben iſt die ſittliche Kraft. Sie kann nicht anders entwickelt werden, als durch ernſte, auf ſittliche Zwecke gerichtete Tätigkeit, durch Arbeit. Dieſe mag uns manchmal Selbſtüberwindung auferlegen, aber eben darin liegt ihr Segen, eben darum iſt ſie eine Wohltat. Und was oben als ein Vorwurf ausgeſprochen wurde, kann hier als ihr Lob verkündet werden: daß ſie uns die Zeit raubt, die wir unnütz, niedrig, unſittlich anwenden könnten; mehr noch, ſie läßt uns gar nicht dazu kommen, auf ſolche Dinge zu ſinnen. So übt ſich in der Arbeit die

ſittliche Kraft, durch ſie wird der ſittliche Wandel rein gehalten, das Herz veredelt und zu Größerem vorbereitet.

„Aber wo bleibt der Lebensgenuß?“ fragt man beſorgt. „Nach Freude lechzt der Menſch; ſoll ihm dieſe verſagt ſein?“ Verſtehen wir uns nicht falſch. Nach getaner Arbeit mag der Menſch ruhen, und wie ſchmeckt dieſe Ruhe! Der Feierabend und der Feiertag, wie köſtlich für den, der ſich redlich geplagt hat! Das iſt ein Genuß, der dem Müßiggänger verſagt iſt, den die Langweile peinigt. Und ſchon während der Arbeit fehlt es nicht an Freude. Schon die Betätigung der Kraft an ſich übt ihren eigentümlichen Reiz, einen Reiz, den auch der Müßiggänger kennt und in ſeiner Weiſe zu genießen ſucht, durch Spiel und Aufregung. Dazu geſellt ſich aber für den redlich Strebenden das erhebende Gefühl, etwas zu ſchaffen, einem Bedürfniſſe abzuhelfen, eine Pflicht zu erfüllen. Und dieſes Gefühl dauert über die Arbeit hinaus, die Erinnerung füllt unſer Leben. Froh blickt der Menſch auf eine in ernſter Tätigkeit zugebrachte Vergangenheit zurück, mit Ekel auf ein nutzlos vergeudetes Leben. So dürfen wir dem bekannten Spruch:

Arbeit iſt des Blutes Balſam,
Arbeit iſt der Tugend Quell —

noch ergänzend hinzufügen: Sie gibt unſerem Leben Inhalt. Sehen wir uns einmal jene Leute an, welche über unſere Wohltäterin klagen. Es mögen wohl viele ſein, welche den Segen, den ſie bringt, noch nicht an ſich erfahren haben, weil ſie ihr ausgewichen ſind, oder ſolche, die ſich nicht deutlich deſſen bewußt ſind, was ſie ihr verdanken. Einzelne mögen darunter ſein, denen wirklich die Not ein Übermaß von Arbeit auferlegt, oder ſolche, welche ohne Not aus Habſucht, Ehrgeiz und ähnlichen Beweggründen ſich zu viel aufgebürdet haben. Aber das Übermaß darf unſer Urteil nicht irre leiten. Alle großen Männer ſind nicht nur durch Arbeit groß geworden, ſondern ſie iſt ihnen gleichſam die Lebensluft geweſen, in der ſie ſich wohl gefühlt haben. Und fragen wir einen tüchtigen Mann, ob er es vorziehen würde, in Untätigkeit zu leben oder ſeine nützliche Tätigkeit fortzuſetzen, ſo beſinnt er ſich nicht lange, um zu antworten: ein Leben ohne Tätigkeit könne er nicht ertragen. Diejenigen dagegen, welche die Arbeit ſcheuen und das Vergnügen direkt erjagen wollen, finden bald alles ſchal, und ihren Geſichtern kann man die Qual der Langweile und der Leere anſehen.

Wie werden wir uns alſo verhalten, wenn eine ernſte Aufgabe an uns herantritt? Sie mag uns zuerſt läſtig erſcheinen, ſie mag uns ſauer ankommen: treten wir mit Mut an ſie heran, halten wir mit Ausdauer feſt, überzeugt, daß der Segen der Arbeit ſich auch an uns bewähren wird.

F. Schöntag.

93. Das Geld.

Über den Wert des Geldes hört man Urteile, welche sehr voneinander abweichen, ja sich geradezu widersprechen. Die einen erheben das Geld über alle anderen Güter, setzen ihm alles andere nach und beneiden den, welcher reichlich damit versehen ist. Im Gelde allein erblicken sie das Mittel jeder irdischen Glückseligkeit, und dies Mittel zu erwerben scheint ihnen keine Mühe zu groß, und nur allzu oft auch kein Weg, der zum Ziele führt, zu schlecht und verächtlich. Andere dagegen — und diese sind gewiß meist von besserer Gesinnung beseelt, wiewohl auch ihre Ansicht eine irrtümliche ist — reden vom Gelde und vom Gelderwerbe nur mit Verachtung; in ihren Augen ist das Geld eine Sache ohne eigentlichen Wert; sie erachten es für Torheit, nach seinem Besitze zu streben, sie spotten über diejenigen, die auf ihn ein besonderes Gewicht legen, und schätzen das Geld nur insoweit, als es ihnen dazu dient, augenblickliche Bedürfnisse oder Wünsche zu befriedigen. Sie vergeuden es wohl auch leichtsinnig, wenn es ihnen zu teil wird, und darben dann lieber, als daß sie darauf Bedacht nähmen, es durch Arbeitsamkeit zu erwerben und zu vermehren und es durch Sparsamkeit zu erhalten.

Wie die zu weit getriebene Wertschätzung des Geldes, so muß auch die Gleichgültigkeit gegen dasselbe als etwas Tadelnswertes bezeichnet werden. Denn es wäre gleich töricht, ihm eine zu hohe oder eine allzu niedrige Bedeutung beizulegen An und für sich betrachtet, ist es nur ein Mittel des Verkehres, aber auch als solches schon von nicht geringer Wichtigkeit, denn durch die Einführung und den Gebrauch der Münze bei allen Nationen und in allen Ländern der civilisierten Erde ist es möglich geworden, den unbequemen und unzulänglichen Tauschhandel zu beseitigen und an dessen Stelle ein wahres Allgemeine zu setzen, welches den größten wie den kleinsten Wertbestimmungen für Ware und Arbeit gleichermaßen zu entsprechen geeignet ist. Darum ist aber auch das Geld zu einem Bedürfnisse für jedermann geworden; niemand kann es mehr entbehren, niemand kann sich mehr ohne dasselbe verschaffen, was zum Leben, was zur Wohnung, Kleidung, Nahrung u. s. f. nötig ist; die äußere Existenz des Reichen wie des Armen ist bedingt durch den Besitz und Gebrauch des Geldes.

Als bloßes Verkehrsmittel angesehen bietet das Geld für die Betrachtung seines sittlichen Wertes noch keine Anhaltspunkte dar. Wohl aber ergeben sich diese, sobald man die Verwendung, welche das Geld zuläßt, ins Auge faßt. In der Hand des Wohlgesinnten dient es zu vielen Endzwecken für ihn selbst und auch für andere. Er erhält und verlängert damit sein Leben, sofern es als Mittel dient,

ſich zweckmäßig zu nähren und zu kleiden, in geſunden Räumen zu wohnen, ſich in Krankheitsfällen ärztlicher Hilfe zu bedienen und überhaupt manches Schadenbringende von ſich abzuwehren. Und nicht bloß für das Nützliche, auch für das Angenehme wird der Verſtändige von den ihm zu Gebote ſtehenden Geldmitteln einen weiſen und guten Gebrauch machen. Er wird ſich die Freuden der Geſelligkeit verſchaffen und Gaſtfreundſchaft üben; er wird Reiſen unternehmen, die ſeinen Geiſt mit neuen Eindrücken, Kenntniſſen nnd Erfahrungen bereichern; es wird ihm verſtattet ſein, zuweilen das unruhige Treiben der geräuſchvollen Stadt mit einem friedlichen und an Naturgenuß reichen Landaufenthalte zu vertauſchen; er wird auch ſonſt noch manches andere Vergnügen ſich bereiten können, welches einen gewiſſen Aufwand erfordert und darum nur dem Bemittelten vergönnt iſt.

Einen nicht gering anzuſchlagenden Vorteil gewährt das Geld ferner dadurch, daß es bei gutem Gebrauche unſere moraliſche Selbſtändigkeit erhöht, indem es uns manchen Verſuchungen gegenüber, denen der Arme weit leichter unterliegt, eine größere Unabhängigkeit und ſittliche Stärke verleiht. Der Bemittelte wird, wenn er überhaupt redlich denkt, mit weit größerer Gemütsruhe und Entſchiedenheit, als der in dürftigen Umſtänden Befindliche, jede ihm zugemutete Handlung von ſich weiſen können, die ihm zwar vielleicht große Vorteile verſpräche, aber den Geboten der Pflicht oder der Ehre zuwiderlaufen würde. Seine Stellung iſt eine gleichſam unangreifbare, gegen jeden herabwürdigenden Antrag geſicherte, und indem er ſich hierdurch Achtung und Vertrauen erwirbt, erlangt er ſogar über andere eine Art von Überlegenheit, die wieder ſeiner Wirkſamkeit für das allgemeine Beſte zu Gute kommen wird.

Wenn ſo das Geld uns zu einem moraliſchen Stützpunkte zu dienen vermag, mithin für das ſittliche Leben nicht ohne Bedeutung iſt, ſo wird ihm überdies auch für die Förderung unſerer geiſtigen Ausbildung ein hoher Wert zuerkannt werden müſſen. Die Hilfsmittel, welche dieſe Ausbildung bedarf, laſſen ſich ſehr oft nur durch Geld erwerben. Nicht ſelten ſind wir in der Lage, daß zu unſeren Studien Bücher, Landkarten, Inſtrumente u. dergl. erfordert werden, deren Ankauf eine namhafte Summe in Anſpruch nimmt; nicht ſelten erſcheint es uns wünſchenswert und förderlich, Gemälde, Kupferſtiche, Naturalien, Münzen und ähnliche Gegenſtände zu erwerben, die zur Bildung unſeres Geſchmackes, zur Erweiterung unſerer Kenntniſſe dienen. Die Verwendung des Geldes zu ſolchen Zwecken iſt gewiß eine nützliche und lobenswürdige, vorausgeſetzt, daß ſie die durch dringendere Pflichten gezogenen Schranken nicht überſchreitet.

Daß für uns das Geld einen hohen Wert habe, wenn wir es

auf die bezeichnete Art zu unſerm wahren Vorteile verwenden, iſt alſo einleuchtend genug. Doch der edel und gut geſinnte Menſch denkt niemals bloß an ſich ſelbſt, er lebt und wirkt auch für andere, und ſo wird in ſeiner Hand das Geld auch ein Mittel für ihn ſein, ſich nach verſchiedenen Seiten hin hilfreich, förderlich und gefällig zu erweiſen. Welche Freude gewährt es ihm, einem Notleidenden beizuſpringen, einen Bedrängten aus ſeiner ſchlimmen Lage ziehen zu können! Mit welcher angenehmen Empfindung ſieht er ſich in den Stand geſetzt, Perſonen, die ihm wert ſind, ſeine Zuneigung durch Geſchenke und durch manches Vergnügen, das er ihnen bereitet, zu beweiſen! Wie gern wird er bereit ſein, mit den ihm zuſtehenden Mitteln emporſtrebende Talente zu unterſtützen und ſie zu mancher nützlichen Tätigkeit in Wiſſenſchaften, Künſten und Gewerben anzuregen und darin zu fördern! Selbſt dem Staate kann man unter gewiſſen Umſtänden, wie namentlich bei der Gründung und Erhaltung öffentlicher ſegensreicher Anſtalten, mit Geld zu Hilfe kommen, auch die Linderung eines allgemeinen Notſtandes durch freiwillige Spenden erleichtern oder vielleicht bei Kriegsbedrängnis im Verein mit anderen ihm einen materiellen Beiſtand leiſten.

Dieſen Wert für uns und andere hat das Geld in der Hand des Guten; in der Hand des Übelgeſinnten dagegen wirkt es verderblich, und man hat dann wohl Urſache, von der ſchlechten Verwendung des Geldes, wenn auch nicht vom Gelde ſelbſt, mißbilligend, geringſchätzig, ja verächtlich zu reden. Denn was ein Segen hätte ſein ſollen, wird dann zum Fluche, nicht nur für den Beſitzer ſelbſt, ſondern auch für jene, welchen er als den Genoſſen ſeines Leichtſinns oder ſeiner Frevel davon mitteilt. Die Wirkung des Geldes wird dann gerade die entgegengeſetzte. Statt zur Erhaltung, zur Verlängerung des Lebens zu dienen, verkürzt es dem Unmäßigen, dem Verſchwender, dem leidenſchaftlichen Spieler die Dauer ſeines Daſeins; ſtatt die ſittliche Selbſtändigkeit zu erhöhen, ſchwächt es dieſelbe und drückt die Geſinnung zum Niedrigen und Gemeinen herab; ſtatt die geiſtige Weiterbildung zu fördern, gibt es dem Müßiggange, der Vergnügungsſucht, der Geiſtesträgheit Vorſchub und wird zum Hindernis für jede edlere Tätigkeit. Und ein nicht geringerer Schaden, ein nicht geringeres Unheil erwächſt aus dem üblen Gebrauch des Geldes auch für andere. Nicht dem ſchuldlos Bedrängten, nicht dem wahrhaft Bedürftigen wird die Spende zu teil; man verſchließt der Bitte des Armen ſein Ohr und verſchleudert Summen an feile Schmeichler, an die Genoſſen und Gehilfen eines zügelloſen Lebens; man unterſtützt nicht das aufſtrebende Talent, ſondern die Träger und Werkzeuge eines ausgearteten Geſchmackes und ſinnloſer Modetorheiten; man frönt mit dem

Gelde auch in Hinsicht auf andere einem alle besseren Gefühle ertötenden Egoismus, und so wird denn auch der Staat, in Zeiten einer allgemeinen Bedrängnis des Vaterlandes oder wenn es sich um große Unternehmungen zu gemeinnützigen Zwecken handelt, am allerwenigsten auf den Beistand von Menschen rechnen dürfen, in deren Hand das Geld nur zu einem verderblichen Mittel für die Befriedigung schlimmer Gelüste und selbstsüchtiger Begierden dient. F. Beck.

94. „Im Leben ist vergessen nicht die letzte Tugend."

(Platen, Abbassiden.)

Zu Themistokles, dem Manne, den nach der Schlacht bei Marathon, wie er selbst sagte, die Lorbeeren des Miltiades nicht schlafen ließen, der in den bangen Tagen vor und bei Salamis Tag und Nacht für die Rettung Athens und Griechenlands dachte, sprach, schaffte und litt, der wenige Jahre nachher von dem Strande von Argos tränenden Auges nach seiner undankbaren Vaterstadt hinüberschaute und der sie und seine bewegte, aber ruhmvolle Vergangenheit auch in der neuen Satrapenherrlichkeit nicht vergessen konnte, zu diesem Manne mit dem alles durchdringenden Verstande, dem alles behaltenden Gedächtnisse kam einst Simonides und erbot sich, ihn seine neue Kunst, die Mnemotechnik, zu lehren. „Lehre mich lieber die Kunst zu vergessen!" antwortete seufzend der Held von Salamis. Aber kann denn das, was uns so oft zu eigenem und fremdem Leidwesen wider unsern Willen begegnet, was uns so manchesmal bittere Reue, herbe Vorwürfe, geringschätziges Achselzucken oder schweren Schaden zuzieht, kann das überhaupt eine Kunst sein? Ja, und noch mehr, ein tiefsinniges Wort des frommen und gedankenreichen Platen sagt sogar:

Im Leben
Ist vergessen nicht die letzte Tugend.

d. h. es ist eine hohe sittliche Leistung, wie es denn auch schon der Neoplatoniker Plotin eine Tugend genannt hat. Welches sind nun die Fälle, in denen, oder die Dinge, die wir aus sittlichen Gründen vergessen sollen?

Vor allem das Böse, was unsere Mitmenschen uns zugefügt haben. War es nur ein kränkendes Wort oder eine Verletzung in Blick und Miene, nun so wollen wir uns an Auerbachs Mahnung halten:

Mein Freund, trifft dich ein bitter Wort,
So wehr dem Groll, der schnell erwacht.
In Liebe prüfe, glaube fort:
Es war so böse nicht gedacht, —

wollen lieber annehmen, daß es in unbedachter Übereilung, in einem unglücklichen Mißverständnis, in vielleicht von uns selbst veranlaßter

leidenſchaftlicher Erregung geſchehen und ſchon im nächſten Augenblick oder doch bei wiederkehrender Beſinnung bereut worden iſt, und wollen lieber dem Täter offen und zunächſt mit der alten Freundlichkeit entgegenkommen und ihm ſo die wenn auch nur ſtillſchweigende Zurücknahme und Ausgleichung erleichtern, als daß wir aus jeder Kleinigkeit einen Kriegsfall machen und jedes Wort, jede Miene auf die Goldwage legen und uns ſchließlich in den Ruf eines kleinlichen und wenig umgänglichen Geiſtes bringen. Man ſoll eben gewiſſe Dinge gleichſam gar nicht ſehen und hören und lieber ein Auge zudrücken oder ſich ein Fell über die Ohren ziehen, wie es im Volksmunde heißt. Das wird freilich ſelten angehen, wenn unſere oder der Unſerigen Ehre und Anſehen, Kredit und Stellung durch andere ernſtlich gefährdet werden. Da iſt Abwehr am Platze und oft genug geradezu geboten, aber ſachliche und nicht perſönliche, und nur innerhalb der Grenzen berechtigter Notwehr. Dasſelbe gilt in dem Falle, daß wir aus Gründen der Selbſterhaltung Erſatz für eine Schädigung an Hab und Gut beanſpruchen müſſen. Hat uns jemand ſolche Übel nicht wider beſſeres Wiſſen, ſondern in gutem Glauben und zur vermeintlichen Wahrung berechtigter Intereſſen angetan, ſo haben wir eigentlich nicht einmal vom gewöhnlichen, menſchlichen Standpunkte aus ein Recht, ihm zu grollen und das Geſchehene, ſo ſchmerzlich es für uns iſt, lange nachzutragen.

Wie aber, wenn in der Tat die böſe Abſicht unverkennbar hervorgetreten iſt? Dann ſcheiden ſich freilich die Wege der Alltagsmoral und der höheren Sittlichkeit. „Wie du mir, ſo ich dir", ſo lautet ein gangbares Sprichwort, und über das „Aug' um Auge, Zahn um Zahn!" iſt auch die Moral des Alten Teſtamentes nicht hinausgekommen. Aber wenn auch noch der hiſtoriſche Sokrates, wie wir ihn aus Xenophons Schriften kennen, den Grundſatz ausſpricht, die Freunde ſolle man im Gutestun, die Feinde im Böſestun übertreffen, der ideale Sokrates des Plato hat ſich im Krito bereits zu der Forderung durchgerungen *τὸν ἀδικούμενον μὴ ἀνταδικεῖν*, d. h. der Gekränkte ſolle das Böſe nicht vergelten. Und habe ich es noch nötig, auf jenes erhabenſte aller Gebote hinzuweiſen, durch welches ſich das Chriſtentum weit hinaushebt über alle anderen Religionen, inſofern als es uns nicht bloß das uns zugefügte Böſe zu vergeſſen und zu vergeben, ſondern geradezu mit Gutem zu erwidern befiehlt? Soll ich die zahlloſen Beiſpiele der Erfüllung dieſer hehren Vorſchrift durch die Heiligen anführen, wo ſchon der edle ſpartaniſche Geſetzgeber einen frechen Jüngling, der ihn geſchmäht und ihm ein Auge ausgeſchlagen hatte und ihm von dem empörten Volke zur Beſtrafung überwieſen war, mit in ſein Haus nahm und durch ſeine Milde zu

einem tüchtigen Menschen umwandelte, wo ferner schon ein Aristides, ein Cäsar und so viele andere große Männer der profanen Geschichte, wenn auch nicht um Gottes willen, so doch der Klugheit halber und im Interesse eines größeren Ganzen, namentlich des Vaterlands, gezeigt haben, daß sie selbst schwere Kränkungen zu vergessen wußten?

Denn nicht bloß das ausdrückliche Gebot des Herrn heißt uns solches zu tun, auch andere Erwägungen müssen uns dazu bestimmen. Wir sind allzumal Sünder, und Fehlen ist Menschenlos. Wie aber wollen wir für unsere Fehltritte gegen andere Nachsicht und Verzeihung — ich sage absichtlich nicht von Gott, sondern von unseren Mitmenschen — erbitten und erhoffen, wenn wir uns selbst gegen sie unversöhnlich und unerbittlich zeigen? Betrachten wir lieber das uns Widerfahrene als eine Prüfung, wie David, als ihn auf seiner Flucht vor Absalom Simei mit Steinen warf, als eine Vergeltung für Unrecht, wodurch wir selbst andere gekränkt haben und das vielleicht zahlreicher und größer ist als wir ahnen oder erkennen. Und dann, was erreichen wir bestenfalls, wenn wir unsere Rachepläne zäh festhalten und vollenden? Einen kurzen Rausch, dem wie jedem andern die Ernüchterung und oft bittere Reue folgt. Vielleicht sogar neues tatsächliches Leid, entweder von höherer Hand, wenn wir im Taumel des Rachetriumphes die schmale Grenze des Gesetzes oder Herkommens überschritten haben, oder von dem Bestraften und seinen Angehörigen, wenn diese nun zu unseren Todfeinden werden, wie das ja die durch die Blutrache z. B. auf Korsika eingetretene lange Reihe von Greueltaten und der Verlauf so mancher Erbfeindschaft zwischen Familien in Geschichte und Dichtung — wer denkt hier nicht an die sprichwörtlich gewordenen Montecchi und Capuletti? — bis zum Überdrusse beweisen. Freilich eine schwere, vielleicht die schwerste Forderung ist es, erlittenes Unrecht zu vergessen, und darum sagt Schiller (Braut von Messina I. 4):

Der Siege göttlichster ist das Vergeben.

Es kann aber auch der Fall eintreten, daß wir fremdes Unrecht, das uns persönlich gar nicht betroffen hat, vergessen müssen. Was sollte sonst aus den Menschen werden, die in der Jugend durch eigenen Leichtsinn oder tückische Verführung zu Torheiten und Fehltritten, was aus den Unglücklichen, die durch einen bösen Hang, durch lockende Gelegenheit oder gar nur durch die Not des Augenblicks auch im späteren Leben zu Vergehen oder Schlimmerem hingerissen worden sind? Ist es menschlich, immer das Brandmal auf ihrer Stirn suchen und sehen oder gar ihnen und anderen zeigen zu wollen, besonders wenn noch Besserung möglich oder gar schon ersichtlich oder wenigstens der Wille dazu vorhanden ist? Ist doch so mancher gerade dadurch

vor dem Wege der Besserung zurückgeschreckt, so mancher von dem schon betretenen wieder abgelenkt worden, daß er aus den Blicken und Worten der Menschen, denen er sich näherte, bei denen er in ehrlicher Arbeit sein Fortkommen suchen wollte, mehr oder minder deutlich herauslas: „Du gehörst nun doch zu den Ausgestoßenen der Menschheit!" Wohl ist solchen Leuten gegenüber, wenigstens bis sie deutliche Beweise der Umkehr gegeben haben, Vorsicht berechtigt, aber keine verletzende. Gefällt nicht auch uns der Vater des verlornen Sohnes besser als dessen tugendstolzer Bruder, der nur einen Blick der Verachtung, ein Wort des Tadels für den Unglücklichen hat? Doch dem Vaterherzen braucht diese Vorschrift wohl kaum eingeschärft zu werden: sie liegt ihm im Blute. Aber auch der Lehrer, der Meister und jeder, der zu anderen im Verhältnis des Vorgesetzten steht, muß vergessen können. Und daß auch schließlich jeder andere Mann, der überhaupt im Leben steht, in diese Lage kommen kann, zeigen uns die menschenfreundlichen Bestrebungen eines Vereins, der in Rheinland seinen Ursprung und Hauptsitz hat, des Vereins zur Besserung des Loses entlassener Strafgefangener, der aber laut seinen eigenen wiederholten Erklärungen ein Haupthindernis auf seinem Wege in der Tatsache findet, daß so wenige Menschen den Fehltritt ihres Nächsten vergessen können.

Und können wir uns wundern, daß mehr oder minder berechtigte Vorurteile so hartnäckig festgehalten werden, wenn wir sehen, daß viele Menschen sogar unberechtigte Vorurteile und vorgefaßte Meinungen so schwer vergessen und ablegen können? Und doch verleiten solche Irrtümer leicht zu verletzender Rücksichtslosigkeit, ja zu schreiender Ungerechtigkeit nicht bloß gegen einzelne Personen, sondern noch mehr gegen ganze Stände, Parteien, Religionsgesellschaften und Völker. Denn gerade im gesellschaftlichen, staatlichen und kirchlichen Leben haben diese Vorurteile von je ihr böses Spiel getrieben und den Blick manches Würdenträgers getrübt, freilich auch oft genug auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete dem Schöneren und Richtigeren den Weg versperrt. Da sie aber seltener durch persönliche Erfahrung als durch Herkunft und Erziehung in uns erwachsen, so lassen sie sich auch nicht leicht durch die Erfahrung verbessern oder beseitigen, und wenn dennoch die bessere Erkenntnis in uns durchdringt, so bleibt es immer noch eine sittliche, oft eine heroische Tat, wenn wir, sei es durch offene Erklärung oder auch nur durch veränderte Haltung, ehrlich eingestehen, daß wir einen langgehegten, vielleicht liebgewonnenen und hartnäckig verteidigten Irrtum vergessen und aufgegeben haben und nun bereit sind zu „verehren, was wir verbrannt, zu verbrennen, was wir verehrt haben".

Das ist kein geringes Opfer für unsere Eitelkeit und Selbstsucht, und eben diese macht es uns auch so schwer, die unseren Mitmenschen erwiesenen Wohltaten zu vergessen, während nicht nur die Bibel lehrt, daß beim Wohltun unsere Linke nicht wissen soll, was die Rechte tut (Matth. 6, 3), sondern auch Goethe, der selber so viel Gutes im stillen getan hat, mahnt:

Was du Gutes tust, schreibe in Sand,
Was du empfängst, in Marmorwand!

und sogar bei den Türken ein Sprichwort verlangt:

Tue das Gute, wirf es ins Meer;
Sieht es der Fisch nicht, sieht es der Herr.

Dagegen verlieren unsere Wohltaten, wenn wir uns und andere oft daran erinnern, ihren Wert für uns als sittliche Taten und erscheinen nur als Ausfluß eines feinen, manchmal sogar eines groben Eigennutzes, wie der Heiland von den Pharisäern sagte: „Sie haben ihren Lohn dahin." Sie verlieren aber auch leicht ihren Wert für den Empfänger und können selbst beschämend und drückend für ihn werden, so daß er uns zuletzt gram wird. Mit Recht sagt daher Lessing: „Wahre Wohltäter haben selten Undankbare verpflichtet; aber die Wohltäter mit kleinen, eigennützigen Absichten, die sind es wert, daß sie Undank statt Erkenntlichkeit einwuchern." Und wie edel und selbstlos zeigen sich hierin die Hauptheldeu seiner Dramen Minna von Barnhelm und Nathan der Weise!

In einem Punkte aber ist der edle Tellheim weniger nachahmenswert als der weise Nathan: er kann sein Mißgeschick nicht einmal auf Augenblicke vergessen. Denn wenn auch nur der Tor die Lehren des Unglücks vergißt, andere Menschen aber durch Schaden klug werden, so wäre es doch verkehrt, beständig traurigen Erinnerungen nachzuhängen, fortwährend über gegenwärtigem Leid zu brüten und sich immer selbstquälerisch mit Vorstellungen von kommenden, mit vielleicht überflüssigen und übertriebenen Sorgen zu tragen. Wer das tut, verkümmert sich selbst alle Lebensfreude, und etwas bleibt doch meist auch dem Unglücklichsten zur Erquickung seines Herzens. Aber was noch schlimmer ist, ihm schwindet auch nur zu leicht alle Tatkraft und Schaffensfreude und damit meist die Möglichkeit zur Besserung seines Loses. Das, und nicht etwa eine Beschönigung der Leichtfertigkeit liegt in den sprichwörtlich gewordenen Versen:

Glücklich ist, wer vergißt
Das, was nicht zu ändern ist,

sowie in Goethes Worten:

Wir Menſchen werden wunderbar geprüft;
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtſinn die Natur verliehn. (Taſſo II, 4.)

Das iſt auch der tiefere Sinn der rührenden Sage von dem Kinde, das im Grabe keine Ruhe findet und deſſen Totenkleidchen immer naß iſt, bis es ſeiner Mutter erſcheint und ihr das Verſprechen abnimmt, es nicht mehr zu beweinen.

Man ſieht, die aufgezählten Fälle, in denen das Vergeſſen aus ſittlichen und praktiſchen Gründen geboten iſt, ſind derartig, daß daneben auf anderen Gebieten die Vorſchrift Solons vom lebenslänglichen Lernen wohl beſtehen kann. Zu lernen und zu behalten müſſen wir alles ſuchen, was zum Verſtändnis der Natur und der Menſchenwelt ſowie zur Ausübung unſeres Berufes gehört. Menſchen aber, von denen man, wie von den Bourbonen nach ihrer Rückkehr nach Frankreich, ſagen muß: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergeſſen", bleiben ſtets eine traurige Erſcheinung. K. Menge.

95. „Entzwei und gebiete! tüchtig Wort; Vereint und leite! beſſ'rer Hort."

(Goethe, Gedichte: Sprichwörtlich.)

Es war ein vielgefürchteter Zwingherr, der ſchlaue und ſkrupelloſe Ludwig XI. von Frankreich, der, wie erzählt wird, das Sprichwort „diviser pour régner" erfand, welches in neulateiniſcher Faſſung „divide et impera" und in deutſcher: „Entzwei und gebiete" uns geläufiger iſt. Ein kaltes, herzloſes Deſpotenwort, in dem Liſt und Gewalt zugleich lauert und zu dem ſich heute nicht mehr viele bekennen werden.

Dennoch nennt der weiſe, unbefangene Goethe es ein tüchtiges Wort, und die Erfahrung gibt ihm Recht. Jener tatkräftige Ludwig, der in ſeiner Politik ſtets nach dieſem Grundſatze gehandelt hat, iſt der Begründer des franzöſiſchen Einheitsſtaates geworden. Er brach die Macht der Kronvaſallen, indem er ihr gegen ihn geſchloſſenes Bündnis ſprengte und den einen gegen den andern aufhetzte. Dieſelbe Politik befolgten ſeine Nachfolger, mit beſonders auffallendem Erfolge Ludwig XIV. Als ſein Anſchlag auf die ſpaniſchen Niederlande durch die Holländer vereitelt wurde, welche mit England und Schweden die Tripel-Allianz ſchloſſen, bereitete er ſeine Rache an dem wachſamen Gegner zunächſt dadurch vor, daß er die beiden anderen Mächte durch geheime Zuſicherungen von dem bisherigen Bundesgenoſſeu abzog. Dann erſt fiel er mit überlegenen Streitkräften über den kleinen Freiſtaat her. Als nun dieſer freche Raubzug einen neuen Fürſtenbund veranlaßte, deſſen Seele der Kurfürſt Friedrich Wilhelm

von Brandenburg war, wiederholte er mit entschiedenem Glücke dasselbe Verfahren. Zunächst bewog er das ursprünglich allein bedrohte Holland durch unerwartet günstige Anerbietungen zum Friedensschluß; schärfer konnte er nun schon gegen Spanien auftreten, das, durch den langwierigen und aussichtslosen Krieg ermüdet, bereits die üble Laune des Despoten empfand und dem Frieden schmerzliche Opfer brachte; am härtesten und hochmütigsten behandelte er aber das deutsche Reich, welches, in sich zerrüttet und von den Verbündeten im Stiche gelassen, sich nunmehr den schmählichsten Bedingungen fügen mußte. Damals war es, als der große Kurfürst sich in die grausame Lage versetzt sah, dem Machtworte des übermütigen Königs zu gehorchen und die in glorreichem Kampfe den Schweden entrissenen Gebiete wieder herauszugeben. Aber nicht nur die Franzosen, auch andere Fürsten und Völker, die in der Knechtung fremder Völker ihren Ruhm suchten, haben jene Politik als wirksamste Unterstützung ihrer materiellen Machtmittel zu gebrauchen verstanden. Wie leicht gelang es dem verschlagenen Philipp von Macedonien, durch Schürung des Parteigeistes eine nationale Einigung und Erhebung der Griechen zu vereiteln! Wie oft haben die Römer die Zwietracht anderer Völker benutzt, um sich in ihre Angelegenheiten einzumischen, wie oft den halbvergessenen Groll der Stämme neu entfacht, um mit desto geringerem Aufwand eigener Kraft den aufstrebenden Volksgeist niederzuhalten! Nicht selten erhöhten sie Macht und Ansehen fremder Fürsten, nur um desto bequemer deren Volk zu beherrschen; denn indem sie ihrer Eitelkeit und Selbstsucht Vorschub leisteten, durften sie mit gutem Grunde darauf rechnen, ihr Herzen allmählich dem nationalen Interesse abwendig zu machen. Die Germanen wußten davon zu erzählen, auch die Gallier, die Britannier und viele Völker des Orients.

Doch genug der Beispiele aus der Weltgeschichte. Zeugt doch auch das gewöhnliche Leben mit all seinen kleinen Kämpfen von der wirksamen Kraft jenes Grundsatzes. Überall, wo ein herrschsüchtiger Wille sich die Aufgabe gestellt hat, über die geschlossene Macht verbündeter Gegner zu triumphieren, versucht er es zuerst gern mit dem oft bewährten Mittel. Und dies ist natürlich. Je besser jemand die Menschen, insbesondere freilich die unedlen Eigenschaften ihrer Natur kennt, desto leichter wird er wissen, wo er den Hebel anzusetzen hat, um den Bund der Kräfte zu sprengen. Schlummern doch fast in jeder Menschenbrust schlimme Triebe, die ohne große Mühe erregt und zu verderblichen Eigenschaften entfacht werden können: hier Neid und Eifersucht, dort gemeine Habgier, hier hochstrebender Ehrgeiz, dort leicht empfindliches Ehrgefühl, hier verjährter Groll, der heimlich

unter der Asche fortglimmt, dort leichtsinnige Genußsucht, welche gedankenlos in die Netze der Verführung sich verstricken läßt. So wird einer nach dem andern von dem schlaurechnenden Versucher berückt und dem Ganzen entfremdet, oder aus einem Bunde bilden sich zwei einander feindliche, oder es entbrennt gar ein Krieg aller gegen alle. Sie vergessen in ihrer Verblendung des gemeinsamen Feindes und ahnen nicht, daß sie aufgehört haben, sich selbst zu bestimmen, und nur als Werkzeuge zur Förderung fremder Interessen ausgenutzt werden. So gleichen sie jenen bewaffneten Männern von Kolchis, die durch einen blinkenden Stein, den Jason in ihre Mitte geworfen, sich betören ließen und einander zerfleischten, während ihr wahrer Feind in lächelnder Ruhe ihrer Selbstvernichtung zuschaute.

Also „tüchtig" d. h. wirksam und in gewissem Sinne auch zweckentsprechend ist das Wort „Entzwei und gebiete" allerdings. Und doch befriedigt es nicht, und doch ist es kein Grundsatz, dessen man sich rühmen möchte. Denn entzweien ist schwächen, schädigen, zerstören; durch Entzweiung anderer seine Mächte stärken wollen, heißt, seinen Nutzen im Schaden anderer suchen. Zwar auch der Beste kann im Kampf um seine Existenz in die Lage kommen, also zu handeln. Wer sich von haßerfüllten Feinden rings umgeben sieht, wem die Not keine Wahl läßt, der wird auch dieses Mittel mit Begierde ergreifen, um über alle Gefahren obzusiegen. Aber an solche Fälle denkt der Dichter wohl schwerlich, da er dem genannten Grundsatze einen zweiten, edleren, und dem Entzweien das Vereinen, dem Gebieten das Leiten gegenüberstellt. Es ist indes nur ein sittliches Bedenken, welches den Wert des ersten Grundsatzes mindert. Auch wer in rücksichtsloser Selbstsucht nur auf Mehrung seiner Macht erpicht ist, wird, wofern er wohlberaten ist, nach verläßlicheren Mitteln, nach festeren Grundlagen der Herrschaft ausschauen. Denn jenes Mittel stellt zwar leicht bemerkbaren, auch schnellen, aber keineswegs bleibenden Erfolg in Aussicht. Wer entzweit, was zusammengehört und aufeinander angewiesen ist, muß sich darauf gefaßt machen, daß die getrennten Elemente sich doch einmal wieder zusammen finden. Auch die Leidenschaften des Parteizwistes erlöschen mit der Zeit in sich, wenn andere Übel tiefer empfunden werden, und auf den Rausch des Zornes folgt naturgemäß die Ernüchterung. So kommen die Tage, wo die betrogenen Parteien, durch das Unglück gewitzigt, erkennen, wo ihr wirklicher Feind zu suchen sei und wie sehr sie durch ihren Hader sich selbst geschadet und gleichsam die Geschäfte des gemeinsamen Feindes besorgt haben. Anstatt sich, wie bisher, immer vorzuhalten, was sie trennt, erinnern sie sich dann vielmehr alles dessen, was sie einigt und stark macht, und im gemeinsamen Zorn gegen den gemein-

ſamen Widerſacher finden ſie endlich die Kraft, ſich zu erheben und das auferlegte Joch abzuſchütteln. Die Römer haben das erfahren, als der Freiheitskampf der Germanen unter Arminius plötzlich und mit einem Schlage das Netz der Tyrannei zerriß, woran ſie jahrelang geſponnen. Den berüchtigten Rheinbund und alle anderen Schöpfungen Napoleons, welche darauf abzielten, den Einheitsgedanken unter den deutſchen Stämmen zu erſticken, fegte der eine Kriegsſturm von 1813 ſchnell hinweg. Denn auch jene deutſchen Fürſten, welche bei dem Zuſammenſturz des deutſchen Reiches als Vaſallen Napoleons ſcheinbar ihre Macht vergrößert ſahen, hatten längſt empfunden, wie weh der goldne Reif tat, den des Deſpoten Hand ihnen aufs Haupt gepreßt hatte. Was haben dem übermütigen Ludwig XIV. am Ende alle ſeine Ränke geholfen? Er ſäte Zwietracht und erntete das Mißtrauen und den Haß der Völker Europas. Am Abend ſeines Lebens ſchaute er auf eine wechſelvolle, zum Teil allerdings glänzende, aber im Grunde doch verfehlte Regierung zurück: rings um ſich ſah er ein verarmtes Land und an den Grenzen zahlreiche blutgetränkte Schlachtfelder, die Gräber ſeiner beſten Krieger, ſeiner ſtolzeſten Hoffnungen, ja ſelbſt des Ruhms ſeiner Waffen.

Nein, es gibt ein weiſeres Herrſcherprinzip, deſſen Früchte vielleicht langſamer reifen mögen, dann aber um ſo ſchöner ſchmecken. „Verein' und leite!" Schöner und nützlicher als das herriſche Gebieten iſt ein mildes, nach dem letzten Zwecke ſchauendes Leiten. Freilich iſt es auch ſchwieriger. Denn viele Mühe und Einſicht und Geduld und Menſchenliebe iſt nötig, um ſo viel widerſprechende Meinungen miteinander zu verſöhnen, ſo viele eigenwillige Naturen dem Dienſte einer großen Idee gefügig zu machen, ſo viele Querköpfe von ihrem wahren Wohle zu überzeugen. Aber wenn nur das höchſte Ziel der Leitung ſich als ein wahrhaft ſchönes und erſtrebenswertes erweiſt, ſo wird der Erfolg nicht ausbleiben, vielmehr mit der Zeit größer und reicher werden. Denn wenn *jener* egoiſtiſche Grundſatz ſchließlich Haß erregt, ſo muß *dieſer* ſelbſt in harten und ſpröden Naturen etwas wie Liebe wecken. Wer die Menſchen zu gemeinſamer Tätigkeit vereint, gibt ihnen erſt die Möglichkeit, Großes zu leiſten, dadurch belebt er das Gemeingefühl und zugleich in jedem einzelnen das Bewußtſein eigener Kraft und eigenen Wertes. Und wenn er ſie dazu nicht durch herriſchen Machtſpruch zwingt, ſondern durch den Hinweis auf ihren eigentlichen Nutzen überredet, ſo ruft er jene Freudigkeit des Schaffens hervor, welche eine Grundbedingung menſchlichen Glückes iſt. Wenn dann vollends der Erfolg dieſe Tätigkeit belohnt, wenn durch die Förderung der Geſamtheit auch die Wohlfahrt des einzelnen gefördert wird, dann erwächſt, wenn auch nicht allen,

— dazu kommt es nie —, so doch der Mehrheit jenes Gefühl der Genüge, des Behagens, der Sicherheit, welches am eheſten der alſo geſchaffenen Lage Beſtand und Dauer verheißt. Dann entfaltet ſich jenes reiche Leben, welches der Lieblingsdichter der Deutſchen in den Worten preiſt:

„Sieh, da entbrennen im feurigen Kampf die eiſernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund."

Zu allen Zeiten, wo die menſchliche Kultur ihre ſchönſten Blüten trieb, hat auch dieſer herrliche Grundſatz ſeine ſchöpferiſche Kraft geäußert. „Verein' und leite!" dachte Perikles, als er das freiheitsluſtige, bewegliche Volk der Athener durch ſeine hinreißende Beredſamkeit zu jenen Werken des Friedens anleitete, die mehr noch als die Siege über die Perſer ihren Namen unſterblich gemacht haben. Damals bedeckte ſich die Akropolis mit heiteren Tempeln und lichten Göttergeſtalten; damals rangen Sophokles und Euripides auf der tragiſchen Bühne um die Palme des Sieges und ergötzten Eupolis und Kratinus das ſouveräne Volk mit ihren mutwilligen Scherzen. — Nicht anders dachten jene wackeren Kaufleute, die die Städte Deutſchlands zu dem mächtigen Hanſabunde vereinigten, um Handel und Wandel vor Gewalttat und Willkür zu ſchützen und den rührigen Bürgern die Früchte ihres Fleißes zu ſichern. Verein' und leite! Dieſem Grundſatze folgten auch die glorreichen Gründer des neuen Deutſchen Reiches, Kaiſer Wilhelm und Fürſt Bismarck, indem ſie die Fürſten und freien Städte unſeres Vaterlandes nach gemeinſamen Kämpfen und Siegen ohne äußere Nötigung, nur durch die zwingende Logik der Tatſachen zu einem Bunde zuſammenſchloſſen, der allen Teilen gleiches Recht und ehrenvolle Mitarbeit am Wohle des Ganzen gewährleiſtet. Hier iſt jedem Gemeinweſen, ja jedem einzelnen Bürger eine weite, freie Bahn eröffnet zur Entfaltung ſeiner Kraft. Die alte Eiferſucht der Stämme wird hier, im Dienſte des großen Vaterlandes, zu rühmlichem Wetteifer veredelt, und der Partikularismus — ehedem der Krebsſchaden am Leben unſeres Volkes — wird allmählich wieder das, was er urſprünglich war, berechtigte Wertſchätzung der Eigenart, deren Pflege nur die Vielſeitigkeit und den Reichtum des deutſchen Volksgeiſtes widerſpiegelt. Auch in der äußern Politik Bismarcks und ſeines Nachfolgers erkennen wir freudig das Walten des weiſen Grundſatzes, zumal jetzt, wo der ſchwer bedrohte Frieden Europas durch Stiftung des gewaltigen Dreibundes verbürgt iſt, der ſeine Feſtigkeit und Dauer ausſchließlich in der Wahrnehmung der wahren Intereſſen aller Beteiligten ſucht.*)

*) Geſchrieben 1892.

Verein' und leite! Dies sei fortan der Wahlspruch aller derer, welche irgend eine Gesamtheit — sei's ein Volk, eine Gemeinde, einen Stand, eine Genossenschaft oder auch nur eine zu bestimmter Tätigkeit verbundene Anzahl von Menschen — zu regieren berufen oder bestrebt sind. Fürwahr, da gibt es ein herzerfreuendes Schauspiel, wo Vertrauen Herrscher und Volk, Vorgesetzte und Untergebene, Führer und der Führung Bedürftige miteinander verbindet, wo der Befehl zur freundlichen Anleitung, der Gehorsam zum gelehrigen Eifer wird, wo jeder, auch der Geringste, sich als nützliches Glied des Ganzen fühlt und an seinem Platze für die Ehre des Ganzen wirkt. Da wird das Dichterwort zu lebensvoller Wahrheit:

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich im muntern Bund,
Und im feurigen Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz;
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz. F. Bahnsch.

96. „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an. — Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."

Schiller.

In den Worten „Mann und Volk" liegt ein geheimnisvoller Gegensatz, der stets nach einer Versöhnung trachtet, um alsbald wieder Gegensatz zu werden. Zeiten lebhaften Nationalgefühls erzeugen das Ringen kraftvoller Persönlichkeiten, gegenüber dem Gesamtbewußtsein ihre Eigenart zu behaupten; Zeiten des Schwindens nationaler Kraft wecken die Sehnsucht nach dem Zusammenschluß aller Glieder eines Volkes zu lebendiger Gesamtwirkung. In dem Jüngling, welcher daheim sitzt, regt sich sehnsüchtige Wanderlust, und in dem Ausgewanderten erwacht das süße Heimweh.

Glücklich der, dem es beschieden ist, fremde Länder und fremde Sitten, sei es durch eigene Anschauung, sei es durch sorgfältige Studien kennen zu lernen, um dann den kräftigen Entschluß zu fassen, in freier Hingabe aus dem Vaterlande seine besten Kräfte zu schöpfen, um sie in willigem Dienste dem Vaterlande zu weihen. Diesen Weg wollen unsere höheren Schulen die Jugend der gebildeten Stände führen. Indem sie ihr in großen Zügen die Kulturentwicklung der abendländischen Menschheit vorführen, wollen sie ein kräftiges Nationalgefühl und treue Hingabe an das deutsche Vaterland wecken, wie sie aus dem Bewußtsein des Anteils an den edlen Gütern erwächst, die Deutschland einem jeden seiner Söhne zu spenden vermag. Und wo

in einer Jünglingsbruſt ein treues deutſches Herz ſchlägt, da wird bei aller Begeiſterung für griechiſches und römiſches Altertum zuletzt doch immer jenes Wort aus Schillers Tell, das der alte Freiherr von Attinghauſen ſeinem Neffen Rudenz zuruft, einen mächtigen Widerhall finden:

Ans Vaterland, ans teure, ſchließ dich an.
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft.

Ein Baum, der fröhlich grünen und reichlich Frucht tragen ſoll, muß ſtarke Wurzeln in das Erdreich ſenken können, um die geheimen Schätze zu heben, die der Boden birgt. Wird er aus ſeinem Mutterboden herausgeriſſen, ſo ſtirbt er ab. So ſoll ein Jüngling im treuen Anſchluß an ſein Vaterland ſeine Kraft ſuchen und emſig die Lebensſtoffe aufnehmen und verarbeiten, die ihm ſein Volk darzureichen vermag. Kein Menſch, auch das größte Talent nicht, entwickelt ſich aus ſich ſelbſt, jeder bedarf der Anregung von außen. Und da halten dem unmündigen Kinde der blaue Himmel und die grünende Erde, die munteren Tiere und die freundlichen Geſichter der Menſchen ihre ſtumme Predigt. Aber der Laut der Sprache, die Vater und Mutter reden, deutet ihm erſt jene ſtummen Zeichen und lehrt die Beziehungen verſtehen, die die Dinge unter ſich und mit dem Menſchen verbinden. Die gebildete Sprache denkt für uns, und ſo lehrt ſie den kleinen Weltbürger denken, ſie fühlt für uns und lehrt das Kind unbewußt den Gemütsanteil nachempfinden, mit dem vor undenklichen Zeiten unſere Voreltern die Welt anſchauten. Was Generationen geſonnen und gegrübelt, geſcherzt und gejubelt, getrauert und geklagt haben, davon findet ſich ein Niederſchlag in der Sprache, der das junge Gemüt umfängt und beeinflußt. Wir träumen den Traum der Kindheit, umgeben von den Tönen unſerer Mutterſprache. Darum wird uns nie eine andere Sprache ſo hold und traut. In ihren Lauten hören wir gleichſam das Herz unſeres Volkes ſchlagen.

In der Sprache berührt uns der Geiſt unſerer Nation, er weht uns auch an im Verkehr mit unſeren Volksgenoſſen. Zwar iſt uns die klaſſiſche Schönheit und Formvollendung verſagt, aber der Sinn für das Charaktervolle iſt unſere herrliche Mitgift. Nicht ſowohl die durchſichtige Eleganz, als vielmehr Wahrheit und Tiefe ſucht der Deutſche. Und wenn er ſich gern in Träume verſenkt, ſo iſt es die Wärme des Gefühls, die ihn dazu veranlaßt. Das deutſche Gemüt wird oft genannt und geprieſen, andere Völker haben dafür kaum einen Ausdruck. Aus dieſer Ausſtattung unſeres Weſens erwächſt der Trieb nach individuellem und korporativem Daſein. Wir wollen alles perſönlich erfaſſen, ihm unſere Liebe oder unſern Haß zuwenden.

Das ſind die Grundzüge unſeres Nationalcharakters. Sie ſchlum-

mern in jedem einzelnen. Wie anders ſollen ſie ſich entwickeln und zu harmoniſcher Entfaltung kommen als im Anſchluß an unſer Volk, an unſer Land? Wie ſollen ſie Pflege finden, wenn nicht durch die charaktervollen und innigen Laute unſerer Mutterſprache? Wie ſoll unſere Perſönlichkeit ſich harmoniſch bilden, wenn nicht im Anſchluß an unſere Volksgenoſſen, die ebenfalls nach charaktervoller Ausgeſtaltung ihrer Eigenart ringen? Wie ſoll unſer Gemüt ſich entfalten, das ſich, unſanft berührt, ſo ſcheu zurückzieht, wenn nicht im Austauſch mit unſeren gemütsvollen Landsleuten? Der Deutſche, der jahrelang im Auslande lebt, der gar im Auslande ſeine Eigenart preisgibt, wird nach und nach edle Seiten ſeiner natürlichen Anlage verkümmern ſehen und nicht zu voller, freier Entfaltung ſeines Weſens kommen, während ein kürzerer Aufenthalt im Auslande allerdings unſerem weitherzigen, empfänglichen Weſen frommen mag. Ja, im Vaterlande, in treuer Bewahrung unſerer Eigenart liegen die ſtarken Wurzeln unſerer Kraft. Darum ans Vaterland, ans teure, ſchließ dich an! Wie dankbar dürfen wir dafür ſein, daß ſeit dem mächtigen Erwachen unſeres Nationalgefühls in den letzten Jahrzehnten auch unſere Brüder, die durch die Verhältniſſe gezwungen ſind im Auslande zu leben, anfangen, ihr deutſches Weſen, ihre deutſche Sprache im fremden Lande beizubehalten und zu pflegen und ſo aus dem Vaterlande auch über das Weltmeer hin geiſtige Kräfte zu ziehen!

Aber jede Nation, die im vollen Sinne dieſen Namen beanſprucht, muß auch politiſch organiſiert ſein. Fehlt ihr eine entſprechende politiſche Geſtaltung, ſo wird ſie, ſolange ſie noch eine Zukunft hat, nach einer ſolchen ringen. Wir Deutſchen haben es heutzutage leicht, uns treulich dem Vaterlande anzuſchließen. Denn wer ſieht nicht eine Ehre darin, dem mächtigſten Reiche der Welt anzugehören? Von jeher hat ein idealer Glanz die politiſchen Bildungen unſeres Volkes umkleidet. Gemäß dem individuellen und ſittlichen Zuge unſerer Nation ruht das Staatsleben auf dem Grundgedanken der Treue und Dankbarkeit, die Fürſt und Volk verbinden. Der abſtrakte Staatsgedanke, wie er ſich etwa in der römiſchen Republik verkörperte, iſt unſerm Weſen fremd. Und ſo ſchaut denn jeder ehrliche Deutſche mit gemütlichem Anteil zu ſeinem Fürſten empor, empor auch vor allem zu dem Träger der Reichsgewalt, zu unſerem Kaiſer. Trägt unſer neu errichtetes Kaiſertum auch naturgemäß deutlich die nüchternen, praktiſchen Züge des modernen Staatsgedankens und verleugnet es ſeinen preußiſchen Urſprung nicht, ſo fällt doch noch ein romantiſcher Strahl aus der Jahrhunderte alten Geſchichte des römiſchen Kaiſertums deutſcher Nation herüber und läßt es verklärt und geweiht durch alte Überlieferung erſcheinen. Und dieſes Reich vereinigt die deutſchen

Stämme, ohne die Gegensätze, welche sie trennt, zu vernichten, ohne den Pulsschlag des nationalen Lebens ausschließlich in ein Zentrum zu verlegen.

Wie sehr gerade diese politische Organisation die Liebe jedes Deutschen verdient, wie sie geeignet ist, der Eigentümlichkeit jedes einzelnen entgegenzukommen und dem Bedürfnis individueller Lebensäußerung wie dem Wunsche, einem kraftvollen Ganzen anzugehören, gleicherweise gerecht zu werden, ist schon oben gesagt. In dem Deutschen schlummert der Wunsch, im Geiste wenigstens, vor des Herrschers Thron zu treten und seine Liebe und Treue dort niederzulegen, das Auge des Herrschers auch auf sich ruhen zu sehen, auch in seiner Weise an der Verwaltung des Staates mitzuwirken, auch seinen Arm dem Vaterlande zu leihen. So liegen im Vaterlande, sofern es politisch gestaltet ist, die Wurzeln unserer Kraft; so rufen uns Kaiser und Reich zu: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!"

Das deutsche Volk besitzt eine deutsche Kultur, das ist das dritte Gut, das das Vaterland uns spendet. Kein modernes Volk, welches im Strome der Geschichte steht, hat eine Bildung, die ohne fremde Beeinflussung nur den Tiefen der Volksseele entsprungen wäre. Es ist Gottes Ordnung, daß die nationale Besonderheit im Weltverkehr ihre Ergänzuug findet. Dennoch trägt die Kultur jeder selbständigen Nation ihre eigenartigen Züge. Unser Geistesleben ist wie das fast aller Völker Europas befruchtet und durchdrungen von der christlichen Religion und den Überlieferungen der antiken Welt. Aber in der Aufnahme dieser gewaltigen Träger der Kultur hat der deutsche Geist seine Eigentümlichkeit bewahrt, ja nur um so schöner entfaltet. Wie kam das Streben nach persönlicher Ausgestaltung dem christlichen Glauben entgegen, der den Menschen in ein persönliches Verhältnis zu dem lebendigen Gott versetzen will! Nicht bei der Auffassung des Christentums als erschöpfender Erkenntnis und höchster Weisheit konnten wir uns beruhigen, wie die Griechen, nicht als weltumfassendes Reich wollte uns diese Religion recht verständlich werden, wie den Römern: als persönliches Heil, als persönliches Erlöstsein durch Christum, als dankbare freie Hingabe an Gott, den Erlöser, ging uns die Botschaft von Jesu Christo auf. Und diese Auffassung brach sich seit den Tagen der Reformation gewaltig Bahn und entfesselte ungeahnte geistige Kräfte in unserem Volke.

Und weiter! In der Schule der Alten haben wir langsamer und mühsamer gelernt als andere Völker, mit treuem Schülerfleiß und entschlossener Hingabe. Aber nicht, um ewig Schüler zu bleiben, sondern um als Freunde an der Seite der Alten zu sitzen und uns ihre Geheimnisse ins Ohr sagen zu lassen. In dem Altmeister von

Weimar, um den die Welt uns beneidet, der der Menschheit angehört, von dem sein großer Freund sagt, daß er als Grieche unter nordischem Himmel geboren sei, der aber sicherlich ein echter und ganzer Deutscher ist, hat sich die Vermählung des antiken und deutschen Geistes urbildlich vollzogen.

Es ist nicht möglich, die Fülle der Kulturaufgaben, die unser Vaterland seinem empfänglichen Bürger zu bieten vermag, wie sie auf dem durch Christentum und Antike befruchteten nationalen Boden gewachsen sind, an materiellen und geistigen Gütern, in Kunst und Wissenschaft hier aufzuführen. Gewiß ist, sie spenden eine Fülle der Kraft, eine Fülle gerade dem deutschen Wesen entsprechender Nahrung. Denn sie wurzeln in der geistigen Eigenart, welche jeder Deutsche an sich trägt, und werden daher fördernd und bereichernd auf sein Leben wirken. Auch sie rufen uns zu: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!" Daß wir mit jener Mahnung den deutschen Jüngling nicht in die Enge und Beschränkung weisen, dafür ist wohl unsere ganze Darlegung Zeuge. Dazu ist das deutsche Vaterland zu weit und zu groß. „Homo sum, nihil humani a me alienum puto" kann der Deutsche mit besonderem Recht sagen, insofern als er sich liebend in fremdes Wesen zu versenken vermag, aber doch nur dann, wenn er in seiner charaktervollen Art eines ganz ist, ein ganzer Deutscher.

Wir wissen wohl, daß das Vaterland nicht das höchste Gut ist; aber es ist doch ein herrliches Gut, und in den Schranken der Nationen wird nach Gottes Ordnung das unbewegliche, ewige Reich des Höchsten gebaut. Darum halte dich treu zu deinem Vaterlande, gehe bei ihm vor allem achtsam und sinnig in die Schule, damit du dann auch dankbar eine wirklich segenbringende Gabe auf seinem Altare niederlegen könnest, ein Leben fruchtbar im Dienste des Vaterlandes verwendet.

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft." A. Hartert.

97. Der Gebirgsbach.

(Ein Gespräch.)

Wilhelm. Hier laß uns ein wenig ruhen; das Plätzchen ist wundervoll. Hier der schwellende Rasen unter dem Schatten der ehrwürdigen Eiche, vor uns der rauschende Gießbach, links aufwärts die schroffen Felsenufer und dahinter das malerische Gebirge, rechts die weite Ebene mit ihren gesegneten Fluren — es ist zum Malen schön.

Ferdinand. Nun ja — recht hübsch; aber die Hauptsache ist

mir doch, daß ich meine müden Beine etwas ſtrecken kann; du haſt mich nun ſchon ſo lange und ſo weit mit dir herumgeſchleppt, daß ich des Rennens herzlich müde bin!

Wilhelm. Rennen — herumſchleppen? — wie, macht es dir denn keine Freude, unſere maleriſche Gegend zu durchſtreifen, hier eine Höhe zu beſteigen mit ihrer prächtigen Fernſicht, dort in ein ſtilles Waldtal dich zu vertiefen und dem Flüſtern der hohen Wipfel, dem Murmeln des Baches zu lauſchen?

Ferdinand. Ich ſage dir ja, daß es recht hübſch hier iſt; aber ganz abgeſehen davon bin ich doch herzlich froh, daß wir hier im weichen Graſe liegen und ein wenig verſchnaufen können.

Wilhelm. Allerdings die Ruhe iſt mir auch nicht unerwünſcht; aber am meiſten Genuß bereitet es mir doch, daß wir gerade hier an dieſem reizenden Punkte ruhen. Dies Plätzchen iſt gerade mein Lieblingsplätzchen, wohin ich mich ſchon oft nach Tagen voll anſtrengender Arbeit geflüchtet habe, um der Seele die volle Spannkraft zurückzugewinnen.

Ferdinand. Nun, gerade deswegen brauchteſt du doch nicht ſo weit zu gehen; irgend ein Platz im Freien, wo man nur friſche Luft ſchöpfen kann, tut's auch ſchon.

Wilhelm. Mir iſt es keineswegs einerlei, wo ich meinen Ruheplatz finde; gerade hier, wo Gebirge und Ebene aneinander grenzen und der Blick beide beherrſcht, gerade hier, wo das Flüßchen ſchäumend und rauſchend über die letzte Felsbank hinſtürzt und ewig wechſelnd und dennoch ewig gleich das Auge feſſelt und das Ohr erfüllt, überlaſſe ich mich am liebſten meiner Ruhe und meinen Gedanken

Ferdinand. Denen kannſt du dich doch überall überlaſſen, wo dich nicht etwa einer ſtört.

Wilhelm. Allerdings, aber gerade der rauſchende Bach iſt es, an den ſich am liebſten meine Gedanken und Phantaſien knüpfen. Denn ſieh nur, wenn ich hier ſitze, ſo wandere ich im Geiſte talaufwärts bis zu ſeiner Quelle. Da ſehe ich ihn zwiſchen mooſigen Felsblöcken im Schatten mächtiger Tannen aus dem dunkeln Schoße der Erde hervorſprudeln; in tauſenden verborgenen Adern rinnen im Innern der Erde die Gewäſſer, die hier vereint ans Tageslicht treten. Raſch ſtürzen die Wellen über die Steinblöcke herab; bald umfängt der Schatten des Buchenhochwaldes den jungen Bach und ſchirmt ihn vor den ſengenden Strahlen der Sonne. Doch er eilt raſtlos weiter ins offene Tal, wo er durch mehrere Zuflüſſe verſtärkt die Wieſen tränkt. Freundlich grüßen ihn die Blumen am Ufer; hier drängt ſich eine Gruppe Erlen und Pappeln an ihn, dort ſtreckt eine alte Eiche

ihre mächtigen Äste quer über ihn hin; doch der Bach darf nicht weilen; unaufhaltsam treibt es ihn weiter, bis ihn die Kunst des Menschen gefangen nimmt, zwischen Dämmen einschließt und zwingt, dienstbar die Mühle des Dorfes zu treiben. Doch gleichsam unwillig über die Sklaverei stürzt er sich brausend und schäumend über die Räder in die Tiefe. Besänftigt fließt er nun durch das Dörflein und läßt sogar geduldig einen leichten Steg über sich hinweg bauen. Immer weiter strömt er raschen Laufes, bald in offenen Wiesengründen, bald zwischen engeren Talwänden, bis er hier endlich die Ebene erreicht, in die er über diese letzte Felsbank weg hineinschießt, um fortan in größerer Ruhe das flache Land zu durchfließen. Bald vereinen sich andere Bäche mit ihm und schwellen ihn zu einem Flusse, dessen Gewässer schon ansehnliche Schiffe tragen und blühende Städte bespülen; endlich vereint er seine Wellen mit denen des Hauptstromes, mit dem verbunden er hinausströmt in das ewige Meer, aus dessen Schoß die Wolken aufsteigen, die seine Quellen nährten. Und wenn ich so den Lauf unseres Baches verfolge, kommt mir immer der Lebenslauf des Menschen in den Sinn, wie seine Jugend unter der Obhut der Eltern und Lehrer so harmlos und fröhlich dahinfließt, umgeben von lauter freundlichen Eindrücken, so daß selbst der Zwang nicht lästig erscheint; wie aber allmählich das Leben einförmiger, aber doch zugleich auch großartiger und bedeutsamer wird, weil das Wirken vieler das des einen unterstützt, wie dann jedoch die Tätigkeit des einzelnen, so reich sie auch sein mag, dennoch mit einer noch allgemeinern und höhern sich einigen, ja sich ihr unterordnen muß, um zuletzt zum letzten, höchsten Ziele zu gelangen, zu Gott, in dem sie ihren Ausgang wie Endpunkt findet.

Ferdinand. Und damit bist du auch wohl an dem Endpunkt deiner Betrachtung angelangt.

Wilhelm. Ja und nein, wie du es nehmen willst; denn wie viele Gedanken lassen sich nicht außerdem noch an unsern Bach knüpfen! Denke zum Beispiel nur an die verheerenden Überschwemmungen, die er zuweilen anrichtet, und dann wiederum an den Menschen, wenn er in wilder Leidenschaft alle Schranken und Gesetze durchbricht — findest du nicht die schlagendste Ähnlichkeit?

Ferdinand. Allerdings; aber offen gestanden, mir würden solche Gedanken hier an dieser Stelle schwerlich gekommen sein Das sind Phantastereien, die uns praktischen Leuten nicht in den Kopf wollen.

Wilhelm. Laß mir meine Phantastereien, sie haben mir schon manche schöne Stunde bereitet. Aber was für praktische Ideen sind denn dem Herrn Praktikus eingefallen?

Ferdinand. Spotte nur nicht! Unſereins fände hier auch einen ergiebigen Boden, und wir zögen am Ende ganz andere Prozente davon.

Wilhelm. Prozente? Da hört man gleich den Kaufmann in spe! und mein ſchöner Bach wäre dir am Ende das zinstragende Kapital!

Ferdinand. Gewiß, und zwar ein recht ſchönes. Berechne und überlege nur einmal! Unterwegs ſagteſt du, daß der Bach immer reich an Waſſer ſei! Hier ſtrömt er in raſchem Falle über die Felsbank, vielleicht drei Fuß tief; auch oberhalb und unterhalb iſt das Gefälle ſtark. Ohne viele Koſten ließe ſich durch Stauwerk und Dämme die Sache ſo einrichten, daß die Waſſermaſſe hier an der Stelle einen Fall von etwa 8 bis 10 Fuß bekäme. Dadurch erhielte man eine impoſante Waſſerkraft, die in der mannigfaltigſten Weiſe verwertet werden könnte; ſie würde ausreichen, eine nicht unbedeutende Fabrik oder auch eine umfangreiche Mühlenanlage in fortwährendem Betriebe zu erhalten. Nimm z. B. einen Eiſenhammer, ein Walz- und Schleifwerk — Eiſenſtein iſt in der Nähe, und Kohlen auch leicht zu beſchaffen —, was würde das für ein Leben geben an dieſem jetzt ſo öden und ſtillen Ort! Oder auch etwa eine Tuchfabrik — das Material könnten eure zahlreichen Schafherden liefern, wenn auch ihre Wolle nicht eben die feinſte iſt; aber zu grobem Tuch iſt ſie gut zu verwenden. Wie bald würden hier Häuſer und Hütten ſich erheben, die Maſchinen ſchnurren, die Kamine dampfen, die Räder rauſchen, kurz eine emſige Tätigkeit erblühen, wo jetzt alles in Grabesſtille ruht, wenn nicht etwa die Vögel ein wenig laut werden. In wenigen Jahren könnte, wenn die Sache verſtändig geleitet und ſchwunghaft betrieben würde, hier ein neues Dörfchen erſtehen, und da könnteſt du ſchließlich noch Paſtor an deinem Lieblingsplätzchen werden.

Wilhelm. Und du Fabrikant, nicht wahr? Das iſt allerdings eine ſehr praktiſche Idee; allein mit ihrer Verwirklichung hat es einſtweilen noch gute Wege. Ich hoffe nicht, daß ſich ſobald an der Stelle unſerer prächtigen Eichen ein proſaiſcher Schornſtein mit ſeinem ſchwarzen Qualm erheben wird und daß man den freien Sohn der Berge zu ſolchem Sklavendienſt zwingt.

Ferdinand. Sei unbeſorgt, ich wenigſtens werde dir deine Romantik hier nicht verderben. Aber du ſiehſt doch, daß dein Praktikus doch auch wohl ſeine Ideen haben kann an einem ſolchen Plätzchen.

Wilhelm. Ich will ihnen auch ihre Berechtigung nicht abſprechen; indes meinem Sinne ſagt es nicht zu, die Natur mit den Augen des Geſchäftsmannes zu betrachten.

Ferdinand. Jeder nach seiner Art. Übrigens wird es Zeit aufzustehen; die Sonne ist untergegangen, der Tau steigt auf, und wir laufen Gefahr, einen ebenso unromantischen als unpraktischen Schnupfen uns hier zuzuziehen. B. Werneke.

98. Gedanken am Neujahrsabend.

(Eine Betrachtung.)

Wohl bildet jeder einzelne Tag einen bedeutsamen Abschnitt in unserm Leben, der uns zu ernsten Erwägungen mahnt; doch gibt es Zeiten, in denen der Mensch sich mehr als sonst zu Betrachtungen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft angeregt fühlt, in denen selbst der Leichtsinnigste, der seine Tage gedankenlos hinzubringen pflegt, das Bedürfnis empfindet, sich zu sammeln und sein Inneres zu prüfen. Dies gilt vorzüglich vom letzten Abende des scheidenden Jahres, einem wichtigen Abschnitte und Wendepunkte unserer Lebenszeit, welcher jedes bessere, edlere Gemüt zu ernsten Betrachtungen auffordert und den nur ein roher, verwilderter Sinn gleichgültig an sich vorüber gehen lassen wird.

Wenige Stunden noch, und wieder ist ein volles Jahr dahingeschwunden wie ein kurzer Augenblick; wie ein Traum dahingeschwunden sind jene Stunden, Tage, Monate eines ganzen Jahreslaufes mit allem, was wir während desselben getan und erlebt, genossen und gelitten! Sollte uns das nicht mahnen an die Flüchtigkeit und Unwiederbringlichkeit der Zeit? Welche Macht gäbe es, die stark genug wäre, den leisen, unaufhaltsamen Lauf der Zeit auch nur um eine Minute zu hemmen, die Dauer des seinem Ende sich nähernden Jahres auch nur um eine Sekunde zu verlängern?

Wie an die Flüchtigkeit der Zeit, so werden wir auch in diesen Stunden an die Nichtigkeit und die Unbeständigkeit alles Irdischen gemahnt. Wie manches Band der Liebe und Freundschaft wurde im verflossenen Jahre durchschnitten, wie manche, die unserm Herzen teuer waren, sind uns vorangegangen in die ewige Heimat! Wie hinfällig und vergänglich haben sich uns auch die irdischen Güter und alles irdische Wohlergehn gezeigt! Wie manchen Reichen, dessen Besitzstand auf einer unerschütterlichen Grundlage zu ruhen schien, sahen wir unvermutet verarmen, wie manchen Glücklichen plötzlich unter einer Reihe von Unglücksfällen erliegen! Und hatte nicht auch unser eigenes Leben, mochte es immerhin von so schweren Schlägen des Schicksals verschont geblieben sein, doch in dieser Zeit mehr betrübende als freudige Ereignisse, mehr getäuschte als erfüllte Hoffnungen aufzuweisen?

Solche Bilder des raſchen Wechſels alles Irdiſchen, die wie im Fluge an uns vorüberziehen, haben freilich etwas Niederſchlagendes, und wir müßten uns ganz entmutigt fühlen, wollten wir ausſchließlich bei ihnen verweilen. Aber der Neujahrsabend weckt auch noch andere Gedanken: er ermuntert uns zum Rückblick auf unſere Tätigkeit während des verfloſſenen Jahres, zur ernſten Prüfung unſeres bisherigen Lebens und Strebens, ſowie zu guten Vorſätzen und Entſchließungen für die Zukunft. Ernſte Fragen drängen ſich uns hier auf, Fragen, die niemand ſo eindringlich an uns zu richten, niemand ſo erſchöpfend zu beantworten vermag, als wir ſelber, ſobald wir es nur ernſtlich wollen. Hält uns doch unſer Gewiſſen einen treuen Spiegel vor, in dem wir die Vergangenheit klar erblicken und unſer Leben überſchauen mit allen ſeinen Verſuchungen und Prüfungen, ſeinen Verſäumniſſen, Fehlern und Torheiten, aber auch mit den erhebenden Momenten, in denen wir einen Sieg über uns ſelbſt gewonnen, mit den Mühen und Früchten unſeres Fleißes, mit den Fortſchritten unſerer geiſtigen und ſittlichen Bildung und mit allen jenen guten Handlungen, deren Bewußtſein uns mit innerer Zufriedenheit lohnt! Und ein ſolcher Rückblick, ſchließt er nicht auch die Ermunterung in ſich ein, vorwärts zu blicken in das kommende Jahr mit dem feſten Vorſatze, die verlängerte Gnadenfriſt, die uns Gott in ſeiner unendlichen Liebe ſchenken will, nicht ungenützt vorübergehen zu laſſen? Beſſer — ſo wollen wir es in dieſer feierlichen Stunde geloben —, umſichtiger, eifriger als die verſtrichene Zeit ſoll die künftige von uns angewendet werden, jeder Augenblick ſoll uns koſtbar ſein, jede leiſe Mahnung des Gewiſſens Gehör finden, jede Erfahrung und Lehre der Vergangenheit uns als Begleiter und Wegweiſer für die Zukunft dienen und unſerm Willen Beihilfe leiſten, mit Mut und Beharrlichkeit nach dem Ziele unſerer ewigen Beſtimmung hinzuſtreben!

Aber vergebens würde der letzte Abend des ſcheidenden Jahres uns zu ſolchen Vorſätzen ermuntern, wenn wir von ihm uns nicht auch warnen ließen vor Leichtſinn in Anwendung der Zeit. Wie vielfach haben wir Grund, uns einer falſchen Sicherheit anzuklagen, die uns ſo oft dazu brachte, das dringendſte Geſchäft, das der eigenen Beſſerung, minder wichtigen Beſchäftigungen, ja wohl nichtigen Vergnügungen nachzuſetzen! Wenn dieſes nun bald abgelaufene Jahr das letzte unſeres Lebens geweſen wäre, mit welchem Schuldbewußtſein, welchem Zagen müßten wir vor dem Richterſtuhle Gottes erſcheinen; welcher ſtrafbaren Vergeudungen der Zeit müßten wir dann ſelber uns anklagen! Und wer kann wiſſen, ob uns das kommende Jahr auch noch völlig angehören werde, ob nicht früher, als wir denken mögen, unſerm Leben das Ziel geſetzt ſei? Wie gefährlich alſo wäre jeder

fernere Aufschub! Nein, wir wollen nicht mehr zögern; noch heute, noch in dieser Stunde soll von uns das Werk der Besserung mit verdoppelter Kraft in Angriff genommen werden, und keine Minute der Lebenszeit sei verloren, die uns von Gott noch fernerhin geschenkt wird, das Heil unserer Seele zu befördern!

Wenden wir so das Herz flehend zu dem Höchsten, der allein unserm Willen die Stärke zu verleihen vermag, das erkannte Gute wirklich zu vollbringen, dann werden wir uns auch nicht weniger gedrungen und verpflichtet fühlen, beim Schlusse des Jahres Gott zu danken, daß er uns bis zu dieser Stunde am Leben erhalten, uns mit Gütern des Leibes und der Seele gesegnet, uns vor unzähligen Übeln und Gefahren behütet und im Unglücke durch seine Hilfe und seinen Trost uns ermutigt und erquickt hat. Wahrlich, wenn wir schon am Abende jedes einzelnen Tages Ursache haben, mit dankerfülltem Gemüte zu dem Geber alles Guten aufzublicken, um wieviel mehr bietet uns der Ablauf eines ganzen Jahres Anlaß, da manches, was uns an den göttlichen Fügungen früherhin dunkel und rätselhaft erschien, sich uns jetzt in anderem Lichte zeigt und wir mit Beschämung erkennen, daß Gott auch dann, wenn seine Hand schwer und züchtigend auf uns ruhte, doch immer nur unser Bestes, unser wahres Wohl im Auge hatte.

Wie könnten wir schöner, würdiger, erhebender den Neujahrsabend feiern, als mit solchen Gedanken, Gefühlen und Entschließungen! Wie könnte dieser bedeutungsvolle, wichtige Zeitabschnitt für uns fruchtbringender werden, als dadurch, daß wir jene guten Vorsätze auch wirklich zur Tat werden lassen! Wenn wir auf solche Weise von dem alten Jahre Abschied nehmen, dann darf uns vor dem neuen und selbst auch vor den Übeln und Gefahren, die es vielleicht in seinem Schoße birgt, nicht grauen. Was immer es uns bringen mag, und wären es auch Leiden, Unglücksfälle, Armut, Krankheit, ja der Tod selbst, — es wird uns alles, auch das Härteste, zum Segen gereichen, weil wir darin den göttlichen Ratschluß, den Ratschluß der ewigen Liebe erkennen.

Doch wehe, wehe uns, wenn die verhüllte Zukunft uns unvorbereitet finden sollte, wenn wir mit gedankenlosem Leichtsinn den Ernst dieser feierlichen Stunde verkennen, ihn wohl gar, von wüstem Sinnentaumel umfangen, gleichsam verhöhnen würden, wenn das neue Jahr, wenn die noch weiter sich anreihenden Jahre gleich dem vergangenen ungenützt für uns verfließen sollten! Dem kurzen Traume des Lebens würde ein schreckliches Erwachen folgen, und mit schmerzlicher Reue würden wir einst — ach vergeblich! — unsrer verlorenen Jugend zurufen: Kehre wieder, o kehre wieder, daß ich anders, daß ich besser wähle!

F. Beck.

99. Der geſtirnte Himmel.

(Eine Betrachtung.)

Worin beſteht wohl der große Genuß, den der Anblick des geſtirnten Himmels jedem gefühlvollen Menſchen gewährt? Woher kommt es, daß er ſeit Jahrtauſenden allen Völkern ein Gegenſtand der Bewunderung, manchen ſogar der Anbetung iſt und den gebildetſten Menſchen unerſchöpflichen Stoff zum Nachdenken gibt? Der Grund liegt ohne Zweifel darin, daß dieſer Anblick uns eine annähernde ſinnliche Vorſtellung, eine leiſe Ahnung wenigſtens von der Unendlichkeit gibt. Jede ſternklare Nacht eröffnet neue, noch nicht bemerkte Ausſichten; ſelbſt die Zahl der Sterne häuft ſich mit jedem neuen Blick, den das geübtere Auge auf den Himmel wirft, und grenzt, wenn man dem Auge durch Fernrohre zu Hilfe kommt, an das Unendliche; mit jeder neuen Vervollkommnung der Teleſkope entwickeln ſich aus der Tiefe des unermeßlichen Raumes, deſſen Grenzen wir erreicht zu haben glaubten, neue noch kleinere und ſchwächer glänzende Punkte, deren Entfernung das Maß der Einbildungskraft überſchreitet.

Dieſes große, ſchöne Schauſpiel wird durch Bewegung belebt, aber nicht durch jene Augenblicksbewegungen der tieriſchen Schöpfung oder durch die geräuſchvollen und zerſtörenden Veränderungen, wie ſie oftmals auf unſeren Meeren und in unſerm Luftkreiſe vorkommen, ſondern durch eine ſtille, langſame, Segen verbreitende und regelmäßige Bewegung, die nun ſchon ſeit Jahrtauſenden fortdauert und bis ans Ende der Zeiten fortdauern wird.

Was wir hier unter dem Monde von der Natur kennen, iſt ein ewiger Wechſel, das Bild der Vergänglichkeit und des Todes. Alle Gebilde, die wir auf der Erde ſehen, verdunſten, verwittern, verwelken oder ſterben dahin. Allein dort oben zeigt ſich uns die Natur von einer ganz andern Seite. Die Unveränderlichkeit, die wir dort ſehen, belebt in uns die Hoffnung der Unſterblichkeit und dient uns als ein Vorbild unvergänglicher Fortdauer.

Endlich zeigt uns auch die vollkommene Ordnung in der Geſtirnwelt, eine Ordnung, deren ſcheinbare Störungen doch ſelbſt nur wieder zur Erhaltung der Natur dienen, aufs deutlichſte das Walten einer weiſen Vorſehung, die für jedes einzelne ihrer Werke ſorgt; und wenn wir in dem dunkeln Abgrunde des Luftraumes mit jedem geſchärfteren Blicke neue Welten entdecken und die Grenzen, die wir erreicht zu haben glaubten, immer weiter hinausgerückt ſehen, ſo entwickelt ſich nach und nach in unſerm Geiſte der Begriff der Unendlichkeit, der Allmacht und Güte Gottes, und durch den Reichtum der Schöpfung tritt uns auch die geiſtige Fülle des unbegreiflichen,

unsichtbaren höchsten Wesens näher, welches, vor unserm sterblichen Auge verhüllt, das Ganze erhält, belebt und beherrscht.

Wahrlich, von allem, was wir sehen können, ist nichts, was den Geist mehr erhebt, ihn mit höheren Gedanken und Empfindungen durchströmt, als der Anblick des gestirnten Himmels! Wer da ungerührt und unempfindlich bleibt, wer da nicht die Stimme des Schöpfers und Vaters der Natur vernimmt, wer da nicht die Spuren der höchsten Macht und Weisheit entdeckt und sich nicht in Bewunderung derselben verliert, der steht noch auf der tiefsten Stufe der Menschheit und gleicht den vernunftlosen Tieren des Feldes, welche keine Empfänglichkeit für ein so erhabenes Schauspiel in sich tragen.

F. Beck.

100. Über die religiöse Weihe, welche Jugendfreundschaften besitzen sollten.

(Eine Rede.)

Teure Studiengenossen!

Unter den Bedürfnissen, welche unser jugendliches Herz empfindet, ist vielleicht kein anderes so lebhaft und naturgemäß, keines so berechtigt, keines, wenn ihm wahre Befriedigung zu teil wird, von so weitreichenden, guten Folgen wie das der Freundschaft. Auch scheinen gerade die Verhältnisse, in welchen sich junge Leute befinden, die ihre Studien gemeinsam betreiben, die gleiche Altersstufe, auf der sie meistenteils stehen, ihr täglicher Umgang und geselliger Verkehr, der gleiche edle Zweck der Geistesbildung, den sie verfolgen, — es scheinen gerade diese Verhältnisse ihnen besonders zu statten zu kommen, um freundschaftliche Verbindungen einzugehen und sich des hohen Glückes teilhaftig zu machen, das die Freundschaft gewährt. Doch kommt hierbei freilich auch alles darauf an, daß es eine wahre und eigentliche, und nicht eine bloße sogenannte Freundschaft sei, in welcher jugendliche Gemüter sich begegnen.

Über diesen hochwichtigen Gegenstand, geliebte Kommilitonen, möge es denn mir, als dem ältesten in eurem Kreise, vergönnt sein, einige Worte an euch zu richten!

Über die falsche, nicht echte Freundschaft will ich nur kurz sein, weil ich hoffen darf, daß, wenn ich sie auch nur mit wenigen Zügen zeichne, im Hinblick auf jene hohe, edle Vereinigung der Gemüter, die wir allein als wahre Freundschaft erkennen können, dieselbe euch doch leicht zu armselig und euer selbst unwürdig erscheinen wird.

Denn worauf beruht eine solche angebliche Freundschaft? Sie ist eine Vereinigung übelgesinnter oder doch in Beziehung auf wahre

Menschenwürde gleichgültiger Leute zur Erreichung böser Zwecke oder zum bloßen Genuß äußerlicher Vergnügungen. Ergibt sich nicht von selbst, daß Verbindungen dieser Art, wie sie verabscheuungswürdig oder doch nichtig in ihrem Ursprung, wie sie verwerflich oder doch wertlos sind nach ihrem inneren Wesen, so auch dieselben notwendig einem schnellen, vielleicht schmach- und schandvollen Ende entgegengehen?

Wenn z. B. einzelne unter euch — ich setze nur die Möglichkeit des Falles, und ich bin weit entfernt davon, einen oder mehrere meiner Studiengenossen einer so verwerflichen Absicht zeihen zu wollen — wenn einzelne es sich wollten beikommen lassen, nach einer förmlich getroffenen Verabredung den Fleiß und Lerneifer bei ihrer ganzen Klasse möglichst zu hemmen, um auf diese Weise beliebtem Müßiggang um so gefahrloser sich zu überlassen, wenn andere oder die nämlichen Studierenden zur Verübung pflichtwidriger, strafwürdiger Handlungen, wodurch sie ihr eigenes Wohl untergraben und die Achtung aller guten Menschen verlieren müssen, sich vereinigen würden, wenn noch andere oder wieder die nämlichen sich verbinden wollten, um durch Belügen ihrer Lehrer oder Vorgesetzten nach verübtem Unrechte noch Strafloſigkeit zu gewinnen, — wer möchte wohl den Namen Freundschaft zur Benennung eines solches Bündnisses mißbrauchen und herabwürdigen wollen? Wäre dann Freundschaft nicht vielmehr eine Ausgeburt der Hölle als ein Geschenk des Himmels, wäre sie dann nicht vielmehr ein Fluch als ein Segen, indem das Böse notwendig und seiner Natur nach Scham und Schande, Unglück und Verderben jederzeit bringen muß?

Doch wir müssen noch weiter gehen, und den heiligen Namen der Freundschaft selbst auch derjenigen Verbindung absprechen, die jedes tieferen, ernsteren Grundes ermangelt und die weiter nichts sein soll, als ein Mittel, äußerliche, an sich und im ganzen vielleicht unschuldige Vergnügungen, die aber, wenn sie sonst nichts sind, jederzeit zu leeren Tändeleien herabsinken, — desto besser genießen zu können.

Wohl sollen Freunde — und das wird jedermann gern zugestehen — ihre Freuden miteinander teilen und durch gemeinschaftlichen Genuß dieselben einander erhöhten, doch muß dabei auch fest behauptet werden, daß hierin noch bei weitem nicht das ganze Wesen der Freundschaft liege. Diese hat einen höhern Ursprung, sie ist ihrem innern Wesen nach etwas wahrhaft Großes und Herrliches, und auch ihre Folgen reichen unendlich über das dort Beabsichtigte hinaus.

Von jeher, meine teuren Studiengenossen, ist die echte Freundschaft als eine Gabe des Himmels und als ein göttliches Werk angesehen worden, und so kann sie in der Tat auch nur da statthaben,

wo den Gemütern echt religiöse Gesinnung innewohnt, wo eine tiefe Liebe zu Gott, der die Liebe selbst ist, unser Innerstes mit dem himmlischen Vater vereinigt, und wir nun so in dem Wesen aller Wesen zu einem auch im Himmel gesegneten Bündnis die uns gleichgestimmte Seele antreffen.

O, haltet fest an dieser Vorstellung, geliebte Freunde, und denket nicht, daß in unsere Verhältnisse und namentlich in das freundschaftliche Verhältnis die Religion nicht hineingehöre. Unser ganzes Dasein ist schal und öde, wenn es nicht aus dieser einzigen und alleinigen Lebensquelle Licht und Kraft empfängt, und was uns im irdischen Leben wirkliche Freude und wahres Vergnügen gewährt, das hängt unfehlbar, sei es auch durch noch so viele Mittelglieder, mit Gott und dem Göttlichen zusammen. Ebenso ist denn auch alles Gute und Vortreffliche, was wir an einem Altersgenossen wahrnehmen, und was uns eine solche Achtung und herzliche Zuneigung zu ihm einflößt, daß wir ihn zu unserm Freunde zu haben wünschten, seine Herzlichkeit z. B., seine Offenheit, seine Freundlichkeit und Gefälligkeit, sein Gehorsam, sein Fleiß, seine Ausdauer, und welche andere Tugenden ihm noch eigen sein mögen, lediglich Beweis der in ihm lebenden und durch fromme Eltern und Erzieher, vielleicht ihm selbst unbewußt, geweckten religiösen Gesinnung.

Diese Erwägung wird dazu dienen, sofort auch klar zu machen, worin der Freundschaft innerstes Wesen bestehe. Sie ist schlechterdings nicht bloß Äußerliches oder Irdisches, denn sonst müßte sie ja auch zerbrechlich und vergänglich sein, während doch, wie jedermann erkennt, die erste Eigenschaft des wahren Freundes, neben der Uneigennützigkeit, die Treue und Beständigkeit ist.

Allerdings nehmen Freunde, wie sie miteinander dieses zeitliche Leben zu durchwandern haben, auch an ihren äußerlichen Begegnissen den innigsten Anteil, freuen sich an jedem Gute, das dem andern zu teil wird, trauern mit ihm über jeden Verlust, den er erleidet, stehen einander in jeglicher Bedrängnis redlich bei und befördern gegenseitig, soweit Recht und Pflicht es gestatten, auch ihr irdisches Wohlsein. Alles dieses ist aber doch immer noch nicht das wahre, eigentliche Wesen der Freundschaft. Diese haftet schlechterdings nicht an äußeren Dingen, sondern ihr steht nur, mit mehr oder weniger deutlichem Bewußtsein, ein göttliches, im jenseitigen Leben erst völlig zu erreichendes Ziel vor der Seele, welches die gleichgestimmten und darum durch Gott selbst zum Freundschaftsbündnis vereinigten Gemüter sehnsüchtig verfolgen, und in ihrer innigen Gemeinschaft um so leichter zu erreichen hoffen dürfen.

Das ist der Geist und Sinn echter Freundschaft, und von einer

ſolchen Seelenvereinigung verbreitet ſich allerdings Segen über das ganze menſchliche Daſein.

Möge, teure Studiengenoſſen, dieſer Geiſt immer ſchöner und kräftiger in euch allen erwachen, mögen eure Herzen ſich zu Freundſchaftsbündniſſen dieſer edlen, trefflichen Art vereinigen, möget ihr auf dieſe Weiſe ſelbſt einander ſtärken, von Tag zu Tag immer beſſer und vollkommener zu werden! Möget ihr ſelbſt einander ermuntern zu ausdauerndem Fleiße und zu treuer Benützung aller der Mittel, die ſich uns an der Studienanſtalt, der anzugehören wir das Glück haben, zur Ausbildung unſeres Geiſtes und zur Erwerbung der für unſern künftigen Beruf erforderlichen Kenntniſſe darbieten! Laſſet uns durch unſer eigenes Beiſpiel und durch ſanfte, brüderliche Ermahnung kräftigſt dahin wirken, daß der Geiſt des Gehorſams, der Geiſt der Liebe und der Dankbarkeit gegen Lehrer und Vorgeſetzte immer mehr und mehr unter uns herrſchend werde.

Den für das Gute noch nicht Entſchiedenen für dasſelbe zu gewinnen, den auf der Bahn desſelben Wankenden zu halten, daß er nicht ſinke, zu immer höheren Stufen jeglicher Vortrefflichkeit ſelbſt einander gleichſam zu ſteigern, alles dies iſt uns möglich, wenn echter Freundſchaftsſinn uns beſeelt.

Welcher Segen, teure Mitſtudierende, läge hierin für uns alle, welche Ruhe würde dies Bewußtſein uns geben, welche Heiterkeit dadurch unſerm ganzen Leben verliehen werden, welch höhern Wert müßten dann auch alle äußerlichen Freuden, die uns gewährt ſind, dadurch gewinnen!

Von Freundſchaftsbündniſſen dieſer Art könnte man ſagen, daß ſich in ihnen alles vereinigt, was Gottes heiliger Wille von uns verlangt, was unſere guten Eltern ſo ſehnlich von uns wünſchen, was die hochverehrten Gönner und die Lehrer dieſer Anſtalt von uns hoffen, ja was ſelbſt das Vaterland von uns erwartet. Freundſchaftsbündniſſe in dieſem Sinne — muß ich noch hinzufügen — würden uns in den ſpäteſten Jahren unſerer irdiſchen Laufbahn noch erfreulich ſein, ja wir würden uns derſelben wohl auch in dem andern Leben noch gern erinnern und ſegnend ihrer gedenken.

Und ſo rufe ich euch denn noch einmal zu: Seid Freunde unter einander, warme, innige, herzliche Freunde, Freunde im wahren Sinne dieſes großen, ja heiligen Wortes!

F. Beck.

Quellen der Aufsätze.

J. W. von Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland. Berlin 1793.

Fr. Bahnsch, Deutsche Musteraufsätze für die Prima. Wissenschaftl. Beilage zum Programm des Königl. Gymnasiums zu Danzig 1892.

Fr. Beck, Stilistisches Hilfsbuch. 3 Abteilungen. München. I³ 1870. II² 1878. III 1871.

L. Bellermann, Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis. 2 Bde. Berlin 1888. 1891.

O. Böhm, Musteraufsätze zum Nacherzählen für Quinta, Quarta und Untertertia. Für Lehrer zusammengestellt. Berlin 1880.

L. Cholevius, Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen. 2 Bde. Leipzig. I¹⁰ 1887. II⁸ 1886.

Woldemar Dietlein, Aus deutschen Lesebüchern. Dichtungen in Poesie und Prosa erläutert für Schule und Haus. Unter Mitwirkung namhafter Schulmänner herausgegeben von Rudolf Dietlein, Woldemar Dietlein, Dr. Richard Gosche und Friedrich Polack. 3. Bd. Zweite Auflage. Gera und Leipzig 1888

A. Edel, Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel. Für die Hand des Schülers als Anhang zum Lesebuch bearbeitet. 2 Teile. Bamberg 1890.

Ch. F. Falkmann, Stilistik oder vollständiges Lehrbuch der deutschen Abfassungskunst. 4. Aufl. Leipzig 1849.

Ch. F. Gellert, Moralische Vorlesungen. Leipzig 1770. 2 Bde.

A. W. Grube, Charakterbilder deutschen Landes und Lebens. (Geographische Charakterbilder. Dritter Teil.) 9. Aufl. Leipzig 1873.

Alb. Hartert, Schulaufsätze, ein Beitrag zum deutschen Unterricht in den oberen Klassen. Beilage zum Programm d. evang. Gymnasiums zu Gütersloh. 1889.

V. Hehn, Über Goethes Hermann und Dorothea. Aus dem Nachlaß herausgegeben v. A. Leitzmann u. Th. Schiemann. Stuttgart 1893.

J. Hense, Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Dritter Teil: Prosa. Freiburg i. Br. 1889.

Anton Jonas, Deutsche Aufsätze für die Mittelklassen höherer Schulen entworfen. Berlin 1895. — Deutsche Aufsätze für die Oberklassen höherer Schulen entworfen. Berlin 1896.

E. Laas, Der deutsche Unterricht auf höheren Lehranstalten. Ein kritisch-organisatorischer Versuch. Berlin 1872.

Julius Lippert, Deutsche Sittengeschichte. 3 Teile. Leipzig, Wien und Prag 1889. (Wissen der Gegenwart Bd. 68—70.)

K. Menge, Ausführliche Dispositionen und Musterentwürfe zu deutschen Aufsätzen für obere Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig 1890.

Ed. Niemeyer, Leſſings Minna von Barnhelm. Hiſtoriſch-kritiſche Einleitung nebſt fortlaufendem Kommentar. 2. Aufl. Dresden 1877.

L. Rudolph, Praktiſches Handbuch für den Unterricht in deutſchen Stilübungen. 4 Teile. Berlin 1876—1880.

Daniel Sanders, Geſchichte der deutſchen Sprache und Litteratur. 2. Aufl. Berlin 1880.

Ferd. Schöntag, Muſteraufſätze aus der Schule für die Schule. Programm zum Jahresberichte über das Kgl. Alte Gymnaſium zu Regensburg 1886/87. Stadtamhof, Druck von J. u. K. Mayr. — In Buchform erſchienen: Regensburg, Verlag von Hermann Bauhof 1887. Zweite, vermehrte Auflage. Regensburg 1891.

J. Fr. Schröder, Styliſtiſche Aufgaben für die oberen Gymnaſialklaſſen. Quedlinburg und Leipzig 1844.

Ferd. Schulz, Meditationen. Eine Sammlung von Entwürfen zu Beſprechungen und Aufgaben für den deutſchen Unterricht in den oberen Klaſſen höherer Lehranſtalten. Deſſau. 3 Bändchen (I. 1888. II. 1886. III. 1898).

W. Sommer, Hand- und Hülfsbuch für den Unterricht im deutſchen Aufſatze. 7. Aufl. Köln 1878.

G. Tſchache, Themata zu deutſchen Aufſätzen in Dispoſitionen und Ausführungen Für obere Klaſſen höherer Lehranſtalten. Vierte Auflage. Breslau 1890. — Material zu deutſchen Aufſätzen in Stilproben, Dispoſitionen und kürzeren Andeutungen für die mittlere Bildungsſtufe. 2 Bändchen. I[4] Breslau 1888. II[4] Breslau 1893.

L. Uhland, Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage. Stuttgart und Tübingen 1865—1872. 8 Bände.

W. Vigelius, Aus dem deutſchen Unterricht in der Prima: Der Lehreraufſatz als poſitive Korrektur der Schüleraufſätze. Beilage z. Programm des Kgl. Friedrichs-Gymnaſiums zu Frankfurt a. O. 1881.

H. Vockeradt, Praktiſche Ratſchläge für die Anfertigung des deutſchen Aufſatzes auf den oberen Klaſſen der höheren Lehranſtalten in Regeln und Beiſpielen. 2. Aufl. Paderborn 1896. Von demſelben 2 Muſterbeiſpiele in dem Leſebuch von Henſe.

O. Vogel, Übungen zur Lehre vom Satz und Aufſatz, für die unteren Klaſſen. Programm der ſtädt. Realſchule I. Ordn. Perleberg. 1882.

H. Weismann, Ludwig Uhlands dramatiſche Dichtungen. Für Schule und Haus erläutert. Frankfurt a./M. 1863.

B. Werneke, Praktiſcher Lehrgang des deutſchen Aufſatzes für die oberen Klaſſen der Gymnaſien und anderer höherer Lehranſtalten. Eine Sammlung von deutſchen Schulaufſätzen, proſaiſchen Leſeſtücken, Dispoſitionen, Materialien und Themen. 3. verb. Aufl. Münſter 1885.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
436.6 D46961903 C001
Deutsche Mustersufsetze : ein stilistisc
3 0112 088348377

Zum Aufsatz-

Man verlange das Verzeichnis

bedruckten Ebenen